

C. C. SLATERMAN

JACKSON

ERSTES BUCH

MYSTERY ACTION

C.C. Slaterman

Jackson
Erstes Buch

Eine Mystery-Action-Geschichte

www.geisterspiegel.de

Cover © 2014 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2015 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

INHALT

Der Auftrag.....	9
Die weißen Männer	23
Flucht ins Unbekannte	30
Yalla	37
Hetzjagd ohne Gnade.....	48
Das Volk aus den Bergen.....	57
Das Gesetz der Nayanos	65
Kämpfen für Yalla.....	73
Die Straße der Ehre.....	81
Lauf oder stirb	89
Der Tote im Sand	96
Duell ohne Gnade	103
Sie nannten ihn Balun.....	111
Galgenfrist für Jackson.....	118
Gegen eine Armee von Killern.....	124
Gefangen!	132
Das Verhör	143
24 Stunden bis zum Sterben	152
Lügen und andere Wahrheiten.....	159

Geständnisse.....	167
Das Höllencamp.....	174
Ein mörderisches Trio	182
Den Tod im Nacken.....	189
Enthüllungen	197
Eine böse Überraschung	205
Aus und vorbei.....	212
Der Franzose.....	219
Verzweifelt!.....	226
Zurück in die Hölle.....	231
Um Kopf und Kragen.....	237
In den Katakomben des Grauens	244
Monster gegen Menschen.....	251
Neue Gefahren	259
Der Nebel lichtet sich	266
Das Ziel rückt näher	273
Adam	279
Es lebt.....	285
Amok	292
In letzter Sekunde	301

Wiedersehen mit Hindernissen	307
Geständnisse.....	312
Endlich frei.....	317
Letzte Chance Iswa	322
Die Stunde der Monster	328
Die Freiheit winkt	335
Alles oder nichts.....	342
Frei!	349
Die Jagd beginnt.....	355
Hetzjagd ohne Gnade.....	360
Finale in Perth.....	366

Der Auftrag

»Warum zum Teufel immer ich?«

William Elias Borthwick, Inhaber von Borthwick International Service & Security setzte sein finsterstes Chefgesicht auf.

Daraufhin beschloss ich, die Klappe zu halten, wenigstens vorläufig.

Das letzte Mal hatte mein Vorgesetzter diese Miene 2008 während der Weltwirtschaftskrise aufgesetzt, kurz bevor er mir mein Weihnachtsgeld und die Spesen gestrichen hatte.

Heute erzählte er mir mit dem gleichen Gesicht etwas von Jerome, einem gottverdammten Minencamp, das irgendwo am Arsch der Welt lag. Genauer gesagt in den unerforschten Weiten von Down Under, am Rande der Gibsonwüste, was aber letztendlich auf dasselbe hinauslief.

Nachdem er mit seinen Ausführungen am Ende war, musste ich das Gehörte erst einmal verdauen. Irgendwie überkam mich dabei das Gefühl, dass ich nur die Wahl hatte, mich seinen Anweisungen zu fügen oder zu kündigen.

Ein Scheißgefühl.

Einerseits hatte ich nicht die geringste Lust, mich schon wieder mit wildfremden Leuten herumzuärgern, andererseits waren für einen 39-jährigen Ex-Soldaten, Bodyguard und Taxifahrer Jobs wie mein jetziger ziemlich dünn gesät.

Ich hatte nämlich nicht viel mehr gelernt, als Auto zu fahren, mit einer Waffe umzugehen und meine Faust dorthin zu setzen, wo es schmerzt.

Wie auch?

Ich war noch ein kleines Kind, als meine Eltern bei einem

Autounfall ums Leben kamen. Danach wurde ich in der Verwandtschaft wie ein lästiges Anhängsel herumgereicht.

Ich wuchs mal hier, mal da auf, mal bei den Großeltern, mal bei einer Tante oder irgendeinem Onkel. Sie können mir glauben, meine Jugend war alles andere als ein Zuckerschlecken.

Nach dem Armeedienst zog ich planlos in der Weltgeschichte umher und schrammte dabei mehr als einmal haarscharf an der Gesetzlosigkeit vorbei. Ich erlebte genug Not und Elend, dass es bis an mein Lebensende reichte. Als es mir wieder einmal ziemlich beschissen ging, brach ich alle Brücken hinter mir ab, fuhr nach London und klapperte gefühlte einhundert Firmen ab. Ich nahm den erstbesten Job an, der mir angeboten wurde, nämlich den eines Sicherheitsagenten bei Borthwick Security.

Das war vor etwas mehr als zehn Jahren.

Inzwischen nannte ich eine Wohnung in einem der besseren Vororte Londons mein Eigen, fuhr einen gediegenen Mittelklassewagen und besaß eine Jahreskarte für das Upton Park Stadion, wo ich von der Südtribüne aus die Heimspiele von West Ham United verfolgen konnte.

Ich hatte sozusagen mein Plätzchen gefunden.

Mein Name ist übrigens Adam Jackson.

Warum ich Ihnen das alles erzähle?

Ganz einfach, weil hier im Büro meines Chefs eine Geschichte ihren Anfang nahm, die so verrückt ist, dass sie mir wahrscheinlich nie jemand glauben wird.

Trotzdem möchte ich darüber reden. Ich will nicht, dass später einmal von mir gesagt wird, ich sei ein Lügner gewe-

sen.

Denn sie war Wirklichkeit, so wirklich, dass es beinahe schmerzte.

Alles begann auf den Tag genau heute vor zwei Jahren.

Es war ein Mittwoch. Ich weiß das deshalb noch so genau, weil es für Mitte Juni ein ungewöhnlich kalter und verregener Tag war.

Verdammt, was hatte Borthwick nur geritten, mich nach meinem Einsatz auf einer Ölplattform in der Nordsee zwei Tage später in den australischen Busch zu schicken?

Er sagte es mir, während er sich mit der Rechten durch seinen Bart fuhr.

Borthwick war ein hoch aufgeschossener, asketisch wirkender Mann mit einem hageren Gesicht und dunklen Augen, die immer dann zu glühen schienen, wenn er zu sprechen begann.

»Ich kenne niemanden, der diesen Job sonst übernehmen könnte. Außerdem weiß ich gar nicht, warum Sie sich so anstellen, Jackson. In Zeiten von Internet und Smartphone ist selbst ein Ort wie Jerome nicht mehr aus der Welt.«

Ich verzog das Gesicht, lehnte mich in dem Besucherstuhl zurück und strich mit den Fingerspitzen vorsichtig über jene Stelle am Kopf, an der sich bis gestern noch ein dickes Pflaster befunden hatte. Ein Schichtführer besagter Ölplattform hatte versucht, meine Schädeldecke mit seinem Vorschlaghammer zu malträtieren, bevor ich ihn mit zwei Kugeln aus meiner Walther PPK hatte umstimmen können. Der Grund seines unfreundlichen Benehmens waren Unterlagen, mit

denen ich ihm beweisen konnte, dass er seinen Arbeitgeber nach Strich und Faden betrog.

»Also gut«, sagte ich nach einem Moment des Nachdenkens. »Und um was geht es genau?«

Borthwick grinste.

Ein neutraler Beobachter hätte dieses Lächeln vielleicht für wohlwollend und milde gehalten, für mich wirkte es eher diabolisch.

»Wie ich bereits erwähnte, besitzt die Stanford Company Niederlassungen in der ganzen Welt. Eine davon liegt in Jerome. Dort befindet sich eine Aufbereitungsanlage für seltene Bodenvorkommen und Metalle und dort verschwinden im Moment beinahe täglich irgendwelche Maschinen oder Metalle. Der Schaden geht jetzt schon in die Zehntausende. Jeder in unserem Haus weiß, dass dieser Konzern einer der wichtigsten Kunden unseres Unternehmens ist, um nicht zu sagen der wichtigste. Ich musste also handeln, nachdem ich angerufen wurde. Ich habe der Geschäftsleitung meinen besten Mann versprochen. Sie werden also noch heute nach Perth fliegen. Dort wird Sie jemand von Stanford in Empfang nehmen und einweisen.«

Ich seufzte.

»Muss das sein? Eigentlich wollte ich mir ein paar Tage freinehmen. Wie Sie wissen, komme ich gerade erst von einem Auftrag zurück, der mich beinahe den Kopf gekostet hätte.«

Um den Stellenwert meiner Aussage zu untermauern, deutete ich seufzend auf die Wunde auf meinem Schädel und setzte eine bedauernswerte Miene auf. Da ich aber insge-

heim wusste, dass ich mit derartigen Gesten bei meinem Chef kein Mitleid erregen konnte, war ich von seiner Reaktion auch nicht sonderlich enttäuscht.

Borthwick antwortete mit einem Grinsen, bei dem selbst der Teufel vor Neid erblasst wäre.

Eine Sekunde später beugte er sich nach vorne und klatschte mit der Hand auf den Schreibtisch, dass es nur so knallte. Ein untrügliches Zeichen dafür, dass die Unterhaltung für ihn beendet war; ich kannte meinen Chef inzwischen lange genug.

»Stellen Sie sich nicht so an, Jackson, tun Sie einfach das, was ich Ihnen sage und wir kommen weiterhin bestens miteinander aus. Verdammt, warum muss ich eigentlich immer erst laut werden? Sie wissen doch, wie sehr ich es hasse, gegenüber meinen Mitarbeitern ständig den Chef herauszukehren.«

Ich seufzte erneut.

»Ungefähr so sehr, wie es eine Hure hasst, Geld fürs Vögeln zu nehmen.«

Der neue Auftrag stand von Anfang an unter keinem guten Stern.

Es war Sommer, aber scheinbar hatte man vergessen, auch Petrus davon zu erzählen, denn es war ungewöhnlich kühl und es regnete. Nicht unbedingt stark, aber stetig genug, um mir das Hemd am Leib kleben zu lassen, noch bevor ich mich auf den Rücksitz des Taxis fallen ließ, das mich zum

Flughafen bringen sollte.

Als ich durch das Eingangsportal des Airports trat, zeigte mir ein kurzer Blick auf die Uhr, dass es bis zum Check-in noch eine gute Stunde hin war, also Zeit genug, das nasse Hemd gegen ein trockenes einzutauschen. Möglichkeiten dazu gab es auf der Shopping-Meile des Londoner Heathrow Airport mehr als genug.

Ich enterte den nächstbesten Laden und erstand bei einer langbeinigen Schönheit ein Businesshemd mit dazu passender Krawatte, das ich gleich anbehielt, als das Schicksal erneut seine schlechte Laune an mir ausließ. Es begann damit, dass mein Blick immer noch auf dem atemberaubenden Fahrgestell der Verkäuferin ruhte, obwohl ich mich längst wieder auf dem Weg nach draußen befand. Da ich hinten keine Augen habe, blieb es nicht aus, dass ich kurz darauf jemanden anrempelte. Ich stieß mit einem stämmigen, untersetzt wirkenden Mann zusammen, der eine junge Frau hinter sich herzerzte und dabei ständig auf sie einredete.

Unvermittelt blieb ich stehen.

Französisch war nicht unbedingt meine Stärke, aber der Tonfall des Untersetzten hätte selbst einem Idioten aufgezeigt, dass hier etwas nicht in Ordnung war. Die Stimme des Mannes hob sich immer mehr, während er die junge Frau so fest an den Armen packte, dass sie einen Schmerzenslaut ausstieß. Das ungleiche Paar wurde bereits kopfschüttelnd von den vorübergehenden Passanten gemustert.

Mein Blick wurde starr.

Ich tippte mit dem Zeigefinger der Rechten grüßend gegen meine Stirn und sagte: »Kann ich Ihnen behilflich sein, Ma-

dam? Mein Name ist Jackson, Adam Jackson.«

Die Frau antwortete nicht.

Stattdessen ließ der Franzose ihre Arme los und drehte sich um.

»Scher dich zum Teufel!«, zischte er in holprigem Englisch.

Den Gefallen konnte ich ihm leider nicht tun. Ich war zwar als ziemlich harter Hund bekannt, aber auch für mich gibt es Grenzen, vor allem was Frauen und Kinder betrifft.

Und das sagte ich ihm auch.

Daraufhin schob er seine Begleiterin mit einer beiläufigen Bewegung zur Seite und baute sich, obwohl er mehr als einen Kopf kleiner war wie ich, drohend vor mir auf.

»Hast du Bohnen in den Ohren? Verschwinde endlich oder ich verpass dir eine.« Dabei ballte er drohend die Fäuste und wippte angriffslustig auf den Zehenspitzen.

Ich trat auf ihn zu und musterte den Kerl mit einem gutmütigen Grinsen.

»Vorsichtig Freundchen ...«

Seine Faust kam ansatzlos und zielte auf meine Magenpartie. Aber damit konnte er mich nicht überraschen. Ich wich einfach einen halben Schritt zur Seite und riss den Fuß hoch.

Als die metallverstärkte Spitze meines Lederslippers an seine Kronjuwelen klopfte, übertönte sein Gejaule selbst die Lautsprecherdurchsagen in der Flughafenhalle.

Augenblicklich waren tausend Augen auf uns gerichtet.

Die Frau warf einen erschrockenen Blick auf mich, drehte sich um und lief wortlos davon.

Ich zuckte mit den Schultern und seufzte. Ihr Verhalten enttäuschte mich schon ein bisschen, ich hatte mir wenig-

tens ein kleines Dankeschön erhofft.

Ich drehte auf dem Absatz um und tauchte in den Strom der vorbeiziehenden Menschenmassen ein, bevor irgendein übereifriger Sicherheitsbeamter damit beginnen konnte, mir dumme Fragen zu stellen. Seit 9/11 verhielt sich das Wachpersonal gerade auf Flughäfen gelinde gesagt etwas sensibel.

Der Flug war lang und anstrengend.

Das lag aber nicht so sehr an der Fluggesellschaft oder der Maschine, sondern vielmehr an meinem Arbeitgeber. Es wäre für meine Firma ein Leichtes gewesen, mir ein Ticket für die Business Class zukommen zu lassen, aber was solche Dinge betraf, war Borthwick Security schon immer ein knauseriger Verein.

So musste ich mich mit der Holzklasse zufriedengeben, wo alle dicht gedrängt wie die Hühner auf der Stange saßen, und dementsprechend gerädert kam ich dann in Down Under an.

Der Mitarbeiter von Stanford Company, der mich kurz nach der Landung in Perth in Empfang nahm, war eine Frau.

Allerdings eine von der kompakten Sorte.

Amelia Bedlington war, gelinde ausgedrückt, etwas korpulent und aufgetakelt wie eine Fregatte. Dazu verströmte sie eine Aura aus Parfüm und Schweiß, sodass mir ihre Nähe die Luft zum Atmen nahm. Aber das i-Tüpfelchen war die

Stimme.

Die Speckbacke hatte ein Organ wie ein Nebelhorn.

Wie ich ihrem Geschrei entnehmen konnte, saß die firmeneigene Maschine von Stanford Company in Jerome wegen einer defekten Ölleitung fest. Anscheinend gab es jedoch eine private Chartergesellschaft, die mit einer zweimotorigen Piper regelmäßig Arbeiter, Ersatzteile und Proviant in das Minencamp flog.

Ich nickte, ergab mich in mein Schicksal und folgte Amelia, die mich zielstrebig zum Firmensitz besagter Charterfirma führte. Die Räumlichkeiten lagen im nördlichsten Teil des Flughafengeländes, wo Dinge wie Service und Bequemlichkeit Fremdwörter waren. In diesem abgelegenen Abschnitt gab es nichts außer kahlen Wänden, einen gefliesten Boden und blau gepolsterte Metallstühle.

Das Klack-Klack unserer Absätze hallte seltsam hohl durch den Flughafentrakt, während wir die Stuhlreihe ansteuerten.

Als wir unser Ziel erreicht hatten, blickte ich einen Moment lang konsterniert in die Runde. Weit und breit war keine Menschenseele zu sehen. Die ganze Szenerie wirkte irgendwie kalt und gekünstelt.

»Der nächste Flug geht erst in einer Stunde«, plärrte Amelia. »Solange müssen wir hier warten.«

Ich zuckte zusammen. Ich hatte mich noch immer nicht an das Brüllen gewöhnt, das wohl ihre normale Sprechweise war.

Mein vorgerecktes Kinn deutete auf die Büroräume der Charterfirma.

»Ist der Laden denn nicht ständig besetzt?«

Die Bedlington schüttelte kurz den Kopf. »Die Firma besteht nur aus drei Leuten und einem Flugzeug. Das Büro ist deshalb nur unmittelbar vor dem Abflug oder der Landung der Maschine geöffnet.«

»Also noch Zeit genug für einen Kaffee«, sagte ich und parkte meine Reisetasche auf einem der Stühle. »Wollen Sie auch einen?«

Sie schüttelte den Kopf, ich zuckte mit den Schultern. Dann eben nicht.

Ich steuerte den nächsten Shop an, um einen Becher Kaffee zu ordern. Der Preis war zwar unverschämt, aber dafür war das Gebräu genau nach meinem Geschmack. Die Brühe war so schwarz wie William Borthwicks Seele, heiß wie die Hölle und stark genug, um ein Hufeisen darin schwimmen zu lassen. Meine Lebensgeister kehrten bereits nach dem ersten Schluck wieder zurück.

Es dauerte dann eine geraume Zeit, bis ich den Becher ausgetrunken hatte. Der Kaffee war, wie schon erwähnt, ziemlich heiß, genauer gesagt so heiß, dass man allein schon bei seinem Anblick Brandblasen bekam.

Als ich wieder zum Büro der Charterfirma zurückkehrte, war der Laden mit Leben erfüllt. Den Gesten der drei Figuren nach zu urteilen, die dort nervös hin und her liefen, stand der Start der Piper, die uns nach Jerome bringen sollte, anscheinend unmittelbar bevor.

Tante Bedlington war gleichfalls nervös. Wie eine Raubkatze, der man auf den Schwanz getreten war, tigerte sie zwischen der Stuhlreihe und dem Büro der Fluglinie umher. Aber nicht, weil ich erst jetzt wieder auf der Bildfläche er-

schien, sondern weil sie salopp gesagt den Eindruck machte, als ob sie die Hosen voll hatte.

Minuten später wusste ich auch warum.

Die Frau hatte eine geradezu panische Angst vorm Fliegen.

Eigentlich hätte es mir bereits auffallen müssen, als sie mich abholte und erst recht, während wir durch die Wartehalle des International Airport von Perth gewandert waren.

So aber brachte mir erst die Bemerkung von einem der Firmenmitarbeiter die Erleuchtung, worauf dieser von Amelia mit einem Blick bedacht wurde, der selbst die Hölle hätte zufrieren lassen.

Ihr Gesicht wurde immer bleicher, als wir zum Flugzeug gingen und abseits von den großen Rollfeldern in die silbergraue Piper Turboprop der Charterfirma kletterten, die sich hochtrabend Western Australian Airlines nannte.

Kaum in der Maschine angekommen, klammerte sie sich an ihrem Sitz fest, als wäre das Flugzeug ein vom Sturm geschütteltes Fischerboot auf hoher See. Sie blickte stur vor sich hin und ich bekam allmählich die Befürchtung, dass sie der Schlag treffen würde, noch bevor die Maschine abhob.

Beim Start presste Amelia knirschend ihre Zähne zusammen und offenbarte eine Gesichtsfarbe, die mich an eine frisch gekalkte Wand denken ließ.

Nachdem die Piper abgehoben hatte, drehte ich den Kopf und ließ meinen Blick durch das Flugzeug gleiten. Alle Sitze in der Maschine waren leer, bis auf den vordersten, der von einem hässlichen Blondschoopf belegt war.

Logisch, wen zog es schon freiwillig in dieses abgelegene Minenkaff?

Also blickte ich wieder zur Bedlington.

Inzwischen hatte sie sich etwas entspannt. Jedenfalls war das meine Vermutung, nachdem allmählich wieder so etwas wie Farbe in ihr Gesicht zurückgekehrt war.

»Darf man fragen, warum ausgerechnet Sie mich abgeholt haben?«

Normalerweise bin ich nicht der Typ, der sich gerne mit jemandem unterhält, der einen zweiten Stuhl benötigt, um neben mir zu sitzen, und dabei wie ein Iltis riecht. Aber eine Konversation mit dieser Person erschien mir immer noch interessanter, als auf die verschwommenen Konturen der Einöde zu starren, die unter uns am Fenster vorbeihuschte.

Vor uns lag ein langer Flug und der Blonde vor mir war nicht nur abgrundtief hässlich, sondern auch so schweigsam wie ein Grab.

»Warum wollen Sie das wissen?« Amelias Stimme klang ziemlich schrill.

»Sie wussten doch, dass man ein Flugzeug benötigt, um von Perth nach Jerome zu kommen. Ich meine, bei ihrer Aversion gegen das Fliegen ...«

»Ich kann es mir nicht leisten, wählerisch zu sein«, unterbrach sie mich. »Also mache ich das, was mein Boss mir sagt.«

Irgendwie kam mir das bekannt vor, scheinbar gab es überall auf der Welt einen Borthwick.

Bevor ich die Unterhaltung fortsetzen konnte, zog die Frau eine weiße Plastikbox aus dem Inneren ihrer Umhängetasche und öffnete sie. Dabei kamen ein paar belegte Sandwichscheiben zum Vorschein, deren Größe und Gewicht

wahrscheinlich genügt hätten, um die nächste Hungerkatastrophe in der Sahelzone zu beenden.

Offensichtlich ihre Art, Flugangst zu bekämpfen.

Der Geruch von Mixed Pickles und Schinken stieg mir in die Nase.

Sie schob sich eines der Riesenbrote fast bis zur Hälfte in den Mund und begann sofort zu kauen. Als sie mich wieder anblickte, glänzten ihre kleinen Schweinsäuglein wie poliertes Stiefelleder, während ihre Kiefer Schwerstarbeit verrichteten.

Ich verzichtete daraufhin, unser Gespräch zu vertiefen, lehnte mich stattdessen in meinem Sitz zurück und schloss die Augen.

Der Flug nach Perth steckte mir immer noch in den Knochen. Zeitumstellung und Temperaturunterschiede trugen ein Übriges dazu bei, um mich ziemlich schnell einschlafen zu lassen.

Ich wurde wach, weil irgendein Idiot an meinem Sitz rüttelte. Falsch, nicht an meinem Sitz, sondern am Flugzeug. Da ich nicht angeschnallt war, flog ich, kaum dass ich die Augen öffnete, nach vorne und küsste mit der Stirn die Rückenlehne meines Vordersitzes.

Einen Moment lang sah ich bunte Sternchen.

Ich unterdrückte einen wilden Fluch, warf einen Blick nach draußen und wusste Bescheid.

Während ich geschlafen hatte, waren wir direkt in ein Unwetter hineingeflogen. Unzählige Blitze überzogen den

nachtschwarzen Himmel mit einem schwefelgelben Netz. Ein heftiger Wind schleuderte Regen gegen das dünne Blech der Flugzeughülle und der rollende Donner des Gewitters erfüllte selbst die Kabine unserer Maschine bis in den hintersten Winkel.

Aus dem gemächlichen Dahingleiten der Piper waren inzwischen ständige Schlenker nach rechts und links geworden. Der Pilot ließ Flüche vom Stapel, die selbst dem Türsteher eines drittklassigen Vorstadtpuffs die Schamröte ins Gesicht getrieben hätte.

Vor meinen Augen schien die Welt unterzugehen, ich wurde durchgeschüttelt wie ein Cocktail in einem Shaker und neben mir kreischte Speckbacke in den höchsten Tönen. Ich kam mir vor wie in einem Irrenhaus. Kurz bevor mein Trommelfell zu platzen drohte, erhob sich vor mir der Blonde aus seinem Sitz.

Jesus, was sah der Typ scheiße aus. Er hatte ein Gesicht, das mich an eine Schüssel Teig erinnerte, die man an die Wand geklatscht hatte, dazu Tränensäcke und einen Schnurrbart, der mindestens zwei Pfund wiegen musste. Der Kerl war schätzungsweise um die fünfzig und hinkte, während er auf mich und die fette Heulboje zukam.

Unvermittelt blieb er neben uns stehen.

Er legte seine Hand auf die Nackenlehne meines Vordersitzes, um sich einen festen Stand zu verschaffen, was bei dem Geschaukel gar nicht so einfach war. Dann nickte er mir zu und begann die kreischende Tante neben mir zu mustern. Sein Gesicht wurde dabei immer verkniffener und seine Augen versprühten Blitze.

Was danach kam, sollte ich mein Leben lang nicht mehr vergessen.

Der Mann holte aus und schmierte der Dicken ein Kaliber an die Backen, dass ihr feister Schädel nur so wackelte. Sekunden später waren dort alle fünf Finger zu sehen, erst weiß, einen Atemzug später knallrot. Schlagartig war Ruhe, wenn man einmal vom Toben der Elemente absah. Die Augen Amelias füllten sich mit Tränen, während sie sich die Wange hielt und nach Luft schnappte wie ein Fisch auf dem Trockenen.

Als sich ihr Mund zu einem Protest öffnen wollte, starrte sie der Blonde nur an.

»Schnauze jetzt!«, sagte er eisig.

Was sie daraufhin sagen wollte, erfuhr ich nie, denn in diesem Moment kippte die Piper zur Seite und schmierte komplett ab.

Die weißen Männer

Um uns herum tobte die Hölle.

Draußen zerrissen gleißende Blitze die Dunkelheit, unser Flugzeug torkelte wie betrunken hin und her und drinnen im Cockpit begann es verschmort zu riechen, während unser Pilot unentwegt fluchte. Neben mir schrie Amelia in höchster Todesangst und klammerte sich an ihre Sitzlehnen. Der Blonde vor mir warf sich dagegen einfach zu Boden.

Fieberhaft suchte ich nach einem Ausweg aus der Situation.

Schreien, fluchen, sich zu Boden werfen oder an Sitzlehnen klammern erschien mir jedoch als kein probates Mittel, dieselbige heil zu überstehen.

Ergo beugte ich mich nach vorne, bettete das Gesicht auf die Oberschenkel und legte die Hände über dem Kopf zusammen, wie ich es während meiner unzähligen Flüge durch die ICAO Sicherheitsunterweisungen der Stewardessen gelernt hatte.

Einen Moment später erloschen um uns herum sämtliche Lichter. Dafür erkannte ich aus den Augenwinkeln heraus, dass rechts neben mir Flammen aus der Tragfläche schlugen. Außerdem flogen wir bereits ziemlich tief.

Zusammengenommen war das wahrscheinlich auch der Grund, warum ich trotz des tobenden Unwetters unter mir die Lichter von Häusern bemerkte.

Ich blinzelte.

Eine Stadt?

Hier?

Unmöglich, Perth musste inzwischen meilenweit hinter uns liegen und vor uns gab es, wenn ich den Informationen des Piloten Glauben schenken konnte, normalerweise nichts anderes als Sand, Steine und Wüste.

Einen Herzschlag später waren sämtliche Gedanken Makulatur.

Aus dem Trudeln der Piper wurde ein Salto mortale, nach dessen Ende uns die Erde förmlich entgegen sprang. *Jetzt ist alles aus*, schoss es mir durch den Kopf. Ich hatte allerdings nicht mit unserem Piloten gerechnet. Ich wusste nicht, was er gemacht hatte, aber dieser Teufelskerl brachte es tatsäch-

lich fertig, den Sturzflug zu stoppen und sich mit der Maschine in waagerechter Haltung der Erde zu nähern. Die Piper setzte trotzdem derart heftig auf, dass ihr gesamtes Hauptfahrwerk in Bruchteilen von Sekunden wie ein Kartenhaus in sich zusammenfiel. Der Rumpf knallte zu Boden und der Aufprall war mehr als brutal. Ich hatte das Gefühl, in der Mitte auseinanderzubrechen.

Und der Höllenflug war noch lange nicht zu Ende.

Die physikalischen Gesetze ließen das Flugzeug quer über den Boden schießen. Funken sprühend schlitterten wir gen Westen. Nun begann auch der Pilot zu schreien.

Sekunden später rammte die Maschine etwas, das ihre Vorwärtsbewegung abrupt stoppte. Ich wurde nach vorne geworfen und knallte abermals mit dem Kopf gegen die Rückenlehne meines Vordersitzes. Diesmal allerdings mit solcher Wucht, dass ich das Bewusstsein verlor.

Als ich wieder zu mir kam, hing ich wie ein Häufchen Elend in meinem Sitz und schmeckte Blut im Mund.

Die Maschine stand still, stumm und starr. Das Einzige, was noch zu funktionieren schien, war die Notbeleuchtung.

Ich fluchte und presste meine Rechte gegen die Stirn.

Es war noch keine drei Tage her, dass ich die Kopfschmerzen losgeworden war, nachdem mir der Schichtführer einer Ölfirma mit seinem Vorschlaghammer einen Scheitel gezogen hatte, und nun dröhnte mein Schädel schon wieder wie eine Kesselpauke.

»Fick dich!«, platzte es aus mir heraus. Wütend verpasste ich der Rückenlehne einen Faustschlag, was die Sache aber auch nicht besser machte. Meine Kopfschmerzen strahlten weiterhin von den Haarspitzen bis in die Zehen hinein.

»Alles okay?«

Mein Kopf ruckte herum und sofort folgte ein gewisses Hämmern auf dem Fuß. Ich sah erneut Sternchen.

Als sich die bunten Lichter vor meinen Augen wieder verflüchtigt hatten, blickte ich in das Gesicht des Blondens. Der Typ starrte mich an, als ob er mich heiraten wollte.

»Sind Sie verletzt?«, fragte er mitfühlend. »Ich heiße übrigens Arne.«

»Keine Ahnung«, nuschelte ich. Vorsichtig begann ich damit, meine Zunge zu bewegen und lauschte dabei aufmerksam in mich hinein. Es gab Einiges, was an oder in meinem Körper schmerzte, klopfte oder zerrte, trotzdem hatte ich das Gefühl, nicht wirklich verletzt zu sein. Ich verspürte lediglich den kupfernen Geschmack von Blut im Mund, mein Gesicht brannte und der Schädel pochte.

Als ich mich vorsichtig abtastete, fühlte ich, dass Stirn und Nase dort aufgeschürft waren, wo ich mit der Rückenlehne in Kontakt gekommen war.

Da ich sonst keine weiteren Verletzungen an mir bemerkte, aber dennoch aus dem Mund blutete, lag die Vermutung nahe, dass ich mir beim Aufprall auf die Zunge gebissen hatte.

Angeekelt spuckte ich das, was sich in meinem Mund angesammelt hatte, aus.

Ich hätte es besser nicht getan. Der Anblick dessen, was ich

da auf dem Boden hinterließ, fügte zu meinen Kopfschmerzen auch noch das Gefühl hinzu, mich übergeben zu müssen.

»Was ist passiert?«, fragte ich, nachdem es mir gelungen war, den Brechreiz wieder zu unterdrücken.

Arne zuckte die Achseln. »Bruchlandung«, entgegnete er knapp. »Unsere Lage ist, gelinde gesagt, beschissen. Die Maschine ist am Arsch und der Pilot bewusstlos. Kennen Sie sich mit Verletzungen aus? Der Kerl blutet wie ein Schwein.«

Ich nickte und richtete mich auf. Im gleichen Moment begrüßte mich das Hämmern in meinem Schädel wie einen alten Freund und wurde immer stärker, je weiter ich durch die Maschine taumelte.

Als ich in der Kanzel stand, war mir klar, dass Arne nicht übertrieben hatte.

Die Lage war tatsächlich beschissen.

Die Schnauze der Piper war total demoliert, die ganze Vorderfront der Maschine zerfetzt und das Cockpit ein einziges Durcheinander aus verformtem Kunststoff, zersplittertem Glas und verschmorten Kabelsträngen. Einige Anzeigen der Bedienungselemente wie Variometer und Kurskreisel waren schwarz, während neben dem Ladedruckanzeiger in unregelmäßigen Abständen immer wieder ein gelbes Lämpchen aufleuchtete. Inmitten von diesem Chaos saß unser Pilot regungslos in seinem Sessel. Ein Metallsplitter steckte in seiner rechten Schulter.

Das Gesicht des Mannes war weiß wie eine frisch gekalkte Wand. Seine Linke war auf die Wunde gepresst, als wolle er

das Blut auffangen, das stetig auf sein hellblaues Pilotenhemd tropfte.

Mein Gefühl, kotzen zu müssen, war wie weggeblasen.

Ich beugte mich über ihn.

Unvermittelt schlug er die Augen auf. »Jackson?«

Ich wusste zwar, er hatte meinen Namen beim Einchecken gelesen, trotzdem war ich erstaunt, dass er sich in seiner Lage noch daran erinnern konnte.

»Kann ich mit Ihrem Handy um Hilfe rufen? Hier drin funktioniert nichts mehr.«

Ich piffte durch die Zähne. Heilige Scheiße, solche Sorgen wollte ich auch einmal haben.

Wir saßen irgendwo im Nirvana fest, das Flugzeug war Schrott und er hatte ein Metallstück in der Schulter stecken, das mindestens so lang war wie mein Zeigefinger. Das Sprechen bereitete ihm Mühe und er verlor Blut, ziemlich viel Blut sogar.

Und was machte der Typ?

Er fragte mich, ob er mit meinem Handy telefonieren konnte.

Bevor ich ihm darauf eine passende Antwort geben konnte, wurden wir gestört.

Arne, der hässliche Blonde, erschien zusammen mit Miss Bedlington in der Pilotenkabine.

Es wurde eng.

Beide fuchtelten aufgeregt mit den Händen.

»Was ist los?«, zischte ich.

»Wir bekommen Hilfe«, sagte Arne völlig aufgelöst.

Ich glotzte ihn an wie eine Kuh, wenn es blitzt.

»Draußen landet gerade ein Hubschrauber oder so etwas Ähnliches.«

Wie bitte? Der Kerl litt offensichtlich an Halluzinationen. Wer zum Teufel sollte uns hier so schnell finden?

Einen Herzschlag später revidierte ein Motorengeräusch meine Meinung. Ich drehte den Kopf und sah nach draußen. Ein greller Lichtpunkt näherte sich in rasendem Tempo unserem Flugzeugwrack.

Zuerst wollte ich in die Jubelarien der anderen mit einstimmen, aber dann meldete sich mein gesunder Menschenverstand.

Eigentlich war es kaum möglich, dass irgendwelche Rettungskräfte schon jetzt hier sein konnten. Genauer gesagt sogar unmöglich, und je näher das Flupp-Flupp der kreisenden Rotoren kam, umso stärker bekam ich Magenkrämpfe.

Irgendetwas stimmte nicht. Ich wusste nur nicht, ob es das sonderbare Motorengeräusch des angeblichen Hubschraubers war, sein unverhofftes Auftauchen oder der helle Strahl des Suchscheinwerfers, der sich wie ein Finger aus grellweißem Licht über den Boden tastete.

Als das Ding vor unseren Augen aufsetzte, schrillten in mir sämtliche Alarmglocken. Ich konnte mich nicht entsinnen, jemals so etwas Seltsames gesehen zu haben.

Der vermeintliche Hubschrauber entpuppte sich als eine riesige, fliegende Scheibe mit zwei gewaltigen Hauptrotoren. Nicht nur die Maschine war seltsam, sondern auch die beiden Gestalten, die kurz darauf aus dem futuristisch anmutenden Fluggerät stiegen.

Die Männer, wenn es denn welche waren, trugen weiße

Ganzkörperoveralls, ovale Helme und hielten unterarmlange Dinger in den Händen, die eine verdamnte Ähnlichkeit mit Maschinenpistolen hatten.

»Was zum Teufel ist das?«, flüsterte Arne.

Ich zuckte mit den Schultern, während Amelia bereits nach draußen stürzte. Sie rannte auf die weißen Gestalten zu und kreischte dabei wie eine Verrückte.

Die Reaktion der Unbekannten war ebenso unmissverständlich wie brutal. Einer von ihnen hob seine Waffe an. Ein blauer Lichtpunkt schoss aus dem vorderen Ende des Laufs und bohrte sich in die Brust der Frau. Amelias Mund öffnete sich zu einem lautlosen Schrei, während sie die Arme in die Höhe riss.

Für einen Moment hing sie wie von einer unsichtbaren Riesenfaust gehalten in der Luft und es hatte den Anschein, als könnte sie fliegen.

Dann fiel sie rücklings zu Boden.

Im grellen Licht des Suchscheinwerfers war deutlich ein faustgroßes Loch in ihrer Brust zu sehen. Der Anblick drehte mir fast den Magen um.

Flucht ins Unbekannte

Mein Herz begann zu rasen.

Dieser Scheißkerl hatte die Frau regelrecht hingerichtet. Ohne mit der Wimper zu zucken, einfach so, Waffe angehoben, abgedrückt, fertig.

Ohne Regung zu zeigen und mit einer Gleichgültigkeit,

dass sich meine Nackenhaare aufstellten. Und die Sache war noch lange nicht zu Ende.

Die Gestalt, die Amelia so kaltblütig über den Jordan geschickt hatte, eilte mit zwei, drei schnellen Schritten auf sie zu und beugte sich über sie. Am Hubschrauber, oder was immer das verdammte Ding auch darstellen sollte, wurde ein weiterer Scheinwerfer eingeschaltet, der das umliegende Land in eine Helligkeit tauchte, die in den Augen schmerzte.

Als sich der Lichtkegel in meine Richtung bewegte, warf ich mich instinktiv auf den Boden und riss dabei Arne mit-samt dem Piloten mit.

Am Boden liegend begann ersterer lästerlich zu fluchen, während der Pilot schmerzvoll stöhnte. Beide verstummten jedoch abrupt, als einen Herzschlag später das Licht des Suchscheinwerfers durch ein Fenster der zerstörten Piper fiel und über unsere Köpfe hinweg ein hässliches Muster in das Innere der Maschine zeichnete.

Der Lichtstrahl wanderte sekundenlang hin und her und jagte mir dabei einen eisigen Schauer nach dem anderen über den Rücken.

Irgendetwas sagte mir, dass wir schleunigst von hier verschwinden sollten.

Ich ignorierte den hämmernden Schmerz in meinem Schädel und richtete mich auf. Dann packte ich die beiden am Arm und zog sie wieder auf die Beine.

»Los, wir müssen von hier verschwinden.«

Einen Moment lang starrten sie mich ungläubig an, dann stolperten sie mit mir durch ein Loch in der Rückwand nach draußen.

Keine Minute zu spät.

Wir waren kaum in der Deckung einer angrenzenden Buschgruppe untergetaucht, als die Piper plötzlich von einem weiteren, noch viel grelleren Licht eingehüllt wurde. Die Luft zischte und brodelte und im nächsten Augenblick war unser Flugzeug Geschichte.

Mit einem lauten, urwelthaften Knall löste sich die Maschine in ihre Bestandteile auf.

Während wir unsere Gesichter so tief wie möglich in den matschigen Boden gruben, wirbelten Metallteile durch die Gegend, splitterte Glas und der Geruch von verbranntem Gummi erfüllte die Luft.

Als die Detonation verhallt war, zählte ich in Gedanken bis zehn, hob dann den Kopf und drehte mich um. Gerade noch rechtzeitig, um zu sehen, wie weitere Gestalten aus dem Fluggerät kletterten.

Zwei oder drei davon bewegten sich genau in unsere Richtung. Für einen Moment setzte mein Atmen aus. Aber dann erwachte mein Überlebenswille. Ich war wild entschlossen, heil aus dieser Scheiße herauszukommen und machte drei Dinge gleichzeitig.

Ich kam auf die Beine, fragte dabei die beiden anderen, ob sie hierbleiben und sterben wollten oder mit mir kommen, und rannte dann, ohne auf eine Antwort zu warten, einfach los.

Ich hetzte wie ein Verrückter durch das dichte Gebüsch. Mehr als einmal fiel ich der Länge nach auf die vom Regen aufgeweichte Erde, weil sich meine Füße im Unterholz verfangen. Aber ich erhob mich stets wieder und rannte weiter.

Das Pochen in meinem Schädel wurde dabei immer unerträglicher. Bei jedem Schritt hätte ich schreien können. Trotzdem versuchte ich, noch schneller zu rennen.

Irgendwann lag die Buschgruppe hinter mir. Vor mir breitete sich eine tellerartige Ebene aus, die von roten Dünenfeldern, Akazien und Hakeasträuchern durchzogen war.

Ich blieb stehen, lehnte mich an einen Felsen und sah mich keuchend um.

Einen Moment später entdeckte ich den Blondschoopf und den Piloten. Sie hatten das Unterholz ungefähr einen Steinwurf weiter nördlich von mir verlassen. Anscheinend hatten sich die beiden die Sache mit dem Sterben doch noch einmal durch den Kopf gehen lassen.

Obwohl die Dunkelheit durch das vorangegangene Unwetter noch verstärkt wurde, konnte ich deutlich erkennen, dass sie ziemlich fertig waren. Der Feuerschein der brennenden Piper und die Suchscheinwerfer der unbekanntenen Männer hatten die Nacht zum Tag gemacht.

Die zwei wankten völlig erschöpft auf die Ebene zu.

Ich stieß mich vom Felsen ab und ging ihnen entgegen. Im gleichen Augenblick brachen weitere Gestalten durch das Gebüsch.

Männer! Weiß gekleidete Männer!

Die beiden begannen so schnell zu laufen, wie sie nur konnten, aber sie hatten keine Chance.

Den Piloten erwischte es als Erstes.

Sein Gesicht war vor Anstrengung bis zur Unkenntlichkeit verzerrt, und er rannte, wie er wahrscheinlich noch nie in seinem Leben gerannt war.

Dennoch konnte er ihnen nicht entkommen.

Einer der Weiß Gekleideten war plötzlich neben ihm und verpasste ihm einen Ellbogencheck gegen die verletzte Schulter. Der Pilot stieß einen grellen Schrei aus. Als er stolperte, hätte ich fast mitgeschrien. Er stürzte zu Boden. Die Gestalt, die ihn zu Fall gebracht hatte, beugte sich über ihn, griff in sein volles Haar und zog ihn wieder auf die Füße. Das Schreien des Mannes wurde lauter. Obwohl ich mir durchaus der Gefahr bewusst war, in der ich schwebte, blieb ich wie angewurzelt stehen und betrachtete die Szenerie.

Ein zweiter der Weiß Gekleideten setzte dem Piloten seine Waffe auf die Brust. Ein blaues Licht hüllte ihn ein und keine Sekunde später verwandelte sich sein Oberkörper in eine blutigrote Ruine. Sein Schreien verstummte jäh. Während er zu Boden sank, wischte sich sein Mörder mit dem Ärmel über den Overall. Das umherspritzende Blut hatte ein hässliches Muster auf seiner weißen Kleidung hinterlassen.

Zur selben Zeit wurde Arne in die Zange genommen.

Er fluchte, als sie ihn umringten. Als er dann zu brüllen begann, zwang ich mich, den Kopf zu drehen, wandte mich ab und rannte weiter. Dabei fühlte ich mich immer schlechter. Ständig musste ich daran denken, dass ich hätte eingreifen können. Mein Herz gab mir zu verstehen, dass es meine Pflicht gewesen wäre, aber mein Verstand sagte mir, dass mein Eingreifen weder Arne noch dem Piloten das Leben gerettet hätte. Die Übermacht war zu groß, es wäre ein sinn-

loses Opfer gewesen. Und ich war kein Mann, der sich für etwas Sinnloses opferte. Das Leben hatte mich seit meiner Jugend gelehrt, zuerst an mich zu denken, und glauben Sie mir, es waren verdammt bittere Lehren.

Ich rannte, bis ich kaum noch atmen konnte.

Die Sonne stand bereits über den Hügeln im Osten, als ich erneut auf eine dichte Buschgruppe stieß. Ich drang ins Unterholz ein, sank auf die Knie und es hätte nicht viel gefehlt und ich hätte angefangen zu heulen.

Mein Kopf dröhnte, meine Lunge schien bei jedem Atemzug zu platzen und vor meinen Augen tanzten schwarze Punkte. Ich war so fertig, ich glaube, in diesem Moment wäre es sogar einem kleinen Kind gelungen, mich von den Beinen zu holen.

Aber die Angst vor den weißen Killern trieb mich weiter.

Instinktiv kroch ich auf Händen und Füßen vorwärts, bis ich schließlich auf eine Bodenvertiefung stieß, die sich als das perfekte Versteck entpuppte. Umgeben von Wurzelwerk und Gräsern war sie selbst von Nahem nicht einsehbar. Das dichte Unterholz hatte den Regen größtenteils abgehalten, denn der sandige Boden der Kuhle war lediglich am Rand etwas feucht. Ohne großartig nachzudenken, rollte ich mich hinein, zog die Beine an und machte die Augen zu.

Gegen Mittag erwachte ich. Ich wälzte mich herum, blinzelte in die hochstehende Sonne und war auf der Stelle hellwach. Einen Atemzug lang blickte ich hektisch umher, aber

von den weiß gekleideten Mördern war nichts zu sehen.

Das Land um mich herum schien menschenleer, der Regen hatte alle Spuren weggewischt.

Inzwischen stand die Sonne wieder senkrecht am Himmel und die Luft flimmerte, als hätte es nie ein Unwetter gegeben. Der Wind, der von Westen kam, peitschte feine Staubschleier über die Ebene und war schon wieder glühend heiß.

Ich überlegte, ob ich meinen Weg erst wieder nach Einbruch der Dämmerung fortsetzen sollte, aber meine Erschöpfung und der quälende Durst sorgten rasch dafür, dass ich trotz der sengenden Hitze aufbrach. Schon jetzt war mein Gaumen angeschwollen und die Zunge lag wie ein zusammengeknüllter Lappen in meinem Mund.

Aber ich kam in meinem Zustand nicht sehr weit. Ich hatte kaum eine Meile zurückgelegt, als sich vor meinen Augen erneut alles zu drehen begann. Ich hatte plötzlich keine Kraft mehr in den Beinen und ging in die Knie.

Das Letzte, was ich sah, war der Boden, der mir entgegenkam. Den Aufprall, als ich mit dem Gesicht voraus auf die Erde knallte, spürte ich bereits nicht mehr.

Als ich die Augen das nächste Mal öffnete, war es dem Stand der Sonne nach bereits später Nachmittag. Ich hatte wahnsinnige Kopfschmerzen und versuchte, das Würgen in meiner Kehle zu unterdrücken. Aber es gelang mir nicht.

Stattdessen wälzte ich mich auf die Seite und kotzte mir die Seele aus dem Leib.

Das war der Moment, in dem ich das Lachen zum ersten Mal hörte.

Ich drehte den Kopf und sah verschwommen einen Schat-

ten neben mir. Der Schatten lachte erneut. Zynisch und kalt, obwohl die Stimme eigentlich ziemlich jung und hell klang.

Die Stimme eines Kindes?

Ich kniff die Augen zusammen, und als ich sie nach einer Weile erneut öffnete, besaß ich genug Energie, um meine Umgebung wieder klar zu erkennen.

Der Schatten entpuppte sich als eine junge Frau, die ungefähr so groß war wie ich. Ihr Oberkörper war nackt und ihre Brüste hoben und senkten sich bei jedem Atemzug.

Das einzige Kleidungsstück, das sie trug, war ein kurzer Fellrock, der von einem Strick in den Hüften gehalten wurde.

Ich schluckte.

An jedem anderen Tag wäre ich beim Anblick einer halb nackten Frau wahrscheinlich auf dumme Gedanken gekommen. Aber nicht heute und nicht hier.

Ich hatte eine ausgewachsene Gehirnerschütterung, an meinen Lippen klebte Erbrochenes und mir fehlte jegliche Kraft. Im Moment besaß ich kaum genug Energie, um mich aufzurichten. Hinzu kam, dass die Frau ein schartiges Steinmesser in den Händen hielt.

Meine Augen saugten sich förmlich an der primitiven Waffe fest, als ich das Blut bemerkte, das von der Klinge tropfte.

Yalla

Sie stand einfach da und starrte mich an.

Sie war jung, kaum mehr als zwanzig, und hager wie ein

Wüstenfuchs. Trotzdem wirkte sie kräftig und zäh.

Sie musste kurz nach dem Unwetter wieder durch die Gegend gelaufen sein. Ihr schulterlanges Haar glänzte feucht und ihr bloßer Oberkörper war mit unzähligen Schlamm-spritzern bedeckt.

Dennoch war sie im Grunde genommen ein netter Anblick, wenn es da nicht die starren, kalt schimmernden Augen gegeben hätte und das blutverschmierte Messer.

Das verfluchte Ding war ungefähr so lang wie mein Unterarm und die Klinge leicht nach oben gekrümmt. Im gleichen Augenblick, in dem ich sie ansprechen wollte, hob sie das Messer ein Stück weit an und zielte mit der Spitze auf meine Brust. Als ich das Blitzen in ihren Augen sah, rollte ich zur Seite und federte hoch.

Ich unterlief ihre Waffenhand und rammte ihr im Gegenzug meine rechte Schulter in den Bauch. Sie grunzte wütend und ließ das Messer fallen, während sie rücklings zu Boden stürzte. Ich fiel genau auf sie und sie versuchte sofort, mir die Finger in die Augen zu stoßen.

Ich packte sie an den Handgelenken und drückte ihre Arme mühelos zu Boden. Sie bäumte sich auf und versuchte mich abzuschütteln, aber sie hatte gegen mich nicht den Hauch einer Chance.

Sie versuchte es dennoch immer wieder.

»Jetzt ist es aber genug«, sagte ich irgendwann verärgert. »Wenn du nicht sofort mit dem Blödsinn aufhörst, werde ich wirklich böse, ist das klar?«

Statt zu antworten, stieß sie den Kopf vor, um mir das Nasenbein zu zertrümmern. Ich konnte gerade noch den Kopf

zur Seite nehmen, als ihre knochige Stirn auch schon mit voller Wucht gegen meine Schulter knallte.

Danach war bei mir Schluss mit lustig.

Für einen Moment vergaß ich meine guten Manieren und schlug zu.

Ich war noch längst nicht wieder im Vollbesitz meiner Kräfte. Mein Kopf dröhnte erneut wie eine Kesselpauke und jede Faser meines Körpers schrie geradezu nach Ruhe. Ich konnte es mir nicht leisten, mich mit dieser Wildkatze auf eine längere Auseinandersetzung einzulassen und traf sie voll auf den Punkt.

Ihr Kopf wurde zur Seite geschleudert und dann lag sie da wie tot.

Ich ließ sie los und richtete mich auf. Nach einem kurzen Blick auf die leblose Gestalt verwendete ich die nächsten Minuten darauf, meine Umgebung zu inspizieren. Ich hatte die Männer in ihren weißen Ganzkörperoveralls nicht vergessen, das Geschehen der letzten Stunden lief immer noch ständig wie ein billiger Trash-Film vor meinem inneren Auge ab.

Es schien jedoch, als ob sich dieses Problem erledigt hatte, wenigstens vorläufig. Obwohl ich das umliegende Land minutenlang angestrengt beobachtete, bekam ich nichts anderes zu sehen als eine sonnenverbrannte Wüstenlandschaft, aus der hier und da mannshohe Dornensträucher emporragten.

Keine Spur von irgendwelchen weißen Gestalten. Die Ebene vor mir war einfach nur leer, einsam und still. Die einzigen Geräusche, die zu hören waren, kamen vom Wind, der

von den Hügeln im Westen über das Land strich und die Luft mit Sand und Staub erfüllte.

Während ich die Gegend musterte, ertappte ich mich dabei, wie ich ständig zu der Frau hinüberblickte. Sie lag immer noch reglos auf dem Rücken.

So langsam begann ich mir Sorgen zu machen.

Verdammt, so fest hatte ich doch gar nicht zugeschlagen. Selbst wenn ich sie voll erwischt hätte, wäre sie höchstens für ein, zwei Minuten im Reich der Träume gelandet. Meine Faust war schließlich nicht aus Eisen.

Sichtlich erleichtert bemerkte ich, wie sie endlich ein Lebenszeichen von sich gab, auch wenn es nur eine Drehung mit dem Kopf war. Beiläufig registrierte ich, dass ihre Schultern immer wieder krampfartig zuckten. Offensichtlich weinte sie.

Ich gab ihr etwas Zeit, bis ich auf sie zuing. Als ich sie ansprach, richtete sich die Frau auf. Sie hatte inzwischen aufgehört zu weinen.

»Und? Hast du dich jetzt wieder beruhigt?«

»Ja«, sagte sie, ihre Stimme klang heftig. »Ich habe mich wieder beruhigt.« In ihren Augen blitzte es zornig.

»Warum bist du mit dem Messer auf mich losgegangen? Ich habe dir doch gar nichts getan.«

Statt einer Antwort kam eine Gegenfrage. »Wer bist du?«

»Mein Name ist Adam Jackson«, sagte ich. »Und du?«

»Yalla«, erwiderte die Frau und wischte sich mit dem Handrücken den Rotz von der Nase.

»Yalla?« Ich blinzelte verständnislos.

»Mein Name ist Yalla«, erklärte sie.

»Was macht eine junge Frau wie du hier in dieser Einöde?«, wollte ich wissen.

»Später, zuerst müssen wir von hier weg.«

Im ersten Augenblick konnte ich ihre plötzliche Nervosität überhaupt nicht verstehen. Sie fuchtelte hektisch mit den Armen und gab mir mit knappen Gesten zu verstehen, dass wir so schnell wie möglich von hier verschwinden mussten.

Aber wieso?

Um uns herum war nichts als Wüste, Sand und Staub.

Die Sonne ging allmählich im Westen unter und es war immer noch heiß, sehr heiß.

Weshalb warteten wir also nicht bis zum Abend und marschierten weiter, wenn die Temperaturen auf ein erträgliches Maß gesunken waren? Unser Platz hier war so gut wie jeder andere.

Daraufhin angesprochen schüttelte Yalla energisch den Kopf. Irgendwie wirkte sie seltsam angespannt. Ich wollte es nicht beschwören, aber als ich sie ansah, vermeinte ich eine Sekunde lang so etwas wie Angst in ihren Augen gesehen zu haben.

Vielleicht hatte ich mich auch getäuscht, jedenfalls bekam ich keine Antwort. Stattdessen ging sie in die Knie, um ihr Messer vom Boden aufzuheben. Für einen Atemzug hatte ich ein seltsames Ziehen in der Magengegend.

»Woher stammt das Blut?« Meine Stimme klang seltsam belegt, indes ich fortwährend auf die Waffe in ihren Händen starrte.

»Ich war jagen«, erwiderte sie spröde, drehte sich einfach um und eilte, ohne mich eines weiteren Blickes zu würdi-

gen, gen Westen.

Ich folgte ihr. Je länger ich ihr dabei hinterherlief, umso mehr begann ich mich in Gedanken zu verfluchen. Was war ich bloß für ein Idiot! Bei meiner überstürzten Flucht aus dem Wrack der Piper hatte ich so ziemlich alles zurückgelassen, was mir hier in dieser Einöde hätte weiterhelfen können. Verbandskasten, Wasserflasche, einen Hut, um mich vor der sengenden Sonne zu schützen, irgendeine Waffe oder Proviant. Eines der Riesensandwichs aus Amelias Tasche hätte für mich als Notration bestimmt zwei Tage gereicht.

Aber all diesen Dingen jetzt nachzutruern war ebenso müßig wie sinnlos. Sie waren genauso wie das Flugzeug längst Geschichte: zerfetzt, verbrannt, ihre Asche in alle Winde zerstreut.

Wenn mir noch vor einer Woche jemand gesagt hätte, dass ich neben einer schwächtigen Frau wie Yalla wie ein Großvater daherkommen würde, ich glaube, ich hätte demjenigen entweder ins Gesicht gelacht oder so ein Brett verpasst, dass er bis an sein Lebensende aus einer Schnabeltasse trinken musste.

Aber es war Wirklichkeit.

Okay, ich hatte seit Stunden nichts getrunken oder gegessen und wanderte stattdessen mit einer ausgewachsenen Gehirnerschütterung durch einen Backofen, der sich Australien nannte.

Aber es wurmte mich trotzdem, dass ich Mühe hatte, ihr zu folgen, wobei das Schlimme war, dass sie mich diesen Umstand auch ständig spüren ließ. Immer wieder, wenn sie mir ein paar Schritte enteilt war, blieb sie stehen und musterte mich ungeduldig.

»Verdammt«, fragte ich, als ich wieder einmal keuchend zu ihr aufgeschlossen hatte. »Warum rennen wir hier eigentlich wie die Verrückten durch die Gegend?«

Yalla blieb abrupt stehen und bedachte mich mit einem Blick, als hätte ich soeben die dümmste aller Fragen gestellt, die man in unserer Situation von sich geben konnte.

»Wir befinden uns im verbotenen Land. Wir sollten nicht hier sein, denn wenn uns die Männer vom weißen Volk hier finden, werden sie uns töten.«

»Das weiße Volk? Meinst du etwa diese verdammt Mas-kierten?«

Yalla riss entgeistert die Augen auf. »Du bist ihnen schon begegnet?«

Statt einer Antwort zuckte ich vielsagend mit den Schul-tern und blickte mich um.

Ihren Aussagen nach zu urteilen vermutete sie, dass wir je-derzeit mit dem Erscheinen dieser weiß gekleideten Gestal-ten mit ihren schrecklichen Waffen rechnen mussten. Aber es geschah nichts dergleichen.

»Keine Angst«, sagte sie beruhigend, nachdem sie meine nervösen Blicke bemerkt hatte. »Ich kenne ein paar geheime Pfade, auf denen wir ungesehen bis zu den Hügeln kom-men. Wenn wir erst einmal dort sind, werden sie uns nicht mehr verfolgen. Vor meinem Stamm, den Nayano, hat selbst

das weiße Volk Respekt.«

»Wer oder was zum Teufel sind die Nayano?«

Yalla starrte mich ungläubig an. Diesmal ließ ihr Gesichtsausdruck keinen Zweifel daran, dass sie an meinem Verstand zweifelte.

»Du bist wirklich ein seltsamer Mann, Jackson«, sagte sie kopfschüttelnd. »Woher kommst du eigentlich?«

»Aus dem Süden«, sagte ich schnell.

Ich wusste im ersten Augenblick selber nicht, warum ich sie angelogen hatte, aber irgendwie sagte mir mein Bauchgefühl, dass es vielleicht besser war, wenn ich ihr nicht die ganze Wahrheit über meine Herkunft erzählte, jedenfalls nicht zu diesem Zeitpunkt.

Diese Geschichte, in die ich da hineingeschlittert war, wurde immer verrückter.

Das weiße Volk, die Nayano, eine halb nackte Frau namens Yalla, die mit einem blutigen Messer durch den australischen Busch lief ... ich wagte gar nicht daran zu denken, was wohl noch alles auf mich zukommen konnte.

Yalla ging jedenfalls nicht weiter auf meine Antwort ein, sondern drehte sich um und schien die Umgebung zu mustern. Einen Augenblick später wandte sich sie nach links und zerrte dabei ihr Messer hinter dem Strick hervor, der ihren Fellrock anstelle eines Gürtels um die Hüften hielt. Augenblicklich meldete sich wieder jenes gewisse Kribbeln in meinem Bauch.

Als sie mit dem Messer ausholte, spannte ich unwillkürlich die Muskeln an und zog den Kopf zwischen die Schultern.

Aber meine Befürchtungen erwiesen sich als unbegründet.

Die unverhoffte Messerattacke galt nicht mir, sondern einem der Dornenbüsche, die hier überall aus dem Boden wuchsen. Mit einem gezielten Hieb trennte sie das Buschwerk vom eigentlichen Stamm. Vorsichtig legten sich ihre Hände um den verbliebenen Strunk, der noch knapp einen Fuß hoch aus dem Boden ragte, und riss ihn mit einem Ruck aus dem Sand.

Das Wurzelwerk erinnerte mich an eine übergroße Kartoffel.

Bevor ich etwas fragen konnte, teilte sie die Knolle mit ihrem Messer in zwei etwa gleichgroße Stücke und warf mir eines davon zu. Als ich das Ding auffing, lief mir sofort ein milchig weißer Saft über die Hände.

»Trink!«, forderte mich Yalla auf, hob ihre Hälfte über den Mund und presste sie wie eine Zitrone aus.

Ich folgte ihrem Beispiel und wurde angenehm überrascht. Der Wurzelsaft hatte einen süßlich herben Geschmack und war erstaunlich durststillend. Ich prägte mir das Aussehen und die Beschaffenheit der Pflanze umgehend ein, denn dieses Wissen konnte für mich noch einmal sehr nützlich sein.

Nachdem wir eine zweite Wurzelknolle ausgepresst hatten, vergrub Yalla die Reste der Büsche bis auf ein paar Zweige im Sand und verwischte damit sorgfältig alle Spuren.

Danach machten wir uns wieder auf den Weg.

Yalla blieb dabei ungefähr alle zehn Schritte stehen und wischte mit den Zweigen über den Boden. Die fingerlangen Dornen pflügten tief durch den sandigen Boden und machten unsere Fährte fast unkenntlich. Sie hörte damit erst auf,

als wir am Fuß der Hügelkette standen. Dann versteckte sie die Zweige hinter einem Felsen und blickte ein letztes Mal auf unserer Spur zurück. Als sie mir wieder in die Augen sah, lag ein zufriedenes Lächeln auf ihrem Gesicht.

»Das müsste genügen. Bis sie unsere Fährte wieder aufnehmen können, sind wir längst in Sicherheit.«

Ohne auf eine Antwort zu warten, drehte sie sich um und stürmte mit derart ausladenden Schritten auf die Hügelkette zu, dass ich einmal mehr Mühe hatte, sie nicht aus den Augen zu verlieren.

Was blieb mir aber auch anderes übrig? Alleine, mitten im australischen Busch, ohne Orientierung, ohne Waffe und ohne Wasser waren meine Chancen, die nächsten vierundzwanzig Stunden zu überleben, nicht größer als die einer Schneeflocke auf einer heißen Herdplatte.

Ich musste mir, wenn auch zähneknirschend, eingestehen, dass ich dieser seltsamen Frau im Grunde genommen auf Gedeih und Verderb ausgeliefert war.

Es dämmerte, als wir die Hügel erklommen. Die untergehende Sonne tauchte das Land in rot glühendes Licht. Die Luft kühlte merklich ab. Nach der brütenden Hitze des Tages war es jetzt direkt angenehm. Auch mir ging es langsam wieder besser, sogar meine Kopfschmerzen klangen allmählich ab.

Während ich Yalla einem folgsamen Hund gleich hinterher trottete, dachte ich darüber nach, mit welchen Worten ich sie

wohl dazu bringen konnte, mich über gewisse Dinge aufzuklären, ohne dass sie gleich misstrauisch wurde oder abblockte.

Irgendwie hatte ich immer noch das Gefühl, dass alles nur ein böser Traum war.

Die weiß gekleideten Mörder, Yalla, alles war bestimmt nur ein einziger Albtraum, aus dem ich gleich wieder erwachen würde.

Ich schloss für einen Moment die Augen und schüttelte den Kopf. Doch als ich mich wieder umschaute, lief ich immer noch durch den australischen Busch und die Frau mit dem blutigen Messer befand sich auch noch vor mir.

Ich wollte gerade mit meinem Frage- und Antwortspiel beginnen, als sie die Richtung änderte und unvermittelt nach rechts lief. Im fahlen Licht der Dämmerung war die Umgebung nur noch schwach zu erkennen. Trotzdem spürte ich deutlich, wie der sandige Weg übergangslos felsig wurde und nach wenigen Yards steil nach oben führte.

Nach einigen Minuten blieb ich abrupt stehen.

Wir hatten inzwischen ein höher gelegenes Plateau erreicht und in dem immer dunkler werdenden Licht des sterbenden Tages war die Sichtweite inzwischen bis auf wenige Schritte eingeschränkt. Es würde nicht mehr lange dauern und es war stockfinstere Nacht.

Meiner Meinung nach machte es keinen Sinn, dann weiter in der Dunkelheit herumzuirren und sich in dem unwegsamen Gelände womöglich noch alle Knochen zu brechen. Der Pfad, den Yalla gewählt hatte, bot jetzt schon alles andere als einen Spaziergang. Ständig rutschte ich auf irgendwelchem

Geröll aus oder riss mir die Haut an den scharfkantigen Felsen.

Mit einem leisen Pfiff versuchte ich, meine junge Begleiterin zum Anhalten zu bewegen.

Yalla drehte sich um und brummte ungehalten. Gleichzeitig vernahm ich seitlich von mir ein leises Scharren.

Bevor ich reagieren konnte, packte mich jemand von hinten am Kragen und hielt mir ein Messer an die Kehle.

Hetzjagd ohne Gnade

»Nimm sofort das Messer weg!«, rief Yalla.

Der Unbekannte hinter mir schien zu zögern. Obwohl ich ihn nicht sehen konnte, spürte ich deutlich, dass er den Kopf schüttelte.

»Messer weg!«, zischte meine Begleiterin, diesmal bedeutend energischer. »Er ist ein Freund.«

Nach einem Moment der Stille lockerte die Gestalt hinter mir ihren Griff und zog die Klinge zurück. Ich rieb mir über die Kehle und verschmierte Blut.

»Kein Freund, Fremder!« Der Typ spuckte die Worte förmlich aus.

»Jetzt nicht mehr. Jeder, der den weißen Männern begegnet und überlebt, ist unser Freund.«

»Er weißes Volk gesehen?« Der Messermann grunzte überrascht. »Wer das sagen?«

»Er«, entgegnete Yalla und zeigte auf mich. »Und ich glaube ihm.«

»Mann lügt!«

Allmählich begann es mich in den Fäusten zu jucken. Keiner durfte mich ungestraft einen Lügner nennen und schon gar nicht jemand, der sich heimlich hinter meinen Rücken schlich.

Langsam, jedwede hastige Bewegung vermeidend, drehte ich mich um und musterte die Gestalt, die mir das Messer an die Kehle gehalten hatte.

Ich musste mich mit aller Macht zusammenreißen, um nicht erschrocken loszuschreien. Denn das, was mir hier in der Dämmerung mit kleinen, blicklosen Augen entgegenstarrte, war alles Mögliche, nur kein Mensch. Diese Kreatur war ein geradezu groteskes Abbild der Darwinschen Evolutionstheorie. Eine Mischung aus Mensch und Tier, ungewöhnlich stark behaart und bis auf einen Lendenschurz vollkommen nackt. So wie er dastand, mit nach vorne gebeugtem Oberkörper, den krummen Beinen und der gewaltigen, von Muskelsträngen überzogenen Brustpartie, erinnerte er mich eher an einen Gorilla als an einen Menschen. Ein Eindruck, der durch seine niedrige Stirn und die platt gedrückte Nase noch verstärkt wurde.

Andererseits konnte ich mich nicht erinnern, jemals von einem Affen gehört zu haben, der unsere Sprache beherrschte und zudem eine Waffe benutzte, die alles andere als primitiv war.

Soweit ich es im letzten Licht der untergehenden Sonne erkennen konnte, war das Ding aus irgendeinem dunklen Quarzgestein gefertigt und, wie ich bereits unfreiwillig zu spüren bekommen hatte, mit einer rasiermesserscharfen

Klinge versehen.

Wer oder was verdammt noch mal war also dieses Wesen? Sekundenlang standen wir uns gegenüber und musterten uns schweigend.

Für mich war es dabei unmöglich, in seinem ausdruckslosen Gesicht irgendwelche Gedanken zu erraten. Nach einer gefühlten Ewigkeit schaute er zu Yalla und fragte sie etwas in einem Kauderwelsch, das sich für mich wie das Bellen eines Straßenköters anhörte.

»Was hat er gesagt?«, fragte ich meine Begleiterin.

Yallas lächelte. »Skmil hat gesagt, dass du entweder sehr tapfer oder sehr dumm bist, wenn du dich alleine in das Gebiet des weißen Volkes wagst. Er weiß nur noch nicht genau, was von beiden.«

Ich grinste böseartig.

Nachdem das Messer von meiner Kehle verschwunden war und ich meinen Gegenspieler jetzt direkt vor mir hatte, gewann ich allmählich wieder Oberwasser.

»Dann sag diesem Affen, dass ich ihm morgen, sobald ich ausgeruht bin, gerne eine Antwort darauf gebe.«

Der Blick, mit dem mich Skmil daraufhin bedachte, hätte nicht tödlicher sein können.

»Wo kommst du plötzlich her?«

Skmil, bei dem ich immer noch nicht wusste, ob er Affe oder Mensch war, verzog sein hässliches Gesicht und musterte Yalla beinahe vorwurfsvoll.

»Tano sagen, ich dich suchen.«

»Warum? Es hat doch jeder gewusst, dass ich jagen gehe.«

»Viel lange, schon viermal dunkel«

»Ich kann leider noch nicht fliegen«, erwiderte Yalla schnippisch. »Zu Fuß braucht man nun mal einen Tag und eine Nacht, bis man die Ebenen erreicht hat.«

»Du im verbotenen Land?« Entsetzen machte sich auf dem sonst so ausdruckslosen Gesicht dieses Urmenschen breit.

»Wo denn sonst? Hier in den Bergen gibt es doch schon lange kein Wild mehr und von irgendetwas müssen wir schließlich leben. Oder hast du Lust zu verhungern?«

»Tano böse, wenn ich sage«, sagte Skmil, ohne auf die Frage der jungen Frau einzugehen.

Unvermittelt hob er den Kopf und begann mit seiner platt gedrückten Nase hörbar die Luft einzuziehen.

»Wo Beute?«, fragte er nach geraumer Zeit harsch.

Offensichtlich war er mit dem Ergebnis seiner Witterung nicht zufrieden.

»Die musste ich in der Ebene zurücklassen. Ich hatte Ärger mit den weißen Männern. Aber dafür habe ich ihn gefunden«, erwiderte Yalla und deutete dabei auf mich.

Skmil schnaubte verächtlich. »Viel dürr. Davon werden nicht Kinder satt.«

Seine Stimme klang gedämpft und er war kaum zu verstehen, anscheinend war es hier in der Dunkelheit nicht ratsam, laut zu reden. Doch seine Worte jagten mir einen kalten Schauer über den Rücken. Trotz der lauen Abendluft begann ich plötzlich zu frieren und zog die Schultern hoch. Ernährten sich Yalla und ihre Leute etwa von ...

Bevor ich diesen Gedanken weiterspinnen konnte, war unter uns ein Geräusch zu hören, als ob jemand am Fuß der Hügel auf dem Geröllpfad ausgerutscht war. Mit einem Satz war Skmil am Rand des Plateaus und starrte den Pfad hinunter, auf dem wir hierher gekommen waren.

Ein normaler Mensch hätte dort unten wahrscheinlich nichts mehr erkennen können, aber Skmil war nicht mit normalen Maßstäben zu messen.

»Was ist los?« Yalla glich einer zum Sprung bereiten Raubkatze.

»Weißmänner«, sagte Skmil und starrte weiterhin angestrengt nach unten. Dabei hob er die Linke und streckte Daumen und Zeigefinger in die Luft.

Zwei Männer also.

»Wir müssen weg«, flüsterte Yalla.

»Ich weiß nicht, ob das so sinnvoll ist«, gab ich ebenso leise zurück. »In spätestens einer halben Stunde ist es so dunkel, dass man nicht einmal mehr die Hand vor Augen sehen kann. Wenn wir dann da draußen herumrennen, laufen wir Gefahr, uns sämtliche Knochen zu brechen. Hier zwischen den Felsen haben wir Deckung. Hier könnten wir in aller Ruhe auf sie warten.«

»Aber das kostet Zeit«, widersprach Yalla. »Bis dahin sind die anderen da und dann ist es für eine Flucht zu spät.«

»Welche anderen?«

Der Blick, den mir Yalla daraufhin zuwarf, gab mir das Gefühl, als war sie der Meinung, einen dummen Schuljungen vor sich zu haben.

»Wenn die Weißen in diese Berge kommen, ist es stets

mindestens ein Dutzend von ihnen.«

Also zwölf, das war natürlich ein Argument.

»Still!«, mischte sich Skmil in unsere Unterhaltung ein. »Sie kommen, jetzt laufen!«

Ich schwieg, drehte mich um und setzte mich in Bewegung. Yalla war uns inzwischen bereits fünf oder sechs Schritte voraus.

Wir liefen bis Mitternacht nebeneinander her. Niemand sagte ein Wort, wir mussten mit unseren Kräften haushalten. Ab und zu blieb einer von uns stehen und schaute sich um. Aber noch war von den Verfolgern nichts zu sehen. So liefen wir weiter in der Hoffnung, dass wir unsere Spuren so gut verwischt hatten, dass uns die Weißen nicht folgen konnten.

Irgendwann in der Nacht stießen wir auf ein Wasserloch.

Ich war unterdessen vollkommen erledigt. Meine Füße schmerzten, mein Schädel pochte und ich war so müde, dass ich auf der Stelle einschlafen wollte. Das Einzige, was mich noch auf den Beinen hielt, war die Tatsache, dass es meinen Begleitern nach diesem nächtlichen Gewaltmarsch nicht viel besser ging.

Ich erreichte das Wasserloch als Letzter. Als ich dort ankam, hatten Yalla und Skmil bereits getrunken und badeten ihre brennenden Füße in dem kleinen Tümpel. Ich brachte meine Lippen trotzdem an den Rand des Wassers und begann zu trinken, bis ich das Gefühl hatte zu platzen. Mir wäre es auch egal gewesen, wenn sie ihren Hintern in der

Brühe gewaschen hätten. Aber das konnte nur jemand nachvollziehen, der einen halben Tag lang durch den australischen Busch marschiert war und nichts zu trinken bekommen hatte außer einem Schluck Wurzelsaft.

Für mich war das abgestandene Wasser dieses Tümpels geradezu ein Geschenk Gottes.

Ich war gerade dabei, meinen Kopf in das erfrischende Nass einzutauchen, als mir Skmil mit seiner Fußspitze freundschaftlich gegen die Rippen klopfte.

Ich wirbelte herum und war kurz davor, diesem Urzeitmenschen in die Eier zu treten, als mich ein Blick in seine kleinen Augen davon abhielt.

Die Angst darin war unübersehbar.

»Sie kommen!«

Ich hob den Kopf und starrte an Skmil vorbei in die Richtung, in die er deutete. Zuerst sah ich nichts als die schattenhaften Umrisse einiger Felsen, aber dann schob der Nachtwind ein Wolkenband zur Seite, das bisher den Mond verdeckt hatte, und im silbernen Schein des Erdtrabanten konnte ich die Umrisse unserer Verfolger ausmachen.

Mit ihren weißen Uniformen hoben sie sich deutlich vor dem nächtlichen Horizont ab. Sie waren etwa zwei Meilen hinter uns und inzwischen zu viert.

»Kommt!«, knurrte Skmil.

Wir stolperten weiter, bis uns jeder Knochen und jeder Muskel schmerzte. Die Weißen schienen im Gegensatz zu uns absolut nicht zu ermüden. Sie hetzten uns gnadenlos und kamen immer näher. Skmil fluchte heiser und drängte uns zu noch größerer Eile.

Aber so sehr wir uns auch anstregten, irgendwann waren wir am Ende. Kein Wunder, denn jeder von uns war seit mindestens vierundzwanzig Stunden ununterbrochen auf den Beinen. Es würde nicht mehr lange dauern und wir mussten anhalten oder fielen um wie die Fliegen.

Ein scheußlicher Gedanke.

Mir war klar, was passierte, wenn sich unser erschöpfter Haufen in einem fremden Terrain einer Übermacht stellen musste.

Ich mobilisierte meine letzten Kräfte.

Neben mir hörte ich das Keuchen von Yalla und Skmil. Ihre Gesichter waren vor Anstrengung verzerrt. Sie hielten beide ihre Messer in den Händen. Skmil rannte an mir vorbei auf eine Felsengruppe zu, in der er vermutlich Deckung suchte.

In diesem Moment blitzte es hinter uns auf.

Skmil wurde zur Seite geschleudert. Er ließ sein Messer fallen und prallte mit der Schulter gegen einen Felsbrocken. Betäubt blieb er am Boden hocken und schüttelte unwirsch seinen kantigen Schädel. Blut rann ihm aus der Schulter. Sein Gesicht war eine einzige Maske aus grenzenloser Verwunderung, Schmerz und Entsetzen.

Die Weißen hatten uns fast erreicht. Unaufhaltsam wie Maschinen stapften sie heran. Jeder von ihnen hielt eine Waffe im Anschlag.

»Tötet nicht alle!«, erschallte eine kalte Stimme.

In hilfloser Wut schleuderte ich dem Vordersten unser Verfolger einen Stein entgegen.

Er duckte sich und lachte höhnisch.

Das war's dann wohl, dachte ich. Ich ahnte nicht, wie sehr ich mich täuschen sollte.

Unvermittelt lag ein Rauschen und Rumoren in der Luft, ähnlich den tosenden Wellen eines riesigen Ozeans, das immer lauter wurde. Gleichzeitig wurde der Boden von einem leichten Vibrieren erfasst, das sich immer mehr steigerte. Wir alle, auch die Weißen, verharrten und versuchten, die Ursache der seltsamen Vorgänge zu lokalisieren.

Der Lärm wurde immer lauter und kam näher. Der Boden erzitterte im Sekundentakt wie unter den Hammerschlägen eines imaginären Riesen.

Und dann war es plötzlich vor uns.

Etwas, das so groß wie ein Haus war.

Ich legte den Kopf in den Nacken ...

... und erstarrte.

Ich war kurz davor, wahnsinnig zu werden.

Fassungslos starrte ich auf die gigantische, sicherlich 40 Fuß große, geschuppte Echse, die eine Schneise der Vernichtung hinter sich lassend direkt auf uns zukam. Mein Verstand weigerte sich zu begreifen, was er sah.

Aber die Bestie war real.

Ich kannte das monströse Ungetüm, das mit ungeheurer Geschwindigkeit auf uns zustapfte, schließlich war ich in meiner Freizeit ein begeisterter Besucher des Natural History Museums im Londoner Stadtteil South Kensington.

Vor uns stand ein leibhaftiger Tyrannosaurus Rex!

Das Volk aus den Bergen

Innerhalb von Sekunden herrschte bei der Felsengruppe ein absolutes Durcheinander.

Männer fluchten, Männer schrien und über allem lag das Brüllen der Bestie. Ein Brüllen voller Hass und Grausamkeit.

Einer unserer Verfolger wurde von den Hinterbeinen der Echse förmlich in den Boden gestampft, ein anderer landete zwischen den Kiefern. Das Brüllen des Mannes hallte meilenweit durch die Nacht, als sich die dichtstehenden Zahnreihen des Tyrannosaurus Rex in seinen Körper bohrten. Das Krachen und Brechen seiner Knochen war das widerlichste Geräusch, welches ich je vernommen hatte. Die Echse schüttelte den Kopf und das Brüllen des Mannes verstummte jäh. Ich hatte Mühe, einen Brechreiz zu unterdrücken, als ich mit ansah, wie der Oberkörper im Maul der Bestie verschwand, während die unteren Extremitäten – ein formloses Bündel aus zuckendem, pulsierendem Fleisch – einem nasen Putzlappen gleich auf den Boden klatschten.

Einen Moment lang starrte ich wie die anderen gebannt auf das Geschehen.

Aber dann reagierte ich.

Ich wollte überleben!

Ich packte Yalla und Skmil am Arm und stolperte mit ihnen vorwärts. Inmitten der Felsengruppe, zwischen zwei mächtigen mannshohen Steinen, hatte ich im silbernen Licht des Mondes einen schmalen Spalt entdeckt. Ich taumelte ihm mit den anderen im Schlepptau entgegen. Hinter mir

spürte ich bereits den heißen Atem der Bestie im Nacken. Wir zwängten uns durch den Spalt, gerade als das Vieh nach uns schnappte. Seine geifernden Kiefer klackten in leerer Luft zusammen. Wir befanden uns in Sicherheit.

Die Frage war nur, wie lange.

Wir bekamen die Antwort im Morgengrauen.

Von der Echse war nichts mehr zu sehen, dafür tanzten ein halbes Dutzend Flötenvögel und ein Schwarzmilan zwischen den Felsen umher und feierten ein Festmahl.

Der Boden war von einem Teppich aus summenden blaugrünen Fliegen bedeckt, die allesamt dick und aufgedunsen waren. Der süßlich-faulige Gestank von verwesendem Menschenfleisch hing in der Luft und ließ mich würgen.

»Und jetzt?«

Yalla deutete nach Süden, auf eine Felsformation, die mindestens einen Tagesmarsch von uns entfernt war. »Dort leben die Nayanos, das Volk der Berge. Dort ist meine Heimat.«

Das Lager der Nayanos befand sich auf einer karg bewachsenen Hochebene inmitten bizarrer, steil aufragender Felskegel. Etwa einhundert Schritte unterhalb des Plateaus wurden wir von zwei bewaffneten Posten gestoppt, die Yalla etwas zuriefen, das ähnlich wie das Gestammel klang, mit dem sich Skmil mit ihr unterhalten hatte.

Yalla antwortete umgehend.

Ich verstand zwar wieder kein Wort, aber ihr Tonfall sagte

mir, dass es alles andere als Komplimente waren. Die Wachen senkten ihre Speere und winkten uns weiter. Als wir die Posten passierten, stand der Mond direkt über ihnen. In dem fahlen Licht waren sie kaum mehr als verschwommene Schatten. Aber ich hatte schon immer Augen wie ein Luchs und deshalb erkannte ich deutlich, dass es unmöglich Menschen sein konnten, die ich da betrachtete. Eine Sekunde lang blieb ich stehen, kniff die Augen zusammen und schüttelte ungläubig den Kopf.

Aber auch nach einem zweiten Blick blieb das Bild dasselbe.

Einer der Posten hatte einen Buckel und riesige, spitz zulaufende Ohren, der andere wirkte wie eine Miniaturausgabe von Skmil.

Soweit ich mich erinnern konnte, hatte ich solche Gestalten das letzte Mal an Halloween gesehen.

Mein Gott, in was für einem Irrenhaus war ich hier eigentlich gelandet?

Langsam begann ich ernsthaft an meinem Verstand zu zweifeln. Bevor ich mich aber zu einer Äußerung hinreißen konnte, trat Yalla an meine Seite und legte mir eine Hand auf die Schulter. Mit der anderen deutete sie nach links, und als ich ihrer Geste folgte, erkannte ich ein halbes Dutzend Lagerfeuer und dahinter die Umrisse mehrerer Hütten.

»Lager«, grunzte Skmil überflüssigerweise.

Ich nickte und folgte den beiden auf dem Weg ins Camp.

Bei unserer Ankunft sprang ein fellbesetztes Etwas von unbestimmbarer Abstammung hinter einer der Zweighütten hervor und begleitete unser Kommen mit einem lauten Fau-

chen. Ein weiteres Fellbündel kam hinzu und kurz darauf waren wir von einem ganzen Rudel dieser Kreaturen umzingelt, die inzwischen genug Lärm veranstalteten, um das gesamte Lager mitten in der Nacht auf die Beine zu bringen.

Dingos, war mein erster Gedanke, den ich einen Wimpernschlag später sofort wieder revidierte. Für australische Wildhunde waren diese Biester definitiv zu klein, sie wirkten eher wie größere Katzen. Nichtsdestotrotz besaßen sie den gleichen breiten Kopf und die Stehohren der Wildhunde, genauso wie deren spitz zulaufende Schnauze. Hinzu kam die lästige Angewohnheit, ständig nach uns zu schnappen.

Während ich noch überlegte, ob ich es riskieren konnte, diesen lästigen Viechern einen Tritt in den Hintern zu verpassen, beobachtete ich aus den Augenwinkeln, wie Yalla einem von ihnen mit voller Wucht in die Seite trat.

Ich folgte ihrem Beispiel auf der Stelle und das Mistvieh, das gerade versuchte, seine Zähne in meine Wade zu graben, gab einen schrillen Laut von sich und flog fast andert-halb Yard weit durch die Luft.

Das Biest kam sofort wieder auf die Beine. Es machte zwar einen Buckel, zog den Kopf ein und bleckte fauchend die gelben Fänge, doch es wich zurück.

Neben mir grunzte Skmil. Es klang irgendwie anerkennend, aber vielleicht bildete ich mir das ja auch nur ein.

Mir blieb nicht viel Zeit zum Nachdenken, denn inzwischen hatten wir eine Hütte erreicht, die sich deutlich von den anderen Behausungen abhob. Soweit ich im matten Schein der Lagerfeuer erkennen konnte, war es nicht nur die größte Unterkunft in der ganzen Runde, sondern auch die

einzig, vor deren Eingang ein Wachposten stand.

Das Quartier, ein Rechteck aus schenkelstarken Holzpfosten, um die herum unzählige Tierfelle gespannt waren, wirkte trotz der primitiven Bauweise ziemlich solide.

Yalla wechselte ein paar Worte mit dem Posten, der am Eingang Wache hielt.

Der Mann zog den Stofffetzen am Hüttenzugang zur Seite, schob den Kopf hinein und bellte irgendetwas Unverständliches. Eine Sekunde später wurde sein Bellen erwidert, der Posten wandte sich wieder um und nickte Yalla zu.

Mit einer knappen Geste gab sie mir und Skmil zu verstehen, dass wir hier warten sollten. Kurz darauf war sie im Innern der Hütte verschwunden.

Inzwischen hatte sich unsere Anwesenheit herumgesprochen.

Überall im Lager loderten weitere Feuer auf, und wohin ich auch blickte, sah ich die Umrisse von Menschen.

Trotz der lauen Wüstennacht begann ich zu frösteln. Denn die Gestalten, die da auf mich zukamen, waren alles andere als Menschen. Diese Kreaturen konnten nur dem Gehirn eines vom Wahnsinn befallenen Bildhauers entsprungen sein. Mutanten, Monster, irgendwelche groteske Wesen mit körperlichen Abnormitäten, die aus einem Gruselkabinett entsprungen schienen, begannen uns zu umzingeln.

Bucklige Geschöpfe mit riesigen Ohren, verformten Gliedmaßen und abstoßenden, von Geschwüren und Pusteln überzogenen Fratzen.

Der Gestank von verfaultem Fleisch raubte mir schier den Atem.

Viele von ihnen waren nackt, andere in irgendwelche Tierfelle und Lumpen gehüllt.

Krallenhände wurden nach mir ausgestreckt und die geifernde Menge kam immer näher.

Das Gefühl, wie mich diese Wesen mit ihren Klauen zerfetzen würden, nahm mit jeder Sekunde zu.

Als selbst Skmil nervös schnaubte, bekam ich Schweißausbrüche.

Mein Herz machte deshalb förmlich einen Satz, als Yalla wieder im Hütteneingang erschien und mir aufmunternd zunickte.

Ich bückte mich und betrat das Innere. Instinktiv begann ich zu blinzeln. Nach der draußen herrschenden Dunkelheit benötigte ich geraume Zeit, bis ich etwas in der Hütte erkennen konnte, da ihr Inneres von einem großen Feuer und mehreren Fackeln in gleißendes Licht getaucht wurde. Es dauerte mindestens zwei oder drei Sekunden, bis sich meine Augen an die Helligkeit gewöhnt hatten und ich Einzelheiten in der grell erleuchteten Hütte erkennen konnte.

Währenddessen hörte ich der Stimme, die mich sofort nach dem Eintreten angesprochen hatte, weiterhin aufmerksam zu.

»Woher kommst du?«, sagte sie. »Wie ist dein Name? Du bist weder einer von uns, noch gehörst du zum weißen Volk.«

Die Stimme erinnerte mich an Joe Cocker. Rau und kratzig, als würde der Sprecher jeden Morgen mit Whisky gurgeln und Kette rauchen. Er saß auf der anderen Seite des Feuers und lehnte mit dem Rücken an einem der dicken Holzpfos-

ten.

»Ich komme aus dem Süden«, antwortete ich beiläufig und ließ meine Blicke über die Gestalten schweifen, die um das Feuer herum standen oder saßen. »Aber das ist unbedeutend. Wichtig ist, dass ich jetzt endlich erfahre, was hier ...«

Mein Gegenüber ließ mich nicht ausreden. Stattdessen bellte er etwas und einen Herzschlag später zielte jeder in der Hütte mit irgendeiner Waffe auf mich.

Nun ja, fast jeder.

Die Ausnahmen waren Yalla und der Mann, mit dem ich mich bisher unterhalten hatte.

Aber ihr Eingreifen wäre auch gar nicht nötig gewesen. Mehrere Speere, ein Steinbeil und Skmils Messer, mit dem ich ja vor geraumer Zeit bereits Bekanntschaft geschlossen hatte, genügten vollauf, um mir das Lebenslicht auszublenden.

Instinktiv streckte ich meine Arme nach vorne und zeigte zum Zeichen des Friedens die Innenflächen meiner Hände. Keiner der Gestalten in der Hütte bewegte sich, sekundenlang glichen wir alle steinernen Skulpturen. Dann gab der Sprecher am Feuer ein Zeichen und die anderen ließen ihre Waffen sinken.

Der Lärm, den der Stein verursachte, der mir in diesem Augenblick vom Herzen rutschte, musste mit Sicherheit meilenweit zu hören gewesen sein.

Der Mann am Feuer hob den Kopf und musterte mich mit einem abschätzenden Blick.

»Was wichtig ist, musst du schon mir überlassen. Ich habe schließlich die Verantwortung für ein ganzes Volk, das An-

liegen eines Einzelnen und noch dazu eines Fremden ist für mich deshalb belanglos.«

Ein Harzknoten zersprang knackend im Feuer, Funken sprühten auf und erhellten sein Gesicht für einige Sekunden taghell.

Zum ersten Mal seit meinem Eintreffen in der Hütte betrachtete ich den Sprecher genauer.

Tano – ich glaube, es war Yalla, die ihn zuerst so genannt hatte – war untersetzt und stand ziemlich gut im Futter. Trotzdem erweckte er den Eindruck, dass er durchaus in der Lage war, sich seiner Haut zu wehren.

Er trug eine zerschlissene Baseballkappe, auf deren Schild das aufgenähte Symbol der New York Yankees prangte. Alles andere blieb im Moment noch unter der Decke verborgen, die er sich bis unter das Kinn gezogen hatte.

Unter der Kappe quoll dichtes Haar hervor, das die Farbe von mattem Silber hatte. Von silbernen Fäden war auch sein Schnurrbart durchzogen, der seine Oberlippe und die Mundwinkel bedeckte. Sein ovales Gesicht wurde von hervorstehenden Wangenknochen und einem breiten, festen Mund beherrscht.

Irgendwie wirkte er gelangweilt, wie er sich so vor mir neben dem Feuer räkelte. Aber seine blitzenden Augen und der Schädelbrecher, der griffbereit zu seiner Rechten am Boden lag, erzählten eine andere Geschichte.

Das Gesetz der Nayanos

Ich entdeckte Yalla, als ich zum Wasserloch des Lagers ging.

Ein kleiner Tümpel der ungefähr fünf Fuß in der Länge und drei in der Breite maß und, wie man mir erzählt hatte, von einem unterirdischen Fluss gespeist wurde.

Sie tauchte plötzlich seitlich vor mir auf, mit einem Lederimer in der Hand.

Wie angewurzelt blieben wir stehen und starrten uns sekundenlang stumm in die Augen. Dann ging sie an mir vorbei, ohne ein Wort zu sagen und verschwand hinter einer dichten Buschgruppe.

Ich zögerte, atmete tief durch und umrundete das dichte Buschwerk. Dahinter fiel ein Hang ab und mündete in eine kleine Senke, wo sich der Tümpel befand der das Lager mit Wasser versorgte. Sie hockte am Rand des Wassers und füllte den Eimer. Ich musste unbedingt mit ihr reden, gleichgültig ob es das Gesetz der Nayanos erlaubte oder nicht.

Yalla war meine einzige Chance aus diesem Irrenhaus wieder herauszukommen.

Ich lebte inzwischen seit einer Woche bei ihnen, trotzdem war ich immer noch so schlau wie am ersten Tag meiner Ankunft im Lager. Ich beherrschte inzwischen zwar ein paar Brocken ihrer bellenden, abgehackt klingenden Sprache, hatte außer mit Tano, Yalla und Skmil auch die Bekanntschaft weiterer Stammesmitglieder gemacht und wusste über die Regeln des Lagerlebens Bescheid, aber das war dann auch schon alles.

Ich erfuhr weder was es mit diesen weißen Männern auf

sich hatte, noch warum fast alle Mitglieder des Stammes missgebildet oder auf der Entwicklungsstufe eines Steinzeitmenschen stehen geblieben waren, geschweige denn in welcher Richtung die nächste Ansiedlung einer Zivilisation wie ich sie kannte zu finden war.

Entweder wollte man mir keine Auskunft geben oder man konnte es nicht.

Außerdem hatte mir Tano verboten mich weiter als einen Steinwurf vom Lager zu entfernen.

Ich musste diesen Zustand ändern sonst lief ich irgendwann Gefahr durchdrehen.

Der Schlüssel dazu hieß Yalla, davon war ich überzeugt.

Es war offensichtlich dass sie bei den Nayanos so etwas wie einen Sonderstatus inne hatte.

Sie war die einzige die nicht missgebildet war und stand auch geistig über den anderen Primaten. Sie beherrschte als eine der wenigen meine Sprache perfekt, schien mich zu verstehen und wusste von was ich rede. Sie belegte mich nicht mit einem mitleidigen Lächeln oder einem ungläubigen Kopfschütteln wenn ich von Autos, Computer und Flugzeugen erzählte.

Aber ich kam nicht an sie heran. Nach den Gesetzen der Nayanos war es einem Mann verboten sich alleine mit einer unverheirateten Frau zu treffen. Der Stammesrat und die alten Weiber im Lager sorgten stets dafür, dass ich keine Gelegenheit bekam alleine mit ihr zu reden.

Bis heute, hier am Wasserloch.

Yalla hatte den Eimer unterdessen gefüllt und trat den Rückweg an. Sie hatte es nicht einfach mit dem schweren Ei-

mer den steilen Hang heraufzukommen. Das Wasser schwappte bei jedem Schritt über den Rand. Ich kam ihr deshalb auf halbem Weg entgegen.

»Kann ich dir helfen?«

Sie blieb stehen und sah mich an.

»Wasser holen ist Frauenarbeit.«, sagte sie sehr bestimmt.

Ich nickte wissend.

»Dann lass mich wenigstens den Eimer hoch tragen. Er ist doch viel zu schwer für dich.«

Einen Augenblick lang schaute sie mich an und schüttelte dann mit dem Kopf.

»Warum willst du das tun? Du weißt doch das wir Schwierigkeiten bekommen wenn man uns ohne Aufpasser zusammen sieht.«

Ich schwieg und betrachtete sie eingehender.

Mein lieber Herr Gesangsverein, was hatte sich Yalla in den letzten Tagen verändert. Aus einem sehnigen, halbnackten Wildfang der mit dem Messer auf fremde Männer losging war eine junge Frau geworden, die mehr als nur einen Blick wert war. Sie hatte etwas an Gewicht zugenommen und trug statt des Fellfetzens jetzt ein schlichtes, knielanges Stoffkleid das ihre Formen beinahe atemberaubend zur Geltung brachte. Die Pfunde waren genau an den richtigen Stellen verteilt. Mir wurde die Kehle eng als mein Blick auf ihre pfirsichgroßen Brüste fiel, die sich deutlich unter dem Stoff abzeichneten.

»Verschwinde!«

Die raue Stimme riss mich jäh aus meinen Träumen.

Verwirrt drehte ich mich um und sah, dass oben am Hang

ein junger Nayano stand und mir mit einem Holzknüppel drohte.

»Verschwinde«, wiederholte er, als Yalla und ich oben angekommen waren.

Das Bürschchen war mindestens fünfzehn Jahre jünger wie ich und dazu einen Kopf kleiner.

Er war zwar ziemlich kompakt und hatte breite Schultern, aber wie die meisten seines Stammes war er auch mit einer Missbildung beschlagen. Mit seinem rechten Klumpfuß hatte er was Schnelligkeit und Reaktion anbelangte nicht den Hauch einer Chance gegen mich.

Ich hatte auf den Straßen in London gelernt mich zu behaupten. Ich beherrschte Tricks von denen dieser Bursche hier nicht einmal wusste dass es sie gab. Wenn es hart auf hart kam konnte ich eine Drecksau sein.

Trotzdem war er offensichtlich auf Ärger aus, denn aus seinen Augen blitzte die heiße Wut.

»Verschwinde, oder ich schlag dich tot!«

Das hätte er besser nicht gesagt.

Jetzt kam auch in mir Zorn auf.

»Sag das nicht noch einmal«, warnte ich ihn.

Statt einer Antwort schlug er mit seinem Holzprügel zu in dessen Spitze ein scharfkantiger Tierknochen eingearbeitet war. Ich wich dem Schlag mühelos mit einem kurzen Sidestep aus. Die mörderische Waffe traf anstelle meiner den Eimer und riss ihn mir aus der Hand. Durch die Wucht des

Hiebes verhedderte sich die Knochenspitze im Leder und beides, Eimer und Holzprügel kullerten den Hang hinunter.

»Lass uns in Ruhe, Gur«, zischte Yalla.

»Wieso schleichst du mir ständig nach? Ich habe dir doch deutlich zu verstehen gegeben das ich nichts von dir wissen will.«

Gurs breitflächiges Gesicht verzog sich zu einer abfälligen Miene.

Dann schlug er ein zweites Mal nach mir, diesmal mit der bloßen Faust.

Ich war wieder schneller und jetzt, nachdem ich wusste, das Yalla von seinem Erscheinen alles andere als begeistert war, gab ich dem Burschen Zunder. Ich blockte seine Faust mit der Linken ab und setzte ihm meine Rechte auf die Leber. Er quiekte wie ein sattes Schwein und wurde grün. Als er den Oberkörper nach vorne beugte trat ich ihm zwischen die Beine und hämmerte ihm als krönenden Abschluss meine Faust an den Hals.

Er torkelte einige Schritte vorwärts, brach in die Knie und folgte dann dem Eimer und dem Holzprügel auf ihrem Weg den Hang hinunter.

»Wenn ich ehrlich bin hatte ich Angst um dich«, sagte Yalla als wir auf dem Weg zurück ins Lager waren.

»Gur ist ein jähzorniger Bursche und schleicht mir schon seit Wochen hinterher. In gewisser Weise bin ich froh dass du ihm seine Grenzen aufgezeigt hast. Andererseits werden wir aber nach dieser Sache eine Menge Ärger bekommen.«

Ich nickte.

»Ich weiß, aber mir blieb nichts anderes übrig. Ich musste

dich unbedingt sprechen.«

»Warum?«

Die Geste mit der sie sich dabei das Kleid glatt strich ließ mich schlucken.

Es war fast ein halbes Jahr her seit ich das letzte Mal etwas mit einer Frau angefangen hatte.

Ich war einen Moment zu verwirrt um sofort zu antworten.

Ich reagierte erst nach dem zweiten warum.

»Weil ich das Gefühl habe das du die einzige bist die mir diese ganze Scheiße hier erklären kann.«

»Was meinst du damit?«

»Das fragst du noch? Himmel noch mal Yalla, willst du es nicht kapieren oder kannst du es nicht? Da draußen rennen irgendwelche weißgekleideten Gestalten herum die jeden der nicht zu ihrem Verein gehört gnadenlos umnieten. Da laufen Menschen und Tiere durch die Gegend, die da wo ich herkomme normalerweise nur noch im Museum oder im Zoo zu sehen sind und alle finden das normal. Kein Schwein versteht mich wenn ich was über Autos oder Computer erzähle, weil hier alle wie in der Steinzeit leben. Verdammt, die Sache stinkt doch von Anfang bis Ende und die einzige Person die scheinbar weiß was ich meine, nämlich du, weicht mir ständig nur aus.«

Yallas Antwort war Schweigen.

Sie redete erst wieder mit mir als die Hütten des Lagers in Sichtweite kamen.

»Also gut, ich erzähle dir was ich weiß. Aber nicht heute. Wir treffen uns in zwei Tagen am Wasserloch, kurz nach

Sonnenaufgang. Bald feiern wir wieder das Kibo – Fest, da hat keiner Zeit auf uns aufzupassen. Die Weiber graben nach Mayowurzeln und die Männer beginnen damit sich und ihre Waffen für das Fest herauszuputzen.«

Yalla hatte recht, einen besseren Zeitpunkt für eine ungestörte Unterhaltung gab es nicht.

Kibo war der Fruchtbarkeitsgott der Nyanos und einmal im Jahr hielt man zu seinen Ehren ein Fest ab, vergleichbar mit dem Erntedank unserer Zivilisation. Die Mayowurzeln benötigte man dabei zur Herstellung eines gleichnamigen, berausenden Getränks. Schon jetzt redete man im Lager von nichts anderem mehr als von dem Kibofest.

Die nächsten beiden Tage saß ich wie auf glühenden Kohlen.

Ich dachte immer nur an Yalla und an unsere Unterredung. Ich bemerkte zwar das Gur sich die ganze Zeit in meiner Nähe aufhielt und mich dabei ständig hasserfüllt anstarrte, aber ich achtete nicht auf ihn.

Ich hatte den Vorfall am Wasserloch längst wieder vergessen.

Dann war es endlich soweit, der Zeitpunkt an dem ich endlich erfahren sollte was dieser Mummenschanz zu bedeuten hatte war gekommen.

Nebelfetzen hingen wie feuchte Watte über dem Lager.

Irgendwo fauchte ein Katt, eines dieser seltsamen pelzigen Hundewesen die überall im Lager herumstreunten, und be-

kam Antwort aus der Tiefe des Lagers. Ein Kind weinte. Nach und nach wurden vor den Hütten die Decken am Eingang zurückgeschlagen und Frauen krochen schnatternd und lachend ins Freie. Wenig später brannten überall im Lager die Kochfeuer.

Ich verzichtete auf das Frühstück und begnügte mich stattdessen wie jeden Morgen mit einem Schluck aus der Wasserflasche.

Es war nicht so das ich nicht hungrig gewesen wäre, aber die Zutaten für dieses Frühstück waren für einen Westeuropäer doch sehr gewöhnungsbedürftig. Sie bestanden aus einer Art Fladenbrot dessen Teig man dadurch zum gären brachte indem ihn die Frauen eine gewisse Zeit lang im Mund behielten, hinunterschluckten und gewürzt mit ihrer Magensäure wieder hervorwürgten. Dazu reichte man gebratene Fleischstücke die von Schlangen, Maden und anderem umher kriechendem Getier stammten und die mit einer Soße serviert wurden die so scharf war, das man danach beim Gang auf ein gewisses Örtchen aufpassen musste kein Loch in die Schüssel zu brennen.

Ich verließ die Laubhütte, die man mir damals nach meiner Ankunft zugewiesen hatte durch einen verdeckten Eingang an der Rückseite. Durch ihn konnte ich ungesehen das Dorf verlassen. Ich hob den Kopf und warf einen Blick auf das hinter mir liegende Lager. Die kühle Morgenluft war erfüllt vom Geruch nach feuchter Erde und dem Rauch der Feuer. Außer den schwatzenden Weibern war noch keine Menschenseele zu sehen. Ich atmete erleichtert aus und schickte mich an zum Wasserloch zu gehen, als eine Bewe-

gung mich innehalten ließ.

Abwartend blieb ich im dunklen Schatten meiner Hütte stehen.

Ein Mann tauchte auf.

Unter seinem weiten Fellumhang war nichts von seinem Gesicht zu erkennen, aber als ich seine Art erkannte wie er beim Laufen seinen rechten Fuß nachzog wusste ich wen ich vor mir hatte.

Verdammt, was veranlasste Gur sich wie ein Dieb im Morgenrauen an meine Hütte heranzuschleichen?

Kämpfen für Yalla

Er war gekommen um mich zu töten!

Um das herauszufinden musste ich kein Hellseher sein, sein bösesartiges, abgehacktes Lachen, das riesige Messer in seiner Hand und die Tatsache das er heimlich und von hinten kam ließen kaum einen anderen Schluss zu.

Yalla hatte recht, der Bursche war nicht nur ziemlich nachtragend sondern dazu noch hinterhältig und gemein. Da ich nicht erwarten konnte, dass er mich ohne Protest zum Wasserloch laufen ließ, wählte ich in Ermanglung einer Waffe einen handlichen Stein aus den Dutzenden die rings um meine Hütte herum am Boden lagen.

Steine werden heute in unserer hoch technisierten Welt als Waffe allgemein belächelt. Allerdings nur solange bis man mit seinem Kopf die Bekanntschaft eines solchen geschlossen hat. Meiner hatte genau die richtige Größe und das Ge-

wicht um auch jemanden wie Gur die Wirksamkeit eines solchen nahezubringen.

Ich hielt den Atem an und wurde eins mit dem Schatten meiner Hütte als Gur an mir vorbei lief. Dann knallte ich ihm den Stein an die Schläfe.

Gerade noch rechtzeitig, denn im selben Augenblick als er mit mir auf gleicher Höhe war, schien ihm sein Urmenschinstinkt etwas zuzuflüstern. Obwohl er mich eigentlich nicht sehen konnte wirbelte er auf dem Absatz herum und hob das Messer.

Doch es blieb ihm keine Zeit mehr es zu benutzen.

Der Stein traf seinen Schädel, er krümmte sich und fiel wie ein nasser Sack zu Boden.

Ich blickte mich um.

Offenbar hatte niemand im Lager die leisen Geräusche gehört, die Gur bei seinem Ausflug in die Bewusstlosigkeit verursacht hatte.

Ich atmete mit einem Seufzer der Erleichterung aus und bemerkte erst jetzt dass ich die ganze Zeit lang die Luft angehalten hatte. Mit dem Fuß drehte ich Gur auf den Rücken und fummelte ihm das Messer aus der Faust. Dann zerrte ich seine Gestalt in die Nähe der Männerhütte und drapierte ihn derart an einem Felsen, das ein unbedarfter Beobachter denken konnte das hier jemand seinen Rausch ausschließ.

Das war aber leichter gesagt als getan.

Der Vogel brachte zwar nicht mehr als 150 Pfund auf die Waage, aber es war starres, lebloses Gewicht und ihn dorthin zu bringen wo ich wollte die härteste körperliche Arbeit die ich in den letzten Monaten verrichtet hatte.

Ich verharrte noch einen Moment lang bei dem Bewusstlosen, bis sich mein Atem wieder beruhigt hatte und lief dann weiter in Richtung Wasserloch.

Mit weit ausgreifenden Schritten eilte ich unserem Treffpunkt entgegen.

Ich beeilte mich.

Hinter mir an den Kochfeuern des Lagers wurde das Schnattern und Gackern der Nayanofrauen immer lauter. Anscheinend versammelten sie sich nach dem Essen dort um gemeinsam nach Mayowurzeln zu graben.

Inzwischen kletterte die Sonne im Osten immer höher und ihre ersten Strahlen vertrieben den Nebel endgültig. Das Land um mich herum erwachte. Die ersten Morgenvögel sangen, Grillen zirpten und überall begann es zu ziepen, rascheln und zischen.

Ich hatte mich etwa einen Steinwurf weit vom Lager entfernt als auf einmal ein Brüllen und Röhren ertönte das die Idylle jäh zum verstummten brachte. Es war als scheute alles Leben auf einen Schlag die Umgebung aus der das Brüllen gekommen war.

Unvermittelt blieb ich stehen und blickte mich um.

Dieses Geräusch passte weder in die Landschaft in der ich mich befand, noch zu den Menschen die hier lebten. Das letzte Mal als ich etwas Ähnliches gehört hatte befand ich mich in der Garage von Mark Baxter, einem meiner Freunde, während dieser gerade mit dem Gaspedal seines 410 PS starken Rennbolids spielte.

Es war jetzt geradezu unheimlich still.

Erst nach und nach kam wieder Leben in den Tag, aber,

wie ich bemerkte, nur von weit aus dem Innern des Landes. Hier in der unmittelbaren Umgebung herrschte weiterhin eine geradezu unnatürliche Stille.

Ich konnte mich eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren und beschleunigte instinktiv meine Schritte.

Yalla erwartete mich bereits ungeduldig.

»Hier entlang«, zischte sie als sie hinter einem Busch hervortrat.

»Es wird nicht mehr lange dauern bis die alten Weiber ein treffen. Ich kann ihr Gekeife jetzt schon hören.«

Ich nickte.

Dann nahm sie mich an der Hand und lief mit mir gen Osten.

Inzwischen hatte ich das unheimliche Brüllen wieder verdrängt.

Wir rannten bis ich irgendwann einmal stehen blieb und sie abrupt zu mir heranzog. Mein plötzliches halten riss sie schier von den Beinen.

»Das ist weit genug«, knurrte ich unwirsch, während sie mich erstaunt musterte.

»Ich habe mich nicht verabredet um mit dir um die Wette zu laufen. Ich will jetzt endlich eine Antwort auf meine Fragen.«

Einen Moment lang starrte sie nachdenklich zu Boden.

Dann hob sie den Kopf, straffte die Schultern und sah mich an.

Endlich würde sich das Geheimnis dieser seltsamen Welt für mich lüften.

In diesem Augenblick raschelte es hinter uns im Gebüsch.

Etwas brach aus dem Unterholz hervor, brüllte, fauchte und griff sofort an. Es prallte mit ungeheurer Wucht gegen mich, riss mich von den Beinen und schleuderte mich zu Boden. Ein großer pelziger Körper nagelte mich regelrecht auf dem Boden fest. Rasiermesserscharfe Krallen schnitten durch den Stoff meines Hemdes und ins Fleisch meines Armes darunter.

Ich brüllte gleichermaßen vor Wut und Schmerzen, zog die Beine an und stemmte den schweren Leib von mir. Ich rollte zur Seite, riss Gurs Messer aus dem Gürtel und erhaschte einen kurzen Blick auf das Fellmonster.

Es war ein Katt.

Eines von diesen böartigen Drecksviechern, die nach allem schnappten was sich bewegte. Ich hatte ihre Bekanntschaft bereits bei meiner Ankunft im Lager der Nayanos gemacht, aber damals hatte es sich nur um katzen große Exemplare gehandelt, das hier war offensichtlich die XXL-Ausgabe.

Mindestens einhundertfünzig Pfund schwer, mit einem Melonengroßen Schädel der nur aus einem Maul und Zähnen zu bestehen schien und so groß, das es bequem den Kopf auf meine Schultern legen konnte wenn es sich auf die Hinterbeine stellte.

Fall es jemand interessiert, zum Zeitpunkt des Geschehens maß ich vom Scheitel bis zu Sohle ziemlich genau sechs Fuß.

Unterdessen kam das struppige Ungetüm mit einem Fauchen wieder auf die Beine, wirbelte herum und ging sofort

auf Yalla los. Als ich sah wie sich die scharfen Krallen der Bestie in ihre Haut bohrten rastete ich aus.

Ein gewaltiger Satz brachte mich in den Rücken des Katt. Ich legte meine Linke um seinen Hals, drückte den massigen Raubtierkörper an meine Brust und trieb die Messerklinge so oft und so tief wie ich konnte in den Leib der Bestie.

Jedes Mal, wenn sich die schartige Klinge durch das Fell in die Haut und das darunterliegende Gewebe des Katt fraß, ließ das Tier ein wahnwitziges Gebrüll hören.

Es war dasselbe Gebrüll das noch vor wenigen Minuten sämtliche Geräusche der Natur zum Verstummen gebracht hatte.

Rasend vor Wut wandte sich das Tier in meinem eisernen Griff. Seine krallenbewehrten Tatzen zerkratzten mir die Hand, aber ich gab keinen Millimeter nach. Meine Wut war inzwischen genauso groß wie die des Katt. Wieder und immer wieder rammte ich das Messer in das Raubtier hinein bis Blut aus seiner Schnauze strömte und sein Körper allmählich erschlaffte. Als der Kopf der Bestie kraftlos zur Seite fiel schleuderte ich das Raubtier mit einem wilden Fluch von mir. Der Bauch des Katts war nur noch eine blutige Masse aus zerfetztem Fleisch. Anscheinend sah aber auch ich nicht besser aus.

Nachdem Yallas Blick nach einem kurzen verweilen auf dem toten Katt über mich glitt stieß sie einen entsetzten Schrei aus und rannte auf mich zu.

Das musste das Paradies sein.

Ich lag im weichen Sand und die Sonne schien mir auf den Pelz.

Rechts von mir gluckerte eine Quelle, links von mir saß eine hübsche, junge Frau die sich liebevoll um mich kümmerte. Yallas Gesicht verriet aufrichtige Sorge als sie meine zerkratzte Linke versorgte und sie vorsichtig verband. Dazu hatte sie sich mehrere Streifen Stoff aus dem unteren Saum ihres Kleides gerissen, was den reizvollen Nebeneffekt hatte das ich deutlich mehr von ihren wohlgeformten Schenkeln und der samtbraunen Haut zu sehen bekam als es sich schickte.

»Das war nicht gerade besonders klug von dir, diese Bestie hätte dich töten können.«, sagte Yalla während sie mit einer unglaublich zärtlichen Geste meine letzten Kratzer verarztete.

Ich starrte sie ungläubig an.

»Hätte ich zusehen sollen wie es dich umbringt? Was war das überhaupt für ein Vieh?«

»Wir nennen es den großen Katt«, erwiderte Yalla und bestätigte damit meine Vermutung was die Abstammung der Bestie betraf.

»Normalerweise leben sie in kleinen Gruppen und meiden die Nähe der Menschen. Aber es gibt immer wieder Einzeltiere die vom Rudel verstoßen wurden. Diese Tiere sind dann besonders böse.«

Dann sah sie mich einen Moment lang nachdenklich an.

»Ich habe es noch nie erlebt dass jemand für mich sein Leben aufs Spiel setzt. Du bist ein ungewöhnlicher Mann, Jack-

son.«

Sie warf den Kopf in den Nacken und strich ihr Haar zurück.

Dann nahm sie ihr Kleid und streifte es sich über den Kopf. Ihre Bewegungen waren katzenhaft geschmeidig wie bei einem Raubtier.

Als ich sah dass sie darunter völlig nackt war wurde mein Hals trocken.

»Was machst du da?« wollte ich wissen.

Eine Frage die mir im Nachhinein völlig idiotisch erschien.

»Ich möchte mich dafür bedanken dass du mein Leben gerettet hast.«

»Das war doch selbstverständlich. Du musst dich nicht...«

Sie brachte mich zum schweigen indem sie über mich glitt und mir ihre Fingerspitzen auf die Lippen legte.

»Ein Leben für ein Leben, so lautet das Gesetz der Nayanos«, flüsterte sie leise.

Dann öffnete sie mein Hemd.

Ich fasste nach ihr, zog sie zu mir herunter und küsste sie. Sie erwiderte meinen Kuss mit einer Leidenschaft und Gier die mir bis dahin fremd war.

Sie stöhnte leise.

Hatte ich mich bis vor einer Sekunde noch gefragt was dies alles zu bedeuten hatte so verschwendete ich jetzt keinen Gedanken mehr an das warum. Sie löste meinen Gürtel und krallte stöhnend ihre Finger in meinen Rücken als ich einen Moment später mit meiner ganzen Härte in sie eindrang.

Es dauerte einen Moment lang bis wir uns mit unseren Bewegungen aneinander angepasst hatten, aber dann funktio-

nierten wir wie eine gut geölte Maschine.

Um uns herum versank die Welt, während uns die Hitze unserer Lust zu verzehren drohte.

Schweigend und erschöpft lagen wir nebeneinander im Sand.

Yalla lächelte versonnen und malte mit den Fingern ihrer Rechten kleine Kreise auf meine Brust.

»Wenn wir noch lange hier liegen wird uns bald eine von den Mayowurzelsuchenden Weiber entdecken und dann ist das Geschrei groß.«

Ich grinste wie ein Honigkuchenpferd.

Einen Atemzug später schien sich die Hölle zu öffnen.

Die Straße der Ehre

Keine zehn Schritte vor mir öffnete sich plötzlich der Boden und spuckte ein Dutzend wütender Nayanos aus. Bevor ich zweimal blinzeln konnte, waren sie heran und rissen Yalla und mich auf die Beine.

Die Tatsache, dass wir beide nackt waren, schien ihre Wut nur noch mehr anzustacheln.

Ich bekam eine Faust ins Gesicht und wurde im gleichen Moment von einem Fußtritt in den Unterleib getroffen. Heißer Schmerz durchfuhr mich wie eine lodernde Flamme. Ich sackte zu Boden. Einer der Nayanos packte meine Arme und

drehte sie mir auf den Rücken. Ein anderer griff in meine Haare und riss meinen Kopf in den Nacken.

Ich hörte Yalla schreien und sah aus den Augenwinkeln, wie man sie ins Dorf brachte.

Dann baute sich Gur vor mir auf. Seine gesamte rechte Gesichtshälfte, von der Schläfe bis zum Kinn, war eine einzige blaugrüne Schwellung. Er war rasend vor Zorn.

»Du bist Stück Dreck!«, schrie er wütend und spuckte mir ins Gesicht. »Deshalb du sterben wie Dreck!«

Er bückte sich, riss ein Bündel Gras aus dem Boden, zwischen dessen Wurzeln noch einige Klumpen Erde hingen, und stopfte es mir in den Rachen, bevor ich reagieren konnte. Dann presste er seine hornige Rechte auf meinen Mund und hielt mir gleichzeitig mit Daumen und angelegtem Zeigefinger die Nase zu. Ich hatte die Wahl, zu ersticken oder den Dreck zu schlucken.

Ich würgte, bis mir die Augen aus den Höhlen traten.

Unvermittelt bekam ich Hilfe. Einer der Männer, ein kleines, buckliges Kerlchen mit hervorstehenden Zähnen und dem Gesicht einer Ratte, kam auf uns zu und drückte Gurs Hand zur Seite. Ich spuckte und hustete wie ein Verrückter, um auch den letzten Rest an Gras und Dreck aus meinem Mund zu bekommen. Gleichzeitig richtete der Bucklige einige Worte an die Männer. An Gur, an den Mann, dessen Hand noch immer in meinen Haaren verkrallt war, und an den, der mir die Arme auf den Rücken verdreht hatte.

Seine meckernde Stimme klang gereizt. Wie sein Tonfall verriet, war er offensichtlich über etwas ziemlich verärgert. Obwohl ich nur einige zusammenhangslose Worte seiner

Schimpftirade verstand, wusste ich, dass ich das Thema seiner Ausführung war.

Gur wartete, bis die Rede zu Ende war, dann spuckte er zu Boden. Die Wut stand ihm förmlich ins Gesicht geschrieben, als er antwortete.

Ich war gelinde gesagt etwas überrascht, als er dabei in meine Sprache verfiel und nicht in seinen Stammesdialekt.

»Was soll das, Fumu? Er sterben, sofort!«

Der Bucklige schüttelte den Kopf. Seine Stimme klang ruhig, doch ungleich scharf, als er auf Gurs Forderung einging.

»Du dumm! Du nur wütend, weil er dich zu Boden geschlagen hat, schon zwei Mal und weil er Liebe gemacht mit Yalla.«

Gur war jetzt kurz davor zu platzen. Ein hasserfülltes Grummeln entstieg seiner Kehle und er starrte mich aus den Augenwinkeln heraus an, als wollte er mich auf der Stelle umbringen.

Aber er hielt sich zurück, nachdem Fumu auf mich zeigte und weiterredete.

»Er wichtig, er über viele Dinge weiß, die wir nicht kennen, wie Yalla. Wir können nicht totmachen, müssen erst reden.«

Obwohl es offensichtlich war, dass Gur seine Ansichten, erst einmal in Ruhe über die Sache zu reden, nicht teilte, fügte er sich seinen Anweisungen. Es hatte den Anschein, als ob der Bucklige im Stamm eine ziemlich große Nummer war.

Seltsam, er war während der ganzen Zeit, in der ich im Lager lebte, noch nie in Erscheinung getreten, oder ich hatte es

verpasst.

Im Nachhinein war es egal, Hauptsache er war jetzt da und rettete mir meinen Arsch.

Sie hatten mich an einen Baum gebunden, nackt, wie ich war.

Ich musste die Arme um den Baum legen und dann schnürten sie meine Handgelenke so straff zusammen, bis zwischen dem Baum und meinem Bauch gerade noch zwei Fingerbreit Platz war. Unbequemer ging es nicht, aber das war nicht einmal das Schlimmste.

Obwohl der Baum außerhalb des Lagers auf einem kleinen Hügel stand und man neben mir eine Wache postiert hatte, kamen immer wieder ein paar von den alten Weibern aus dem Dorf herauf. Sie machten sich einen Spaß daraus, mir kleine Steinchen an den Kopf zu werfen.

Manche von ihnen steckten mir auch ihre Finger in den Hintern oder rieben ihre Brüste an mir. Die Wache quittierte das Treiben mit schadenfrohem Gelächter.

Ich brüllte, um an meiner Wut nicht zu ersticken. Noch nie in meinem Leben kam ich mir so gedemütigt und erniedrigt vor. Und auch diesmal war es Fumu, der mich aus dieser beschämenden Lage rettete.

Eines der Weiber, eine faltige, einarmige Alte, war gerade dabei, mich mit einem Dornenzweig zu piesacken, als der Bucklige mit drei weiteren Männern auf der Bildfläche erschien. Er sagte etwas zu der Alten, was diese mit einem

schrillen Keifen beantwortete.

Fumu erwiderte daraufhin nichts, aber er gab einem seiner Begleiter ein Zeichen. Der Mann, ein Baum von einem Kerl, grunzte fröhlich und trat der Hexe derart in den Arsch, dass sie fast einen Yard weit nach vorne flog und mit dem Gesicht voraus in den Dreck fiel.

Die Alte richtete sich sofort wieder auf und rannte Gift und Galle spuckend ins Dorf zurück.

Ihr Keifen klang noch in meinen Ohren, als mich Fumus Begleiter längst von meinen Fesseln befreit hatten.

»Müssen reden!«, sagte er knapp.

Wir setzten uns in einem Halbkreis zu Boden und alle starrten mich an.

Fumus Gesicht war ernst und verkniffen, als er zu reden begann.

Wie ernst die Lage war, erkannte ich daran, dass er sich bemühte, mir die Situation in meiner Sprache und mit flüssigen Worten darzulegen.

»Ich habe es versucht, aber Gur und die anderen wollen deinen Tod. Du hast gegen Gesetze verstoßen. Du hast Yalla berührt.«

Einem ersten Impuls folgend wollte ich von ihm wissen, wie er sich denn wohl verhalten hätte, wenn eine attraktive, zudem völlig nackte Frau auf seinem Schoß sitzen und an ihm herumfummeln würde.

Wahrscheinlich nicht anders als ich, es sei denn, er war stockschwul oder so gefühlvoll wie ein Eisblock. Aber ich schluckte es wie eine schleimige Kröte hinunter und fragte ihn stattdessen: »Und was geschieht jetzt mit mir?«

»Du musst die Straße der Ehre beschreiten. Mehr konnte ich nicht für dich tun.«

Der Gesichtsausdruck, den ich daraufhin an den Tag legte, war wohl alles andere als intelligent. Fumu versuchte daraufhin, mir meine Situation zu erklären, indem er mit einem Zweig ein paar Bilder in den Sand zeichnete, die er mit knappen Erklärungen kommentierte.

Wie ich seinen Worten entnehmen konnte, galt Yalla bei den Nayanos als etwas Besonderes. Ihr Wissen und ihr geistiger Horizont übertrafen alle im Lager, was ich nur bestätigen konnte.

Sie war deshalb dazu auserkoren, ein Kind von dem neuen Häuptling zu empfangen, der in den nächsten Tagen vom Ältestenrat des Stammes gewählt wurde.

Auch Gur hatte sich dabei gewisse Hoffnungen gemacht, was seinen unbändigen Hass auf mich erklärte. Jetzt aber hatte Yalla ihre Jungfräulichkeit verloren, noch dazu durch einen Fremden. Damit wurde sie als ungeeignet angesehen, den künftigen Führer der Nayanos zu gebären. Ihre Stellung im Stamm verhinderte aber eine drastische Bestrafung, wahrscheinlich würde man sie nur verbannen.

Im Gegensatz zu mir, dem man die ganze Verantwortung zugeschoben hatte, und der jetzt dafür den Kopf hinhalten musste. Es gab anscheinend nicht wenige im Lager, die mich lieber heute als morgen tot sehen wollten. Nicht so Fumu, irgendwie schien er zu ahnen, dass es da draußen, außerhalb des Kosmos der Nayanos, noch etwas gab, das jenseits aller Vorstellungskraft lag.

Dennoch hatte er meinen Tod nicht verhindern können,

denn dass ich die Prüfung auf der Straße der Ehre überleben würde, war so gut wie ausgeschlossen.

Als er meine Reaktion ob seiner Ausführungen bemerkte, verdüsterte sich sein Gesicht.

Er erzählte mir etwas von bösen Geistern, Stammesgesetzen und Gottesurteilen.

Ich grinste weiter, ich war nicht mehr gefesselt und bekam langsam wieder Oberwasser. Aber als er mir erklärte, was es mit der Prüfung auf sich hatte, fiel mir das Grinsen aus dem Gesicht.

Die Straße der Ehre war ein schmaler Streifen, der von einem hüfthohen Zaun umgeben war. Ungefähr zwei Schritte breit und knapp fünfzig Schritte lang, ihn galt es zu durchqueren.

Begleitet wurde man dabei von einem Dutzend auserwählter Krieger, die außerhalb des Zaunes darauf warteten, mit Holzprügeln und Dornenzweigen so heftig auf einen einzuschlagen, bis diese zerbrachen.

War das Ziel erreicht, hatte man durch die Hand der Götter seine Ehre wieder erhalten, und alles, was bisher geschehen war, wurde vergessen.

»Wo ist das Problem?«, fragte ich keck. »Dann muss man eben etwas schneller laufen.«

Fumu lachte bitter. »Dann kommst du keine drei Schritte weit und du bist tot.«

Als er meinen fragenden Blick bemerkte, zeichnete er eine Skizze der Straße der Ehre in den Sand. Fumu war ein begabter Zeichner. Als er mit dem Bild fertig war, hatte ich das Gefühl, als steckte ein Kloß in meiner Kehle.

Es gab bis zum Ziel hin nur wenige Möglichkeiten, einen Fuß auf den Boden zu setzen, ohne sich zu verletzen. Der Rest des gesamten Weges war mit fingerlangen, giftigen Dornen, zugespitzten Holzpflocken und scharfkantigen Felssplittern bedeckt. Man musste wie auf Eiern gehen und gab den Kriegern am Zaun somit alle Zeit der Welt, einen tot zuprügeln. Fumu hatte diesem Gottesurteil bereits fünf Mal beigewohnt, überlebt hatte es bisher keiner.

Das Volk tobte.

Fast alle Nayanos hatten sich unweit der Umzäunung versammelt, die man innerhalb eines Tages scheinbar aus dem Nichts aufgezogen hatte.

Eine Handtrommel wurde geschlagen und dann stampften Dutzende von Füßen den Takt eines wilden Liedes in den Boden. Als der kehlige Singsang seinen Höhepunkt erreichte, wurde ich zur Straße der Ehre gebracht. Ich war nackt, wie mich Gott erschuf.

Am Start dieses mörderischen Laufs wartete Tano auf mich. Sein Gesicht wirkte streng, doch in seinen Augen vermeinte ich, so etwas wie Mitleid zu erkennen.

»Man hat dich zu der Straße der Ehre gebracht, weil du einer schändlichen Tat angeklagt bist. Eine Tat, die alle Nayanos und ihre Gesetze beleidigt hat. Du wirst jetzt die Straße der Ehre entlang gehen, damit wir sehen, ob diese Tat auch die Götter beleidigt hat. Falls du das Ziel lebend erreichst, wird kein Nayano fortan die Hand gegen dich erheben, je-

doch wirst du von unserem Angesicht verbannt werden. Die auserwählten Krieger werden dafür sorgen, dass du laufen wirst, oder sie schlagen dich tot.«

Dann drehte er sich um und gab den Kriegern am Zaun ein Zeichen.

Jeder von ihnen hielt irgendeinen Stock, einen Dornenzweig oder einen zugespitzten Tierknochen in der Hand. Es gab dabei nur wenige Gesichter, die nicht vor Hass oder Schadenfreude glühten. Sie schrien mir Schmähungen zu, als Tano das Zeichen zum Start gab.

Ich ignorierte das Signal, weil meine Augen inzwischen Yalla ausgemacht hatten. Sie stand unweit von der Umzäunung neben einem blattlosen Strauch. Sie war nicht alleine, zwei alte Weiber befanden sich in ihrer Begleitung. Als sie bemerkten, dass ich ihr zuwinkte, zerrten sie Yalla fort.

Ich drehte mich um, spuckte den wartenden Kriegern entgegen und sprang mit einem wilden Schrei auf die Straße der Ehre.

Lauf oder stirb

Sergeant Riley Warrington war ein Arschloch, wie es im Buch stand. Arrogant, hinterhältig, und brutal. Aber vielleicht musste man ein Arschloch sein, um als Ausbilder einer Kampfseinheit zu bestehen. Es gab Zeiten, in denen ich ihn mit Freuden tagtäglich in die Luft sprengen, die Eier abschneiden oder einfach nur erschlagen wollte.

Aber inzwischen, mit dem Abstand der Jahre, hegte ich so-

gar so etwas wie Achtung vor meinem Army-Ausbilder. Damals verfluchte ich ihn, wenn er uns mit vollem Sturmgepäck zum zwanzigsten Mal einen Hügel hinauf jagte, bis uns das Wasser im Arsch kochte. Heute war ich ihm für diese Quälereien sogar dankbar.

Ich kannte nur wenige Leute, die in meinem Alter nicht nur mental so fit waren.

Ich wusste nicht warum, aber beim Anblick dieser verdammten Ehrenprüfung kam mir wieder eines seiner Zitate in den Sinn.

Die meisten Schlachten werden gewonnen oder verloren im Willen der Gegner. Vergiss deine Angst, kämpfe und du wirst leben!

Ich dachte daran, wie Warrington sich immer verhalten hatte, wenn es eng wurde, und plötzlich wusste ich, dass ich diese Scheiße hier überleben würde.

Ich versuchte, den Parcours zuerst mit kleinen, vorsichtigen Schritten zu überqueren, mit dem Ergebnis, dass die ausgewählten Krieger alle Zeit der Welt hatten, um auf mich einzuprügeln. Innerhalb kürzester Zeit blutete ich aus unzähligen kleinen und großen Wunden.

Instinktiv begann ich schneller zu laufen.

Ich hätte es besser nicht getan.

Der Boden glich dem Nagelbett eines Fakirs und bereits nach wenigen Schritten steckten mehrere Holzsplitter in meinem linken Fußballen und scharfkantige Tierknochen hatten mir die Wade aufgerissen.

Humpelnd verharrte ich für einen Augenblick.

Mir war klar, dass ich so nicht einmal die Hälfte der Strecke bewältigen würde. Ich musste eine Entscheidung treffen,

und zwar schnell.

Ein Holzstock kam auf mich zu und riss mich aus meinen Überlegungen. Der Schlag kam so plötzlich, dass ich ihn gar nicht kommen sah. Der Stock traf mich voll auf die Schulter. Der Schmerz war mörderisch.

Nun war ich rasend vor Wut. Ich brüllte, packte den Stock und hielt ihn fest. Mit einem wilden Ruck riss ich ihn zu mir heran.

Der Nayano, der das andere Ende des beinahe sechs Fuß langen Holzstabes in den Händen hielt, wurde von meinem Wutausbruch völlig überrascht. Er machte den Fehler, den Stab nicht loszulassen. Ich zog ihn mit einem Gewaltausbruch meiner 200 Pfund Lebendgewicht wie einen Spielball über den Zaun, und als er endlich begriffen hatte, was geschah, war es zu spät. Er knallte sozusagen mit Anlauf auf den Boden.

Sein Gebrüll gellte mir in den Ohren. Ich hatte noch nie in meinem Leben einen Menschen so schreien gehört.

Zwei Sekunden später schrie er nicht mehr. Er lag still auf dem Boden. Einer der zugespitzten Holzpflocke hatte sich in sein linkes Auge gebohrt, das Gehirn durchstoßen und war oberhalb des Nackens am sogenannten Hinterhauptbein wieder ausgetreten. Vier weitere hatten seine Arme durchbohrt und ich weiß nicht mehr, wie viele seinen Körper und die Beine.

Er war hart gestorben.

Trotzdem ließ mich sein Tod unberührt.

Die Ruhe, die danach eintrat, war geradezu gespenstisch.

Aber nur für einen Augenblick. Dann donnerte von den wartenden Nayanos her ein ohrenbetäubender Lärm voll von Flüchen und Schreien nach Tod zu uns herüber. Die auserwählten Krieger am Zaun schlugen, droschen und stachen in wilder Raserei auf mich ein. Ich duckte mich, tanzte zur Seite, wehrte Knüppel vom Kopf ab und teilte dabei auch gehörig aus.

Sicher musste ich einige schmerzhaft Treffer einstecken, aber wenn die Auserwählten nur ein bisschen kühlen Kopf bewahrt hätten, wären meine Chancen, das Ziel zu erreichen, gleich null gewesen. Keiner nahm sich mehr die Zeit für einen gezielten Hieb, aufgeputscht durch den Tod eines der Ihren schlugen sie alle beinahe gleichzeitig in blinder Wut nach mir, ohne zu bemerken, dass sie sich dabei gegenseitig behinderten.

Ich hingegen zielte genauer.

Bewusst nahm ich einige Treffer in Kauf, aber dann zahlte ich es ihnen mit gleicher Münze zurück. Ich stieß meinen Stock vor und sein Ende bohrte sich in den Leib eines Auserwählten. Der Krieger beugte sich röchelnd nach vorne. Ich schlug ihm das Holz an den Schädel und der Mann ging zu Boden. Blitzschnell wirbelte mein Stock zur Seite und erwischte einen zweiten, obwohl er auszuweichen versuchte. Er schrie und verschwand ebenfalls von der Bildfläche. Die Angriffsbemühungen der anderen gerieten ins Stocken.

Offensichtlich brachte sie meine rabiate Gegenwehr völlig aus dem Konzept.

Das schien auch der Rest der Nayanos zu spüren, die un-

weit von uns das Geschehen beobachteten. Zum ersten Mal erlebten sie jemanden, der sich nicht wie ein willenloses Opferlamm zur Schlachtbank führen ließ.

Auch wenn sie eine rohe und gewalttätige Bande waren, Mut schienen sie zu respektieren. Ihre wilden Schreie nach Blut und Tod wurden schwächer und plötzlich schien die Stimmung zu kippen. Die ersten Anfeuerungsrufe ertönten.

Meine Peiniger waren jetzt völlig konfus.

Ich hatte noch etwa ein Viertel der Strecke vor mir und setzte alles auf eine Karte. Ich ignorierte blutige Füße, von Holzspitzen durchbohrte Waden und zerschnittene Unterschenkel und stapfte wie eine Maschine voran.

Das Ziel vor Augen setzte ich den Stock wie beim Stabhochsprung ein und katapultierte mich schließlich mit einem weiten Satz aus der Umzäunung heraus in Sicherheit.

Erschöpft, zitternd und blutend blieb ich im Sand liegen.

Aus den Augenwinkeln heraus bemerkte ich, wie ein paar der Nayanos auf mich zukamen.

Sollten sie mich am Ende doch noch töten?

Ich dachte nur wenige Sekunden darüber nach, dann schloss ich die Augen und ergab mich in mein Schicksal, so fertig war ich.

Irgendwann hob ich den Kopf und blickte mich um.

Tano und ein halbes Dutzend anderer hockten vor mir im Sand und starrten mich an. Ich fühlte mich hundeehend und musste ein Würgen unterdrücken. Mein ganzer Körper war

eine einzige schmerzende Wunde. Mühsam wälzte ich mich zur Seite und versuchte auf die Knie zu kommen. Es gelang mir erst nach mehreren Versuchen.

»Du bist der seltsamste Mann, den ich je kennengelernt habe«, sagte Tano leise. »Du bist mutig, du bist stark, du hättest an meiner Seite als der größte Krieger in die Geschichte unseres Volkes eingehen können, aber du hast alles zerstört wegen einer Frau!«

Das letzte Wort spuckte er förmlich aus.

»Jetzt kann ich dir nicht mehr helfen, ich muss tun, was das Gesetz unseres Volkes verlangt.«

Tano erhob sich und seine Stimme klang hart.

»Du hast die Straße der Ehre überlebt, die Götter waren dir wohlgesonnen. Aber du wirst uns jetzt verlassen, du bist verbannt. Du musst den Nyanos für immer fernbleiben, sonst ...«

Ich verstand. Ich hatte überlebt, aber das war es auch schon. Ich musste ihr Lager verlassen, sonst war ich ein toter Mann.

Aber das konnte mir eigentlich egal sein. Nackt, ohne Waffen und Wasser war ich da draußen im Buschland spätestens bis zum Abend genauso tot.

Tano und die anderen entfernten sich ohne ein weiteres Wort. Ich richtete mich auf und blickte ihnen nach. Ich konnte Yalla nirgendwo entdecken. Ich empfand eine tiefe, bittere Leere. Als die Nyanos meinem Blickfeld entschwunden waren, machte ich mich auf den Weg.

Der Gang zurück in ihr Lager war mir verwehrt, also beschloss ich zurückzugehen, zum Wrack der Piper, wo alles

begonnen hatte. Vielleicht fand ich dort eine Antwort auf all diese Dinge hier, die so unwirklich waren, dass ich immer wieder an meinem Verstand zu zweifeln begann. Meine Gedanken galten Yalla, während ich ostwärts torkelte, halb betäubt von meinen vielen Wunden.

Gegen Mittag wurden meine Bewegungen langsamer.

Ich schwitzte und der allgegenwärtige Sandstaub vermischte sich mit meinem Schweiß und dem Blut zu einer dicken Schicht, die meinen Körper wie eine zweite Haut bedeckte und mir sämtliche Poren verstopfte. Der Staub drang in meinen Mund, trocknete meinen Hals aus und setzte sich bis in den letzten Winkel meines Körpers fest.

Als es Nachmittag wurde, ließ ich mich im Schatten einer Sanddüne nieder.

Ich war völlig ausgepumpt und hatte das Gefühl, mein Kopf würde platzen.

Durst quälte mich, aber um mich herum war nichts als die endlose Weite des australischen Buschlandes, die kein Ende nehmen wollte. Mein Herz sagte mir, dass ich ins Lager der Nayanos zurückkehren musste, um zu überleben, mein Verstand, dass es unmöglich war.

Ich lief weiter.

Irgendwann ließ mich der Durst fast verrückt werden. Meine Haut an Rücken, Schultern und Brust war feuerrot und spannte sich.

Irgendwann fiel ich auf die Knie. Mir war schwarz vor Augen. Meine Gedanken wirbelten durcheinander.

Das ist das Ende!, schoss es mir durch den Kopf.

In diesem Moment bemerkte ich seitlich von mir ein Glit-

zern. Ich drehte den Kopf und meine Augen begannen sich ungläubig zu weiten.

Das Glitzern war nichts anders als das reflektierende Licht der Sonnenstrahlen, die sich auf dem blank polierten Lauf eines Gewehres spiegelten.

Der Tote im Sand

Mühsam richtete ich mich auf. Ein leichter Schwindel erfasste mich, als ich mit weichen Knien auf das Gewehr zutorkelte.

Aber war es überhaupt ein Gewehr oder bildete ich mir das alles nur ein?

Ich wusste es nicht, ich wusste nur, dass ich mich beschissen fühlte.

Ich hatte Fieber, einen gehörigen Sonnenbrand, seit Stunden nichts mehr getrunken und vor zwei Tagen das letzte Mal etwas gegessen. Außerdem laborierte ich immer noch an den Nachwirkungen einer Gehirnerschütterung, die weder ausgeheilt, geschweige denn jemals ärztlich behandelt worden war. Aber mein Verstand war noch klar genug, um mich erkennen zu lassen, dass meine Erschöpfung, die glühende Sonne und die flimmernde Luft mir eventuell Dinge aufzeigten, die es gar nicht gab.

Der Umstand, ein Gewehr gesehen zu haben, konnte eine dieser Einbildungen sein, die meinen überreizten Sinnen entsprungen war.

Sie war es wahrscheinlich auch, denn nüchtern betrachtet

war die Chance, irgendwo im australischen Busch ein Gewehr im Sandboden zu finden, ungefähr genauso groß, wie dem Papst im Puff von Barcelona zu begegnen.

Schritt um Schritt stapfte ich auf das langgezogene, blinkende Etwas zu, von dem ich dennoch hoffte, dass es das war, was ich mir einbildete, gesehen zu haben.

Beiläufig registrierte ich ein paar seltsame Sandkuhlen, die mich an irgendetwas erinnerten. Ich kam im Moment nur nicht dahinter, woran.

Als ich vor dem Ursprung des Blinkens stand, hätte ich am liebsten vor Erleichterung laut aufgeschrien. Doch aus meiner Kehle kam nur ein jämmerliches Krächzen. Ich fiel auf die Knie und begann mit meinen Händen um den sichtbaren Teil des Gewehrlaufes herum Sand und Dreck wegzuschaukeln. Ich verletzte mich dabei ein wenig an den Fingerkuppen, achtete jedoch nicht darauf, sondern grub immer tiefer.

Eine Minute später schrie ich überrascht auf, riss meine Hände aus dem Sand und schlenkerte sie angewidert hin und her.

Zwischen meinen Fingern krabbelten und wuselten mindestens zwei Dutzend Käfer. Blaugrüne, große, ekelhafte fette Käfer!

Gleichzeitig stieg mir ein Geruch in die Nase, der mich trotz meiner misslichen Lage wachsam machte. Ich kannte ihn zur Genüge aus den bitteren Erfahrungen der Vergangenheit. Es war der süßlich-faulige Geruch von verwesendem Menschenfleisch.

Ich kniff mit der Linken die Nasenflügel zusammen, während ich mit der anderen Hand vorsichtig weiter grub. Se-

kunden später legte ich etwas frei, das den Schaft des Gewehres umklammert hielt ...

Finger!

Ich bückte mich ein wenig tiefer, unterdrückte ein aufsteigendes Würgen und sah mir das Ganze etwas genauer an. Es schienen die Reste einer menschlichen Hand zu sein, jedenfalls sah es danach aus. Zeigefinger, Daumen und Daumenballen fehlten teilweise und der Rest war in seltsam anmutende weiße Stofffetzen gehüllt.

Weißer Stofffetzen??

Ich vergaß meinen Ekel, meine Kopfschmerzen und meine blutenden Fingerkuppen und wühlte mich wie ein Verrückter durch den Dreck.

Eine Viertelstunde später hatte ich Gewissheit. Das Gewehr und die Hand gehörten einem dieser geheimnisvollen weißen Männer.

Dieser Mann war im Moment allerdings alles andere als geheimnisvoll.

Er war nämlich tot, ziemlich tot sogar und sah aus wie ein angebissener Apfel.

Die Hälfte seiner rechten Hand mitsamt Teilen des Unterarms fehlte vollständig, der Rest war ein ekelerregendes Gebilde aus freigelegten Knochen, geronnenem Blut und Fleischfetzen. Oberarm und Schulter waren vollständig, die rechte Seite hingegen nicht mehr existent. Ich wusste nicht, wie Mediziner die einzelnen Dinge bezeichneten, die ich bei meinem Blick in diesen Teil des Körperinneren zu sehen bekam, für mich jedenfalls sah es aus wie frisch aus dem Wolf und ich begann erneut zu würgen. Als ich dann noch die

fingerdicken gelblich weißen Maden entdeckte, die in dem Fleischbrei herumkrabbelten, war es mit meiner Beherrschung endgültig vorbei.

Ich drehte den Kopf zur Seite.

Mein Magen hob und senkte sich, aber das Einzige, was ich hervorbrachte, war ein bisschen weißer Schleim. Was sonst, ich hatte ja seit Tagen nichts mehr im Magen.

Als ich fertig war, wischte ich mir den Mund ab und budelte stoisch weiter.

Kurz darauf hatte ich den Toten fast vollständig freigelegt.

Das war trotz meiner Situation kein Hexenwerk, denn der Mann war eigentlich nicht richtig begraben. Man hatte ihn lediglich in eine Kuhle gelegt und mit Sand und ein paar Büschen und Gräsern notdürftig abgedeckt. So, als wäre das nur eine Übergangslösung, um ihn später ...

Ich konnte es förmlich rattern hören, als in meinem Schädel ein paar Rädchen rund liefen und schließlich einrasteten. Ein zweiter, genauerer Blick in meine Umgebung und meine letzten Zweifel waren schlagartig beseitigt.

Etwas hatte diesen Mann angefallen, ihn angefressen und dann oberflächlich im Boden verscharrt. Mir wurde klar, dass dieser Tote nichts anderes als die Beute von etwas war, das ihn abgelegt hatte, wie es ein Eichhörnchen mit seinen Nüssen macht, die es für schlechte Zeiten einlagert. Der Tote war genaugenommen eine Art Vorrat, und zwar für niemanden anderes als für jene urzeitliche Echse, deren Bekanntheit ich vor Tagen gemacht hatte, als Yalla, Skmil und ich von den weißen Männern verfolgt wurden.

Allmählich dämmerte es mir auch, was es mit den Sand-

kuhlen auf sich hatte, die mir zwar bekannt vorkamen, die ich aber bisher nicht zuordnen konnte. Jedenfalls bis zu diesem Zeitpunkt, denn nun war mir klar, dass es sich bei diesen Einbuchtungen um die Fußabdrücke der riesenhaften Echse handelte.

Ich wusste nicht warum, aber plötzlich verfiel ich in Panik. Ich riss dem Toten die Waffe aus den Händen und hantierte sofort damit herum.

Die Form war zwar ziemlich futuristisch, aber die Handhabung erinnerte eindeutig an die SA80 Standardversion jener Waffe, die noch heute in der britischen Armee ihren Dienst als Sturmgewehr versah. Das Rohr samt Gehäuse, die Zielvorrichtungen und die Schulterstütze waren identisch, lediglich das Magazin zwischen Handschutz und dem Griffstück mit der Abzugseinrichtung fehlte. An seiner Stelle befand sich ein klobiger Metallstutzen, der auf mich wie ein Akku für eine übergroße Bohrmaschine wirkte.

Ich hatte während meiner Armeezeit und den Jahren als Sicherheitsagent fast alles in den Händen gehalten, was nach einer Waffe aussah, mit der man schießen konnte, von daher kam ich auch mit diesem Modell ziemlich schnell klar.

Als ich der Meinung war, dass ich die Waffe beherrschte, betrachtete ich den Toten.

Konnte ich irgendetwas von ihm gebrauchen?

Vielleicht einen Teil seines weißen Ganzkörperanzuges, der noch relativ gut erhalten war?

Irgendwelche Skrupel oder Sentimentalitäten konnte ich mir nicht leisten. Ich war nackt, mein Sonnenbrand verschlimmerte sich mit jeder Minute, in der ich länger unge-

schützt durch die Gegend lief, und ich musste dringend etwas gegen meinen Durst unternehmen, sonst würde ich den nächsten Morgen wahrscheinlich nicht mehr erleben.

»Beeil dich, da vorne muss es sein!«

Vor Schreck ließ ich beinahe das Gewehr fallen. Ich hatte mit allem gerechnet, aber nicht damit, in dieser Einöde eine menschliche Stimme zu hören. Ich riss das Gewehr hoch und sprang auf die Beine. In der Nähe gab es eine kleine Felsformation, die von Weitem nicht eingesehen werden konnte.

Ich überlegte nicht lange. So schnell es mein Zustand zuließ, lief ich hinüber und nahm hinter einem der schroffen Felsen Deckung.

Angespannt und mit dem Finger am Abzug lauschte ich.

Ich musste nicht lange warten, dann sah ich zwei Männer hinter einer Bodenwelle auftauchen.

Meine Überraschung hielt sich in Grenzen, als ich sah, dass sie uniformartige, weiße Ganzkörperoveralls trugen. Ich weiß, es klingt seltsam, aber irgendwie hatte ich mit ihnen gerechnet. Sie schienen einen langen Marsch hinter sich zu haben. Der Staub des Buschlandes bedeckte sie und ihre Bewegungen wirkten erschöpft.

Die Hitze schien ihnen mehr als mir zuzusetzen, denn beide hatten ihren Helm abgenommen und die obersten Kra-genknöpfe ihrer Uniform geöffnet.

Ihre hageren, unrasierten Gesichter waren von den hinter

ihnen liegenden Strapazen gezeichnet. Die Tatsache, dass es sich bei ihnen auch nur um normale Menschen handelte, nahm ihnen viel von ihrer unheimlichen Erscheinung.

Ich bemühte mich, flach zu atmen, um kein Geräusch zu verursachen, und beobachtete die Männer, ohne mich zu weit aus meiner Deckung herauszuwagen. Sie schienen alleine zu sein und waren wohl auf der Suche nach etwas.

Je näher sie der Kuhle mit dem Toten kamen, umso deutlicher konnte ich verstehen, was sie redeten.

»Wenn das wieder nur eine von deinen Vermutungen ist, kannst du mich langsam aber sicher am Arsch lecken. Wir laufen seit gestern durch die Gegend, ohne auch nur eine Spur von ihm entdeckt zu haben. Allmählich habe ich genug von der Scheiße, lass uns endlich wieder zur Basis zurückkehren«, sagte der Größere von beiden.

»Lass das bloß nicht den Captain hören. Wenn wir ohne Phil zurückkommen, reißt er uns den Kopf von den Schultern«, erwiderte der andere.

»Und wenn wir ihn tatsächlich nicht finden, was dann?«

»Dann haben wir ein Problem. Du weißt genau, wie nervös die da oben alle sind, seit dieses verdammte Flugzeug in die verbotene Zone eingedrungen ist.«

Der Kleinere der Männer lachte gehässig.

»Oh ja, erinnerst du dich noch, was für ein Gesicht der Captain machte, als er erfuhr, dass es einem der Passagiere tatsächlich gelungen war, unserer Suchmannschaft zu entkommen?«

Ich spitzte die Ohren, denn dieser Flüchtende war ich.

Duell ohne Gnade

Die beiden Männer entdeckten den Toten, kaum dass sie die Bodenwelle hinter sich gelassen hatten. Ich sah es an ihrem Verhalten. Sie fluchten lauthals und gestikulierten mit den Händen wie die Verrückten.

Dass sie ihn gefunden hatten, wunderte mich nicht, schließlich war seine weiße Uniform, oder vielmehr das, was von ihr noch übrig geblieben war, weithin in der ockerfarbenen Wüstenlandschaft zu sehen. Außerdem zogen bereits einige Vögel ihre Kreise über der Leiche.

Mindestens ein halbes Dutzend gefiederter Aasfresser schwebte mit weit ausgebreiteten Schwingen am wolkenlosen Himmel.

Gerade in der Wüste, auch wenn es dort nichts außer Sand, Steine und Staub zu geben scheint, lockte etwas Totes oder Verwesendes innerhalb von Sekunden derartiges Getier an.

Diese seltsame Einöde, in die es mich verschlagen hatte, machte da keine Ausnahme.

Ich hätte es also wissen müssen, bevor ich damit anfang, ihn auszugraben. Im Stillen begann ich meinen Leichtsinns zu verfluchen. Aber es war nicht mehr zu ändern und deshalb beobachtete ich die Männer ganz genau.

Als sie den Toten erreicht hatten, blieben sie einen Moment lang beinahe andächtig vor der Sandkuhle stehen, die zu seinem Grab geworden war.

Plötzlich bückte sich der Größere der beiden, suchte mit seinen Blicken den Boden ab und richtete sich wieder auf.

Der allgegenwärtige Wüstenwind trug mir ihre Stimmen zu.

»Sieh dir das mal an, Mike!«

Der Angesprochene stöhnte und drehte den Kopf mit einer müden Bewegung.

»Was ist denn jetzt schon wieder? Verdammt Joe, kannst du mich nicht mal für einen Moment in Ruhe lassen?«

»Hör auf, ständig herumzumeckern, und komm endlich her.«

Joe wartete, bis sich der andere an seine Seite bemühte, und deutete dann aufgeregt auf den Boden. »Na, was siehst du?«

»Fußspuren!«, sagte Mike.

»Eben«, erwiderte Joe und nickte. »Aber es sind nicht unsere.«

Die Haltung der beiden Männer veränderte sich schlagartig. Ungläubig musterte der mit Mike angesprochene Mann die Spuren auf dem Boden. Obwohl sein Gesicht unrasiert und von Erschöpfung gezeichnet war, konnte ich die Betroffenheit in seinen Zügen deutlich ausmachen. Joe, der andere Mann, brachte sein Gewehr in Anschlag und blickte sich suchend um. Dabei blieb sein Blick immer wieder an der bizarren Felsformation hängen, hinter der ich mich versteckt hielt.

Als sich die beiden mit ein paar knappen Handbewegungen darauf verständigten, sich diesen Felsen zu nähern, war ich mir darüber im Klaren, dass es sich nur noch um Sekunden handeln konnte, bis die Männer mich entdecken würden. Ich riss das Gewehr an die Schulter, nahm Joe, den vor-

deren der beiden ins Visier und wartete.

Als die Männer noch etwa zwanzig Schritte von meiner Deckung entfernt waren, legte ich den Zeigefinger um den Abzug. Ich hielt den Atem an und machte bei ihrem nächsten Schritt den Finger krumm.

Ich traf Joe in die rechte Schulter.

Er schrie auf und ging zu Boden. Mike reagierte blitzschnell. Der blaue Lichtstrahl, der aus dem Lauf seiner Laserwaffe fuhr, verfehlte mich nur um Haaresbreite. Ich konnte seinen Gluthauch spüren, als er an meiner Wange vorbeizischte und sich in einen der hinter mir liegenden, halbhohen Felsen bohrte. Die mörderische Hitze des Laserstrahls ließ das Gestein wie eine überreife Melone platzen und überschüttete mich mit einem Regen aus Gesteinssplittern. Einige davon trafen meinen Rücken und meine vom Sonnenbrand lädierte Haut. Augenblicklich blutete ich aus vielen kleinen Wunden.

Inzwischen rannten die beiden Männer brüllend auf mich zu.

Ich reagierte emotionslos wie eine Maschine, war ich doch lange genug im Geschäft, um zu wissen, wie man überlebt.

Du musst ein Arschloch sein, war eine der Thesen von Riley Warrington, meinem Ausbilder bei der Army, und der Mann hatte recht. Mit Zeigefinger erheben und *böse, böse* sagen wurde man in meinem Metier nicht alt. Hier galt der Grundsatz: Erst schießen und dann fragen, es sei denn, man hatte keine Lust mehr, den nächsten Sonnenaufgang zu erleben.

Aber ich wollte leben!

Also konnte ich keine Gnade walten lassen.

Ich warf mich zu Boden, fixierte den Gewehrlauf auf einem Stein und feuerte, was die Waffe hergab.

Mike wurde von einer unsichtbaren Riesenfaust gepackt und nach hinten gestoßen. Er taumelte und versuchte, mit rudernden Armen das Gleichgewicht zu halten. Seine Augen quollen fast aus den Höhlen. Unsagbare Verwunderung lag in seinem Blick, als er das kreisrunde Loch in seinem Bauch bemerkte. Lautlos stürzte er auf die Knie. Die Waffe entfiel seinen Händen und sein Oberkörper beugte sich langsam nach vorne. Dann krachte er mit dem Gesicht voraus zu Boden und begrub sein Gewehr unter sich.

Joe wurde von meinem Treffer zur Seite geschleudert. Er ließ seine Waffe fallen und prallte mit dem Rücken gegen einen der umliegenden Felsbrocken. Er rutschte daran hinunter und blieb benommen am Boden liegen. Blut rann aus seiner Brust, vermischte sich mit dem aus seiner Schulterwunde und malte ein hässliches Muster auf seine weiße Uniform.

Ich verließ meine Deckung und näherte mich mit dem Gewehr im Anschlag dem Verletzten.

Schmerz und Erstaunen spiegelten sich gleichermaßen in seinem verzerrten Gesicht. Er starrte mich an wie einen Hund mit sechs Beinen.

Ich wusste nicht, was ihn mehr irritierte: die Tatsache, dass ich keiner von den Urmenschen war, oder meine Nacktheit.

»Wer zum Teufel bist du?«

»Adam Jackson«, erwiderte ich und wischte mir mit der Armbeuge den Schweiß aus der Stirn. »Aber mein Name ist

uninteressant, interessanter ist vielmehr deine Existenz. Was wird hier eigentlich gespielt? Allmählich komme ich mir vor wie in einem schlechten Film, in dem Neandertaler, Ufos und Dinosaurier die Hauptrolle spielen.«

Joe lächelte gequält. »Wenn ich versuche, dir das zu erklären, bringen sie mich um.«

Ich ging auf ihn zu und setzte mich vor ihm auf den Boden.

»Versuche es trotzdem, ansonsten bringe ich dich um.«

Er schaute mich zweifelnd an. Dann nickte er schwach und hielt plötzlich ein silbrig glänzendes Etwas in der Hand.

Ich wusste nicht, was es war, aber es war garantiert kein Spielzeug. Ich sah ein kleines Rohr, ähnlich einem Strohhalm, dessen Ende auf meine Magengegend gerichtet war, und einen Schalter, den Joe versuchte umzulegen. Aber er war zu schwach, ich hatte ihn doch schwerer getroffen, als es den Anschein hatte.

Ich reagierte sofort, beugte mich vor und schlug ihm das Ding einfach aus der Hand.

Joe bäumte sich auf, seine Augen wurden glasig, dann kippte er vor mir zu Boden.

Es machte den Anschein, als hätte ich ihm mit meiner Reaktion endgültig den Lebensnerv durchtrennt. Mit einem lästerlichen Fluch drehte ich ihn auf den Rücken.

Joe war tatsächlich tot, sein gebrochener Blick beseitigte meine letzten Zweifel.

Ich fluchte erneut, diesmal noch wilder und gemeiner. Wieder einmal war die Chance vertan, endlich Licht in das Dunkel dieses geheimnisvollen Geschehens zu bringen.

Ich war immer noch so schlau wie am Anfang dieses Szenarios, als ich mit Arne und dem Piloten aus dem brennenden Wrack der Piper rannte.

Zwei Stunden später setzte ich meinen Weg in Richtung Osten fort. Diesmal allerdings unter ganz anderen Voraussetzungen.

Ich war jetzt bis an die Zähne bewaffnet! Eine der Laserwaffen hielt ich in den Händen und hatte mir die beiden anderen umgehängt. Die Dinger waren trotz ihrer tödlichen Schusskraft leicht wie eine Briefmarke. Bei jedem Schritt hüpfen sie auf meinem Rücken wie Gummipuppen hin und her.

Das kleine Etwas, das Joe noch vor seinem Tod auf mich richten wollte, hing rechts an meinem Gürtel, es hatte sich als eine Art Taschenrevolver entpuppt. Daneben steckte in einer Lederscheide ein Messer mit gezackter Klinge, wie ich es vom Überlebenstraining aus der Army her kannte. Eine Wasserflasche und ein Etui mit Verbandszeug, Kompass und ähnlichen Dingen vervollständigten das Gürtelset.

Bevor jemand, der irgendwann einmal meine Tagebuchaufzeichnungen liest, ins Grübeln kommt, sollte ich vielleicht vorausschicken, dass ich mich reichhaltig aus dem Fundus der Männer bedient hatte, bevor ich sie notdürftig im Sand verscharrte.

Auch trug ich jetzt Joes Kleider. Abgesehen von dem kleinen Loch in der Schulter und dem auf der Brust waren die

Sachen eine Wucht. Der Stoff war Hitze abweisend, die Stiefel bequem und die Ausrüstung mit allerlei technischem Schnickschnack versehen, der mich immer wieder staunen ließ. Nur mit den Helmen hatte ich so meine Probleme.

Sie waren zwar gepolstert, verfügten über eine Art Kühlsystem und die Sichtfenster ließen das grelle Sonnenlicht kaum an einen heran, trotzdem konnte ich mich mit ihnen nicht anfreunden. Die Dinger waren zum Bersten gefüllt mit Elektronik, überall Kabel, Relais, blinkende Lichtchen.

Als ich mir einen davon zum ersten Mal überstülpte, hatte ich sofort ein Rauschen und Knacken im Ohr. Kurz darauf waren, wenn auch leise und undeutlich, Wortfetzen zu hören.

Sobald man den Helm also aufsetzte, schien man automatisch mit irgendeiner Leitstelle verbunden zu sein und konnte geortet werden. Darauf verwettete ich meinen Arsch, auch wenn es nur so ein Gefühl war und ich es weder erklären noch beweisen konnte.

Ich schnappte mir die Helme von Mike und Joe und donnerte sie solange gegen die Felsen, bis sie das Aussehen eines Kleinwagens hatten, der mit einhundertzwanzig Meilen gegen eine Betonwand gebrettert war.

Die spärlichen Reste begrub ich zusammen mit den Männern in einer Sandkuhle.

Ich war lange unschlüssig, in welche Richtung ich gehen sollte. Mein Herz sagte: Zu Yalla, mit diesen Waffen konnten mir die Nayanos nichts anhaben, aber mein Verstand sagte: nach Osten.

Was ich auch schließlich tat.

Die Wahrscheinlichkeit, eine Antwort auf das, was hier passierte, zu erhalten, war dort, wo die Geschichte ihren Anfang genommen hatte, größer als in dem Lager der Nayanos.

Ich folgte also meinem Verstand, obwohl ich an dieser Entscheidung schwer zu kauen hatte. Ich war zwar ein Spätzünder, aber in der Zwischenzeit konnte ich auch auf eine stattliche Zahl von Eroberungen zurückblicken. Es waren Millionärsgattinnen darunter, ein Fotomodell und zwei Schauspielerinnen. Aber ihre Bilder verblassten gegenüber Yalla.

Das Barbarenmädchen ging mir einfach nicht aus dem Kopf.

Irgendwann blieb ich stehen.

Die Sonne war längst untergegangen und am Himmel blinkten die ersten Sterne. Es war Nacht und so dunkel wie in einem Bärenhintern.

Ich konnte kaum etwas sehen und hatte mir in den letzten Minuten immer öfter das Schienbein an den umliegenden Felsbrocken angeschlagen oder war mit dem Kopf gegen die tief hängenden Zweige eines Dornenbuschs gelaufen.

Ich hatte keine Lust, mir in der Dunkelheit womöglich noch die Knochen zu brechen. Ich versuchte, so flach wie möglich zu atmen, und lauschte einige Minuten lang in die Dunkelheit hinein.

Rechts von mir knackte es im Unterholz, der allgegenwärtige Wind raschelte in den Büschen und über mir war der Flügelschlag eines Vogels zu hören. Es waren normale Ge-

räusche, die in eine Wildnis gehörten.

Ich kroch tiefer in das Unterholz und ließ mich zu Boden sinken, als ich unter mir einen kleinen Streifen mit Igelgras ertastete. Lustlos nahm ich einen Schluck Wasser aus der Feldflasche, ich war viel zu müde und zu erschöpft, um irgendein Hunger oder Durstgefühl zu verspüren. Ich legte die Waffen griffbereit neben mich, rollte mich zusammen und war eingeschlafen, kaum dass ich die Augen zumachte.

Mit dem ersten Sonnenstrahl wurde ich wieder wach. Ich gähnte und wälzte mich herum, als mir ein Geruch in die Nase stieg, der eigentlich nicht in eine Wildnis gehörte.

Rauch lag plötzlich in der Luft.

Irgendjemand hatte ein Feuer entfacht.

Ich sprang auf die Beine, schulterte zwei der Gewehre und verließ das Unterholz. Mit dem Finger am Abzug der dritten Waffe schlich ich vorsichtig weiter.

Ich war auf der Hut, beim geringsten Laut hielt ich in meinen Bewegungen inne und zielte mit dem Gewehr sofort in die Richtung, aus der das Geräusch gekommen war.

Aber es blieb still, weder ein Tier noch einer von diesen Männern mit den weißen Uniformen tauchte vor mir auf.

Dafür wurde der Geruch von Rauch umso stärker, je weiter ich vorwärts ging.

Sie nannten ihn Balun

Ich folgte dem Rauch, dessen Ursprung irgendwo vor mir im Südosten liegen musste. Der Weg dorthin führte zu einer

Hügelkette. Dort angelangt blieb ich am Fuß eines Hangs stehen und legte den Kopf in den Nacken.

Der Weg hinauf schien nicht besonders steil und die Sicht dort oben war mit Sicherheit um ein Vielfaches besser als hier im Flachland, also überlegte ich nicht lange, sondern marschierte zielstrebig weiter.

Der Anstieg entpuppte sich jedoch rasch als ziemlich riskant. Der Untergrund aus rötlichem Felsgeröll geriet bei jedem unbedachten Tritt ins Rutschen und beförderte einen, ob man wollte oder nicht, binnen Sekunden wieder an den Fuß des Hügels zurück. Außerdem war das Geröll so scharfkantig, dass ich jeden einzelnen der Steine selbst durch die dicke Sohle meiner Stiefel hindurch spüren konnte. Mehr als einmal geriet ich prompt ins Stolpern, stürzte auf die Knie und zeriss mir die Uniformhose.

Mühsam rappelte ich mich immer wieder auf und konzentrierte mich jedes Mal stärker darauf, wo ich hintrat. Als ich die Spitze des Hangs schließlich erklommen hatte, war ich trotz der morgendlichen Kühle schweißbedeckt. Keuchend hob ich den Kopf und starrte ins Tal hinunter.

Ich schluckte. Mit allem hatte ich gerechnet, aber nicht damit.

Ungläubig kniff ich die Augen zusammen, öffnete sie wieder, doch das Bild blieb das gleiche.

Der Rauch kam nicht von einem Lagerfeuer, sondern aus dem Kamin einer Lehmhütte, die halb in den gegenüberliegenden Hügel gegraben war.

Die kleine Hütte lag so versteckt zwischen Büschen, Sträuchern und Felsen, dass ich sie niemals entdeckt hätte, wäre

das Feuer nicht gewesen.

Die Strahlen der aufgehenden Sonne spiegelten sich in dem einzigen Fenster der Behausung wider, das sich direkt neben dem Eingang befand.

Ich beobachtete das Anwesen eine geraume Weile. Seine primitive Beschaffenheit ließ für mich den Schluss zu, dass sich hier unmöglich ein Quartier der weißen Uniformierten befinden konnte. Gleichzeitig war die Fensterscheibe ein untrügliches Indiz dafür, dass es sich bei den Bewohnern auch nicht um jemanden aus Yallas Volk handelte; Glas war für diese Menschen etwas völlig Unbekanntes.

Ich überdachte meine nächsten Schritte, während ich die Lage weiterhin sondierte.

Eigentlich gab es nicht viel zu überlegen, ich konnte es mir nicht leisten, die Existenz dieser Hütte zu übergehen und nicht nachzusehen, was es mit der Behausung tatsächlich auf sich hatte. So etwas konnte in dieser unwirklichen Gegend ein Fehler sein. Ein ziemlich großer sogar, wie ich insgeheim befürchtete, denn das, was ich bisher hier erlebt hatte, sprengte die Vorstellungskraft eines jeden normalen Menschen.

Also verscheuchte ich die trüben Gedanken aus meinem Kopf und arbeitete mich den Hügel hinunter. Es war einfacher, als ich dachte. Eine Viertelstunde später stand ich bereits an der rechten Hauswand und duckte mich hinter einen Stapel sorgfältig aufgeschichteter Holzscheite.

Ich hielt den Atem an und lauschte. Es war immer noch alles still. Mit dem Finger am Abzug kam ich aus meiner Deckung hervor. Plötzlich wurde die Eingangstür aufgestoßen

und ich erstarrte. Jemand begann zu singen und dann hörte ich Schritte.

Der Mann, der mir unvermittelt gegenüberstand, war kaum mehr als mittelgroß, rotbärtig und wirkte noch ziemlich verschlafen. Sein rundes Gesicht war von Knautschfalten durchzogen und das Haar stand ihm wirr vom Kopf ab. Er schien geradewegs aus dem Bett zu kommen. Sein Oberkörper war nackt und seine Beine steckten in einer löchrigen Unterhose, deren Vorderseite mit gelben Flecken durchsetzt war. In den Händen hielt er einen Korb, dessen Boden mit Holzspänen bedeckt war.

Mir wurde klar, dass er damit ein paar Scheite von dem Holzhaufen holen wollte, hinter dem ich mich bis gerade eben noch versteckt hatte.

Seine Augen weiteten sich jäh, als er mich sah. Dann holte er mit dem Korb aus.

Ich ließ ihm keine Chance und sprang aus dem Stand auf ihn zu, hob das Gewehr und stieß ihm den Kolben mit aller Kraft in den Bauch.

Er ließ den Korb fallen und riss den Mund weit auf.

Ein zischender Laut kam über seine Lippen. Die Augen quollen ihm fast aus den Höhlen. Ohne ein Wort zu sagen, presste er beide Hände gegen seinen Magen und fiel vor mir auf die Knie. Ich wartete, bis er den Kopf hob, und setzte ihm dann die Mündung meiner Laserwaffe auf die Stirn.

»Lebst du alleine hier?«

Der Rotbärtige nickte, so gut es eben mit einem Gewehrlauf am Kopf ging. »Balun immer alleine leben.«

»Okay, dann werden wir jetzt zurück ins Haus gehen. Los, steh auf!«

»Was du wollen?«

Statt einer Antwort stupste ich Balun mit der Waffe an die Schulter und deutete energisch auf den Hütteneingang. Ich hatte keine Lust, mich großartig auf eine Diskussion einzulassen. Ich stand hier wie auf dem Präsentierteller. Baluns Aussage, hier alleine zu leben, war zwar schön und gut, aber Kontrolle war besser.

Ich hatte schon Pferde kotzen sehen und das vor der Apotheke.

Balun erhob sich und ging mit mir in die Hütte zurück. Die Art, wie er sich dabei anstellte, ließ erkennen, dass er durch mein Auftreten ziemlich eingeschüchtert war. Er machte einen verunsicherten Eindruck, als ich hinter ihm über die Türschwelle trat.

»Alles meins«, sagte er leise und setzte sich wie ein artiges Kind auf eine Holzpritsche, während ich mich umsah.

Die Hütte bestand aus einem einzigen Raum, der zwar primitiv eingerichtet war, aber alles enthielt, was ein Mensch zum Leben benötigte. Es gab einen Tisch, einen Stuhl und das Bett mit den Tierfellen, auf dem Balun Platz genommen hatte. An der Nordwand waren ein paar Regalbretter angebracht, auf denen sich dicht gedrängt allerlei Hausrat wie Teller, Töpfe, Tonkrüge und Tassen drängten, darunter gab es eine Feuerstelle.

Von der Decke hingen ein paar getrocknete Sträucher he-

rab, wahrscheinlich irgendwelche Kräuter.

Ich senkte die Waffe und musterte Balun eingehender.

Der Kerl stank geradezu penetrant nach Holzrauch, Kaminasche, Schweiß und kalter Pisse, trotzdem war er mir irgendwie sympathisch. Er war der Erste in dieser verrückten Welt, der einigermaßen normal wirkte, außer Yalla natürlich.

Balun war weder missgebildet, noch einer von diesen hirnlosen Idioten, die ich zur Genüge bei den Nayanos gesehen hatte. Seine einfache Sprache führte ich auf den Umstand zurück, dass er wahrscheinlich hier schon seit Ewigkeiten alleine lebte.

Als ich die Musterung seiner Hütte beendet hatte, erhob er sich von seinem Bett und lief zu den Regalen hinüber. Mit schussbereitem Gewehr verfolgte ich jede seiner Bewegungen.

Balun ließ sich nicht beirren. Als wäre es die selbstverständlichste Sache der Welt, begann er damit, den Tisch zu decken. Wortlos stellte er zwei Teller auf den Tisch und legte zwei Holzlöffel daneben, deren Form und Aussehen darauf hindeuteten, dass er sie selber geschnitzt hatte. Dann ging er zur Feuerstelle und kam mit einem Topf zurück, der eine Art Brei enthielt. Die grünbraune Masse roch ziemlich verbrannt, aber das interessierte mich nicht. Mein Magen begann augenblicklich zu knurren. Ich konnte mich kaum noch daran erinnern, wann ich das letzte Mal etwas geges-

sen hatte.

Als Balun aus einem der Tonkrüge im Regal dann auch noch einen Brotlaib hervorzauberte und für mich einen faustgroßen Kanten abbrach, war es endgültig um mich geschehen.

Plötzlich war mir alles gleichgültig und ich schaufelte, stopfte und schlang alles in mich hinein, was mir Balun auf-tischte.

»Seit wann lebst du hier?«, fragte ich zwischen zwei Bissen.

Baluns Antwort war so einfach wie prägnant. »Jetzt essen, dann reden!«

Ich nickte und schaufelte weiter.

Irgendwann war der Topf leer, das Brot gegessen und ich pappsatt.

Ich lehnte mich in meinem Stuhl zurück, tätschelte meinen vollgeessenen Wanst und genehmigte mir einen lautstarken Rülpsen.

Balun grinste, offensichtlich nahm er das als eine Anerkennung seiner Kochkünste zur Kenntnis. Ich grinste zurück, wurde aber gleich darauf wieder ernst.

»Jetzt mal raus mit der Sprache«, forderte ich. »Was treibst du hier und seit wann wohnst du in dieser Hütte?«

Balun schien nachzudenken, jedenfalls runzelte er die Stirn und verzog sein Gesicht zu einer unmöglichen Grimasse.

Schließlich zuckte er die Achseln und sah mich verschüch-tert an.

»Weiß nicht, Balun schon immer leben hier. Hier Hütte und Wasser, ich jagen und sammeln Wurzeln und alles gut.«

Seine Antwort enttäuschte mich bitter. Ich hatte mir von ihm bedeutend mehr erhofft. Aber vielleicht waren meine Erwartungen auch einfach viel zu groß.

Balun schien das zu spüren. Er kam an den Tisch, musterte mich kurz und sagte dann: »Du eine Menge Ärger, wie?«

Ich nickte und erzählte ihm in groben Zügen von meinen Erlebnissen.

Nicht, dass ich von ihm Verständnis oder gar die Lösung meines Problems erwartete, es war einfach so, dass ich das Bedürfnis hatte, mich mit einem normalen Menschen zu unterhalten. Dabei erwähnte ich auch die Existenz der geheimnisvollen Männer in den weißen Uniformen.

Als ich seine Antwort hörte, fiel ich fast vom Glauben ab.

»Kenn ich«, sagte er. »Sie sagen Balun, wenn sie mich sehen.«

Galgenfrist für Jackson

Ich sprang auf.

Meine Rechte schoss nach vorne und packte Balun an der Schulter, doch der seltsame Kerl riss sich augenblicklich los, drehte sich um und rannte zum Eingang.

Aber er kam nur wenige Schritte weit.

Ich wirbelte das Lasergewehr, das ich immer noch in den Händen hielt, am Lauf herum und warf es Balun mit dem Kolben voraus zwischen die Beine.

Er überschlug sich fast und stürzte kopfüber zu Boden.

Ich war bei ihm, während er sich benommen aufrichtete.

Er blutete ein wenig aus der Nase, aber das war es nicht, was mich abrupt innehalten ließ. Es war vielmehr der Umstand, dass Balun plötzlich zitterte. Er hielt die Hände schützend über seinem Kopf und stammelte immer wieder dieselben Worte.

»Nicht schlagen, Balun macht alles, nicht schlagen.«

In meinem Kopf wirbelten tausend Gedanken durcheinander.

Wenn ich es richtig verstanden hatte, kannte Balun die seltsamen weißen Männer, mehr noch, er schien sie sogar regelmäßig zu treffen. Aus seiner Haltung schloss ich, dass diese Zusammenkünfte für ihn aber nicht unbedingt erfreulich abliefen. Ich überlegte, vielleicht konnte ich hier den Hebel ansetzen, um Balun doch noch das eine oder andere Geheimnis zu entlocken.

Ich half ihm auf die Füße, brachte ihn wieder an den Tisch und stellte ihm eine Tasse mit Wasser vor die Nase, während er auf dem einzigen Stuhl in der Hütte Platz nahm. Ich wartete, bis er einen Schluck getrunken hatte und das Zittern seiner Hände nachließ.

»Keine Angst«, sagte ich besänftigend. »Solange ich bei dir bin, wird dich keiner schlagen.«

Balun hob den Kopf und starrte mich mit einem treudoofen Dackelblick an.

»Du versprechen?«

Ich nickte und der arme Kerl schnaufte erleichtert auf.

Ich hievte meinen Arsch neben Balun auf den Tisch und begann, auf ihn einzureden. Ich weiß heute nicht mehr, wie lange ich mir den Mund fusslig geredet hatte, ich weiß nur

noch, dass ich zum Schluss kaum mehr als ein Krächzen herausbrachte.

Balun schien das komisch zu finden, er grinste ständig.

Irgendwann war das Eis gebrochen und er erzählte mir von den weißen Männern. Es war nichts dabei, was ich nicht schon wusste, aber die Tatsache, dass er mir davon erzählte, zeigte mir, dass er mir vertraute.

Die nächsten zwei Tage vergingen wie im Flug.

Gemeinsam erkundeten wir die nähere Umgebung, gingen auf Jagd und sammelten Beeren und Pilze. Ich schlief in seinem Bett, das er mir als Gast selbstverständlich überlassen hatte, und hatte regelmäßig etwas zu essen und zu trinken.

Soweit ich mich erinnern konnte, hatte ich mich seit meiner Ankunft in dieser verrückten Welt noch nie so wohl gefühlt. Allmählich begannen sogar die Gedanken an die weißen Männer zu verblasen.

Aber dann kam der Morgen des dritten Tages.

Ich hatte so gut wie gar nicht geschlafen, sondern die ganze Nacht damit verbracht, mich von einer Seite auf die andere zu wälzen.

Immer wieder musste ich an Balun denken.

Er war gestern, mit Einbruch der Dämmerung, auf die Jagd gegangen. Es würde Vollmond geben, hatte er noch gesagt, genau die richtige Zeit, um Weißschwanzrehe zu jagen, dann hatte er die Hütte verlassen.

Seither hatte ich ihn nicht mehr gesehen.

Konnte ich ihm trauen?

Einerseits hatte ich das Gefühl, dass wir in der Zwischenzeit so etwas wie Freunde geworden waren, andererseits lebte er mir seine Angst vor den weißen Männern immer noch vor.

Hatten sie ihn gefangen genommen, war er von irgendwelchen Tieren angegriffen worden oder war er einfach nur gestürzt und lag mit gebrochenen Knochen irgendwo hilflos in der Wildnis?

Meine Gedanken, die immer düsterer wurden, ließen mir keine Ruhe.

Irgendwann schlief ich dann doch wieder ein.

Als die Sonne im westlichen Zenit ihre ersten Strahlen durch die einzige Fensterscheibe der Hütte schickte, richtete ich mich jäh im Bett auf.

Irgendetwas hatte mich erschreckt.

Ich schwang die Füße von meinem Nachtlager, richtete mich auf und blickte mich um. Es war still, fast unnatürlich still. Balun war noch immer nicht zurück.

Langsam wurde ich nervös.

Nachdem ich meinen knurrenden Magen mit einem Becher Wasser und einem Kanten Brot einigermaßen beruhigt hatte, schnappte ich mir meine Waffen und verließ die Hütte.

Vor der Tür entdeckte ich die Fußabdrücke Baluns im Sand, ihre Spur führte ins Buschland.

Ich folgte ihr, ohne zu wissen, warum.

Kurz bevor ich in das Unterholz eindrang, hörte ich Geräusche, zuerst leise, schwach, wie aus weiter Ferne.

Ich blieb stehen und lauschte.

Dann ging ich weiter, bis sich das Gebüsch teilte und den Blick auf das Tal freigab.

Die Geräusche wurden lauter und ich hatte plötzlich ein ungutes Gefühl. Instinktiv warf ich mich hinter einen hüft-hohen Felsen und richtete den Lauf meines Lasergewehres nach vorne.

Ich kniff die Augen zusammen und starrte angestrengt nach vorne.

Obwohl die Sonne ihren höchsten Stand noch lange nicht erreicht hatte, schien das Land bereits jetzt zu kochen. Fern am Horizont entdeckte ich einen verzerrten dunklen Punkt, der in der hitzeflirrenden Luft rasch näher kam.

Aus dem dunklen Punkt wurde die Gestalt von Balun. In der Rechten hielt er Pfeil und Bogen, mit der Linken eine stattliche Rehkeule, die er sich über die Schulter geworfen hatte.

Ich erhob mich, trat hinter dem Felsen vor und wollte ihm gerade lachend entgegenlaufen, als seitlich von ihm mehrere Gestalten auftauchten.

Weißer Männer!

Balun ließ die Rehkeule fallen, drehte sich um, nahm den Bogen hoch und schoss einen Pfeil ab. Einer der Weißen griff sich an den Hals und fiel zu Boden. Der Pfeil, der dabei aus seiner Kehle ragte, war deutlich zu sehen. Dann begannen die anderen zu schießen.

Balun hatte keine Chance.

Er wurde beinahe gleichzeitig in die Schulter, die Brust und in den Bauch getroffen.

Er stürzte zu Boden und schrie dabei wie ein Verrückter. Dann waren die Weißen heran und sein schmerzvolles Gebrüll verstummte abrupt.

Ich fror, obwohl es unerträglich heiß war.

Ohne groß nachzudenken, drehte ich mich um und hastete zur Hütte zurück. Dort füllte ich meinen Wasservorrat auf, griff mir den Rest des Brotes, das in einem Steinkrug lag, der im Regal über der Feuerstelle stand, hängte mir den Rest meiner erbeuteten Ausrüstung um und lief, so schnell ich konnte, weiter.

Als ich mich einmal umdrehte, sah ich hinter mir schwarze Rauchwolken in den glühenden Himmel steigen. Genau an der Stelle, wo sich Baluns Hütte befinden musste.

Unwillkürlich begann ich, noch schneller zu laufen.

Gegen Mittag war ich völlig ausgepumpt.

Ich setzte mich hinter einen Dornenbusch, trank einen Schluck Wasser, aß ein Stück von dem mitgenommenen Brot und legte mich anschließend schlafen.

Ich wusste, es war Wahnsinn, aber in meinem Zustand weiterzulaufen, grenzte an Selbstmord.

Ich konnte es drehen und wenden, wie ich wollte, beides, hier bleiben oder weiterlaufen konnte mein Ende bedeuten.

Aber ich hatte Glück.

Als ich aufwachte, war es Nachmittag und ich war immer noch am Leben.

Von den weißen Männern keine Spur.

Ich rappelte mich auf und lief weiter. Schritt für Schritt wie eine Maschine.

Irgendwann entdeckte ich im Osten eine Buschgruppe. Die grünen Blätter der Sträucher ließen auf eine nahe Wasserstelle schließen.

Die Sonne stand inzwischen hoch am Himmel.

Es war heiß und ich hatte Durst. Mein Wasservorrat war längst wie Neuschnee in der Sonne dahingeschmolzen.

Ich mobilisierte meine letzten Kräfte, um die Quelle zu erreichen.

Ich war gerade dabei, mich hinzuhocken und mein Gesicht ins Wasser zu tauchen, als meine Glückssträhne abrupt endete.

Das Schicksal, das mir bisher scheinbar eine Galgenfrist gewährt hatte, schlug mit aller Macht zu. Zuerst hörte ich nur das Donnern von Motoren, dann sah ich die Männer.

Die weißen Männer!

Gegen eine Armee von Killern

Die Männer kamen scheinbar aus dem Nichts.

Neun oder zehn gedrungene, schwerbewaffnete Gestalten, die sich mit ihren weißen Ganzkörperoveralls deutlich vom Braunrot der Wüstenlandschaft abhoben. Genau konnte ich sie nicht zählen, dazu bewegten sie sich viel zu schnell.

Geduckt hetzten sie hinter den beiden stählernen Ungetümen her, die im Schrittempo in meine Richtung rollten.

Unwillkürlich hielt ich den Atem an.

Ich hatte lange genug in der Armee gedient, um zu wissen, was da auf mich zukam. Trotz einiger Umbauten am Chassis waren die über acht Yard langen Fahrzeuge deutlich als Panzerspähwagen zu erkennen. Die 20-mm-Bordmaschinenkanone und das auf einer dahinter liegenden Drehringlafette angebrachte MG waren unverkennbare Merkmale für diese Art von Militärfahrzeugen, genauso wie die Wanne aus geschweißtem Stahl und das hinten liegende Antriebsaggregat.

Die achträdigen Kolosse fuhren nebeneinander. Die Turmluken waren geschlossen, das sicherste Zeichen, dass die Besatzungen mit einem Feind rechneten.

Und dieser Feind war ich!

Ich konnte schließlich zwei und zwei zusammenzählen.

Auch wenn sich in dieser lebensfeindlichen Wüstenlandschaft Tiermutationen und Urmenschen tummelten und Balun einen der Ihren mit seinen Pfeilen getötet hatte, ein halbes Dutzend Weißer mit Lasergewehren wären genug gewesen, um den ganzen Landstrich samt seinen primitiven Lebensformen unter Kontrolle zu halten.

Nein, das hier war mehr als nur eine reguläre Patrouille.

Sie jagten mich, daran konnte es keinen Zweifel mehr geben.

Als langjähriger Bodyguard und Sicherheitsagent konnte ich mich gut in die Überlegungen der Gegenseite hineinversetzen. Es ging ihnen wahrscheinlich nicht einmal so sehr darum, dass ich einige von ihnen getötet hatte, es war hauptsächlich die Tatsache, dass ich in ihr Gebiet eingedrungen war, über ihre Waffen verfügte und Kontakt zu den Urmenschen hatte. Das Risiko, dass ich mit diesen Menschen

einen Pakt einging und damit zu einem ernsthaften Gegner heranwuchs, musste in ihren Augen riesengroß sein.

Was es auch sein mochte, was die weißen Männer zu verbergen hatten, es schien den Einsatz von zwei Panzerspähwagen und zwanzig Schwerbewaffneten, wenn man die Besatzungen der Fahrzeuge dazurechnete, für die Jagd auf mich zu rechtfertigen.

Ungefähr eine Meile von der Quelle entfernt blieb der erste Spähwagen stehen. Die beinahe ebenerdige Landschaft und die klare Wüstenluft erlaubten einen Blick, der meilenweit in das Land reichte. Der zweite Wagen setzte sich etwas seitlich ab und ließ das lange Geschützrohr der Bordkanone nach rechts und links pendeln, sodass er das gesamte umliegende Land mühelos unter Feuer nehmen konnte. Die nachfolgenden Bewaffneten ließen sich in einer langen Reihe zwischen den beiden Panzerfahrzeugen nieder und unterhielten sich lautstark.

Was würden sie anschließend unternehmen?

Minuten verstrichen, dann öffneten sich die Turmluken. Die beiden Fahrzeugkommandanten erschienen bis zur Brust im Turm. Sich ihrer Stärke bewusst musterten sie arglos die Umgebung. Irgendwie, so hatte es für mich den Anschein, waren sie sich unschlüssig darüber, wie es weitergehen sollte.

Trotzdem ließ ich sie keine Sekunde aus den Augen.

Ich lag flach wie eine Flunder im Sand und lugte vorsichtig unter einem dichten Blattstrauch hervor. Aufmerksam beobachtete ich jede ihrer Bewegungen. Die Senke, in der die Quelle lag, und das dichte Buschwerk schützten mich zwar

vor neugierigen Blicken, aber als Deckung waren sie keinen Pfifferling wert.

Hier gab es nichts, was gegen ihre Laser oder die Maschinengewehre der Panzerspähwagen auch nur den geringsten Schutz bot. Wenn sie näher herankamen, musste ich mein Heil in der Flucht suchen, auch wenn mir alleine der Gedanke daran schon Magenschmerzen verursachte.

Hinter mir war das Land auf einer Strecke von mindestens tausend Schritten topfeben. Erst danach ging die Ebene allmählich in eine Strauchlandschaft über, in der hin und wieder ein hüfthoher Felsen aus dem Buschwerk ragte.

Ich machte mir nichts vor, dazu war ich Realist genug.

Bis ich die ersten Felsen erreichen konnte, lief ich mindestens vier oder fünf Minuten wie auf einem Präsentierteller herum. Mehr Zeit würden meine Verfolger für einen gezielten Schuss garantiert nicht benötigen.

Ich konnte es drehen oder wenden, wie ich wollte, ich saß hoffnungslos in der Falle.

Der einzige Unterschied zu früheren, ähnlich ausweglosen Situationen war meine Bewaffnung. Ich war wild entschlossen, es dieser Killerarmee so schwer wie möglich zu machen. Vorsichtig nahm ich die anderen Lasergewehre vom Rücken und legte alle drei griffbereit neben mich. Dann begann ich, mit dem erbeuteten Messer und meinen bloßen Händen eine Kuhle in den Sand zu schaufeln. Ein lächerlicher Versuch, mir etwas Deckung zu verschaffen, aber besser als gar nichts.

Verbissen wühlte ich mich in den Boden.

Ich stand dann schon knietief in meinem selbst gebauten

Schützengraben, als sich die Situation schlagartig änderte. Meine Verfolger hatten sich entweder über ihre weitere Vorgehensweise geeinigt oder aber einen Befehl erhalten. Wobei ich Letzteres vermutete, so hektisch, wie sie zu Werke gingen. Die beiden Panzerfahrzeuge rollten mit heulendem Motor vorwärts, während ihnen die Männer in einer fächerförmigen Linie folgten.

Es war nur noch eine Frage von Minuten, bis sie das Wasserloch erreicht hatten. Ich hob das erste Gewehr an die Wange und visierte das vorderste Fahrzeug an.

Irgendwie war ich plötzlich der Überzeugung, mit dem Laser gegen die fahrbaren Festungen anzukommen. Die Wagen bestanden zwar augenscheinlich nur aus geschweißtem Stahl, aber ich wusste durch meine Armeezeit, dass die Dinger durch die freiliegende Anbringung ihrer Achsen und Antriebsstangen anfällig für Schäden am Fahrwerk waren.

Das war meine Chance.

Wenn es mir gelang, mit einem gezielten Schuss einen der Wagen oder sogar alle beide an der Weiterfahrt zu hindern, würde das die Bande gewaltig aus dem Konzept bringen. In dem nachfolgenden Tohuwabohu waren die Chancen für eine Flucht ungleich größer.

Was aber, wenn die Wirkung des Lasers keinen Einfluss auf eine Weiterfahrt der Panzerspähwagen hatte? Bei dem Gedanken daran, was dann passieren würde, brach mir der Schweiß aus. Eintausend Yards waren es bis zu den ersten Felsen hinüber. Diese Distanz würde ich unter Beschuss niemals unverletzt zurücklegen können.

Inzwischen waren solche Überlegungen überflüssig, die

Patrouille war bis auf eine halbe Meile heran. Ich kniff ein Auge zu, hielt für einen Moment die Luft beim Zielen an und krümmte den Finger um den Abzug.

Mit der Wucht eines Keulenschlags fuhr der Laserstrahl unter den Wagen.

Räder und Metallteile flogen durch die Luft. Durch das Fahrzeug ging ein gewaltiger Ruck, und während sich der stählerne Koloss wie ein sterbender Wal zur Seite neigte, spritzten die Männer dahinter auseinander, als ob eine Bombe zwischen ihnen eingeschlagen hatte.

Volltreffer!

Ich konnte mir ein gehässiges Lächeln nicht verkneifen, obwohl die Reaktion der Gegenseite keine Sekunde auf sich warten ließ.

Der zweite Wagen rollte mit aufheulendem Motor zurück.

Zehn, zwanzig Yards.

Dann spuckte der Stahlkasten Feuer und Blei.

Blindwütig beharkte ein Schütze mit dem drehbaren MG auf dem Dach das Wasserloch mit einem Kugelhagel nach dem anderen. Ich sah noch, wie die Besatzung des beschädigten Fahrzeugs ins Freie kam und nach hinten lief, aber dann konnte ich nichts anderes tun, als den Kopf einzuziehen und mich in meinem Deckungsloch so klein wie möglich zu machen.

Es grenzte an ein Wunder, dass ich das Stahlgewitter ohne Verletzungen überstand.

Ich riskierte erst wieder einen Blick nach vorne, nachdem die Gegenseite das Schießen eingestellt hatte. Zu meiner grenzenlosen Überraschung zogen sich meine Gegner wie-

der zurück und sammelten sich ungefähr eine Meile von der Quelle entfernt, fast genau an der Stelle, an der ich sie das erste Mal entdeckt hatte.

Ich verfolgte ihren Abzug mit gemischten Gefühlen.

Irgendwie ahnte ich, dass der Rückzug nur von kurzer Dauer war und das dicke Ende noch nachkommen würde.

Ich hatte kaum damit begonnen, mich umzusehen, inwieweit meine bescheidene Deckung unter dem MG-Beschuss gelitten hatte, da ging es auch schon wieder los.

Während der Panzerspähwagen das Umland mit dem MG bepflasterte, schob sich ein Dutzend der weiß gekleideten Gestalten im Feuerschutz der Kugeln langsam aber stetig vorwärts. Ich war drauf und dran, das Feuer zu erwidern, als mein Blick wie zufällig auf das Anzeigedisplay meines Lasergewehrs fiel.

Augenblicklich verspürte ich ein seltsames Ziehen in der Magengegend.

Ich wusste nicht genau, was der farbige Streifen im oberen Feld des Displays anzeigte, aber eins war mir klar, etwas Gutes bedeutete es sicherlich nicht, dass der bisher grün leuchtende Streifen in einen immer dunkelroteren Farbton überging.

Ich zielte in die Richtung des beschädigten Panzerwagens und drückte ab.

Meine Befürchtungen wurden sogar noch übertroffen.

Die Wirkung war gleich null.

Ich vermutete stark, dass dieser Streifen die verfügbare Energiemenge des Lasers anzeigte und Rot das Ende selbiger bedeutete. Gehetzt blickte ich auf die Displays der ande-

ren beiden Waffen. Eine der Anzeigen war orange, bei der anderen verblasste das Grün und ging in ein leichtes Gelb über. Damit war abzusehen, dass auch diese Gewehre in geraumer Zeit für mich nutzlos wurden.

Eigentlich logisch, selbst so moderne Waffen wie diese waren nicht endlos feuerbereit, und ich schleppte sie schon seit einiger Zeit mit mir herum.

Meine Gedanken überschlugen sich, je näher meine Verfolger herankamen.

Aus einer Eingebung heraus riss ich die Waffe mit der orangefarbenen Anzeige hoch und hielt damit auf das liegen gebliebene Fahrzeug.

Wie ich befürchtet hatte, war der Laserstrahl ungewöhnlich schwach, aber er erwies mir dennoch einen letzten, unschätzbaren Dienst.

Seine verbliebene Energie reichte aus, um das ausgelaufene Schmieröl aus den Antriebsstangen und den beschädigten Achsen in Brand zu setzen. Das Feuer griff um sich, bis sich durch die Hitze das Fahrwerk mit einer wummernden Detonation in seine Bestandteile auflöste.

Dunst, Flammen und Rauch stiegen in die Luft.

Schwarzer, öliger Qualm waberte in dichten Schwaden aus dem Wrack und nahm nicht nur mir jegliche Sicht. Das war der Moment, um mich in Sicherheit zu bringen.

Ich stemmte mich aus meinem Sandloch, schnappte mir das letzte, noch funktionsfähige Lasergewehr und begann zu laufen. Mit keuchenden Lungen und eingezogenem Kopf rannte ich, so schnell ich konnte, auf die Strauchlandschaft zu, zwischen deren Felsen ich mir bessere Deckung erhoffte.

Ich lief, bis ich mein Herz gegen die Rippen pochen spürte und ich zu taumeln begann.

Reiß dich zusammen, hämmerte ich mir ein, es sind nur noch wenige Schritte bis zu den Felsen.

Reiß dich bloß zusammen!

Ich hätte am liebsten vor lauter Freude aufgeschrien, als ich die ersten Ausläufer der Vegetation unverletzt erreicht hatte. Deshalb war der Schock umso größer, als mich plötzlich etwas von hinten in die Schulter traf und mich stolpern ließ. Ich hatte das Gefühl, dass mein Rücken nur noch eine glühende Masse war. Der Schmerz trieb mir die Tränen in die Augen und ließ mich blind vorwärts stolpern.

Aus und vorbei, durchzuckte es mich.

Alles war umsonst gewesen.

Dann sackte ich in die Knie und spürte nichts mehr.

Gefangen!

Ein warmer Wind strich über das Land, als ich meine Augen öffnete.

Der Himmel über mir war tiefschwarz und mit Millionen von kleinen und großen Sternen übersät, die um die Wette zu funkeln schienen.

Es war ein fantastisches Bild, dem ich jederzeit einen zweiten Blick geschenkt hätte, aber nicht heute, nicht hier und zu

diesem Zeitpunkt.

Ich fühlte eine unglaubliche Leere in mir und war so kraftlos, dass ich kaum einen Finger heben konnte. Das Dröhnen des gepanzerten Wagens drang an mein Ohr, das Knirschen von Steinen und Sand unter dem Gewicht seiner Räder, Stimmen von Menschen.

Einen Moment lang hatte ich das Gefühl, als ob die ganze Welt schwankte, dabei war ich es, der hin und her geschaukelt wurde.

Ich lag auf dem Dach des Fahrzeugs.

Man hatte mich bis zum Hals in eine Decke gewickelt und mit Spanngurten zwischen dem Ausstieg der Turmluke und dem MG fixiert. Einen Moment lang wusste ich überhaupt nicht, wo ich war. Es dauerte ziemlich lange, bis mir nach und nach alles wieder einfiel, so lange, dass ich schon befürchtete, mein Erinnerungsvermögen verloren zu haben.

Aber dann war plötzlich alles wieder da: das Wissen um meine Verfolger, die Schießerei, meine Flucht.

Als ich mir dessen wieder bewusst wurde, spürte ich unwillkürlich einen scharfen Schmerz in meiner Schulter. Ich schloss die Augen und stöhnte leise. Dadurch, dass der Wagen querfeldein und ohne Rücksicht auf die Bodenbeschaffenheit durch das Land rollte, nahm ich mit meiner Verletzung die Erschütterungen stärker als jeder andere wahr. Es war nicht so, dass die Schmerzen nicht zum Aushalten waren, aber sie waren da und zermürbten mich, je länger die Fahrt andauerte.

Irgendwann wurde ich wieder bewusstlos.

Als ich das nächste Mal die Augen aufschlug, lag ich in ei-

nem Zelt. Ich hatte überhaupt nichts gespürt, als man mich vom Dach des Wagens geschnallt und hierher gebracht hatte. Ich drehte den Kopf und blickte der Reihe nach auf die drei Männer, die neben mir auf dem Boden hockten und mich anstarrten.

»Er ist wach«, sagte einer der Männer, nachdem er sich über mich gebeugt hatte. »Ich habe euch doch gesagt, dass der Bursche ein zäher Hund ist. Jetzt seht zu, dass ihr ihn wieder auf die Beine bekommt. Im Basislager warten schon alle auf ihn.«

Nach diesen Worten erhob sich der Mann und verließ das Zelt.

Die beiden anderen machten sich daraufhin sofort daran, mich aus meiner Decke zu wickeln. Erst jetzt bemerkte ich, dass ich darunter bis auf einen breiten Verband, der sich von der Schulter aus über meinen Oberkörper spannte, völlig nackt war.

»Hm«, sagte einer von ihnen, während er meinen Verband betrachtete. »Sieht wahrscheinlich schlimmer aus, als es ist. Okay; dann wollen wir mal.« Damit hockte er sich neben mich und löste den Verband.

Dabei war er in etwa so feinfühlig wie ein Metzger im Schlachthof. Er schob sein Messer einfach unter den Verband auf meiner Brust und zerschnitt den Stoff mit einem Ruck. Nach einem kurzen Blick auf das darunter liegende Pflaster riss er es von der Wunde, obwohl es mit Blut und Eiter auf der Haut festgeklebt war. Ich hatte Mühe, nicht aufzuschreien.

Die Wunde selber entpuppte sich als ein dunkles, blutver-

krustetes Loch, das durch die unsanfte Behandlung an den Rändern wieder aufgeplatzt war. Dünne Blutfäden rannen über meine Brust, die jedoch rasch wieder versiegten.

»Sieht besser aus, als ich gedacht habe«, sagte der Mann.
»Du hast anscheinend gutes Heilfleisch.«

Der andere Mann, ein magerer Kerl mit langen, strähnigen Haaren und einem lückenhaften Gebiss, lachte hässlich.
»Das wird er auch brauchen, wenn die im Camp erst einmal damit anfangen, ihn in die Mangel zu nehmen.«

»Halt dein Maul, Tom, ich will davon nichts hören. Meine Aufgabe ist es nur, mich um seine Wunde zu kümmern.«

Tom zog die Lippen zurück und bleckte erneut seine schadhafte Zähne.

»Schon gut, Steve, schon gut. Ich wusste ja nicht, dass du plötzlich sentimental geworden bist.«

Statt einer Antwort zeigte Steve zum Zeltingang hin.

»Anstatt blöd daherzureden, wäre es besser, wenn du mir neues Verbandszeug bringen würdest. In meiner Tasche im Sanitätswagen ist auch eine Salbe. Bring die auch mit. Das Zeug stinkt zwar, als hätte jemand in die Hose geschissen, aber es hilft.«

»Ich sage dir, das ist zwecklos«, maulte Tom und kam langsam auf die Beine. »Der Kerl wird sowieso nicht mehr lange leben.«

»Bring mir die Salbe«, sagte Steve mit einer Stimme, die knirschte wie gesprungenes Glas.

Nachdem Tom das Zelt verlassen hatte, wandte sich Steve wieder mir zu. Die Blicke, die er mir dabei zuwarf, waren eine Mischung aus Mitleid und Respekt.

»Du scheinst ein verdammt harter Bursche zu sein. Ich kenne keinen, der uns jemals so lange Schwierigkeiten gemacht hat, und ich bin immerhin schon drei Jahre bei dem Verein.«

Ich zuckte mit den Schultern, was meine Wunde sofort mit einem schmerzhaften Ziehen beantwortete. Unwillkürlich verzog ich das Gesicht.

»Danke, es ist schön, zu hören, dass es in dieser verrückten Welt auch noch normale Menschen gibt. Würde es dir etwas ausmachen, mir zu erklären, was hier eigentlich vor sich geht?«

Steve wiegte nachdenklich den Kopf, blickte sich um und verschwand für einen Moment irgendwo in der Tiefe des Zeltes. Als er wieder in mein Blickfeld trat, hielt er eine Stoffhose und ein T-Shirt in den Händen.

»Was meinst du damit?«, fragte er und warf mir die Kleider zu.

Ich fing das Bündel auf und schlüpfte vorsichtig in Hose und Shirt. Das Zeug passte leidlich.

»Das fragst du noch? Ich weiß ja nicht, in was für einer Welt du lebst, aber da, wo ich herkomme, kann man Dinosaurier und degenerierte Primaten höchstens noch im Naturkundemuseum bestaunen.«

»Und wie bist du hierhergekommen?«

Ich weiß heute noch nicht, was mich damals dazu bewegt hatte, einem wildfremden Mann sozusagen mein Herz auszuschütten. War es sein ehrlicher Blick, sein Verständnis oder die Tatsache, dass er sich um meine Wunde kümmerte?

Ich erzählte ihm jedenfalls meine Geschichte bis zu der

Stelle, an der die Piper notgelandet war. Die Geschichte mit Yalla verschwieg ich. Irgendwie hatte ich das Gefühl, als ob ich mein Verhältnis zu ihr besser nicht erwähnen sollte.

»Du bist mit einer Chartermaschine hierhergekommen?«

Steve sah mich dabei an wie einen Hund mit sechs Beinen.

»Das ist ja interessant, wie hast du das denn fertiggebracht?«

Ich grinste humorlos. »Ich bin in das Flugzeug eingestiegen und hierher geflogen. Was ist daran so ungewöhnlich?«

»Diese Area kann normalerweise niemand betreten, der nicht Beziehungen nach ganz oben hat.«

»Wieso das denn? Ich denke, Australien ist ein freies Land, hier kann doch jeder reisen, wohin er will.«

Steve schenkte mir ein mitleidiges Lächeln. »Das mag für Australien gelten, aber nicht für diese Area. Man nennt diesen Landstrich übrigens Palinginese, was immer das auch heißen mag.«

Ich war wie elektrisiert.

Nach all dem Erlebten, den vagen Hinweisen und Yallas Andeutungen war dies der erste wirkliche Anhaltspunkt, mit dem ich etwas anfangen konnte.

Dazu muss ich vorausschicken, dass mich alles, was mit Griechenland zu tun hatte, interessierte, und Palinginese war ein Begriff aus dem Griechischen. Er bedeutete soviel wie Entstehung, Schöpfung oder Geburt. War damit diese unwirkliche Welt gemeint, in der ich mich seit Wochen be-

wegte?

Mein Herz schlug wie bei einem Teenager, der vor dem ersten Date stand.

Sollte ich endlich das Geheimnis dieser seltsamen Welt erfahren?

Ich hing förmlich an Steves Lippen, als hinter mir unvermittelt die Zeltklappe zurückgeschlagen wurde.

Tom war mit der Arzttasche zurückgekehrt, und als ich sah, wie sich Steves Miene daraufhin verschloss, verflog meine Euphorie so schnell, wie sie gekommen war. Mir wurde klar, dass ich auch diesmal wieder keine Antwort auf meine Fragen bekommen würde.

Ich merkte es an der Art, wie sich Steve nach Toms Erscheinen um meine Wunde kümmerte. Er sprach kein Wort, als er mir einen neuen Verband anlegte und mich danach ziemlich grob auf die Beine zerrte.

»Los«, brummte er ungehalten. »Du hast dich lange genug ausgeruht, wir müssen weiter.«

Ich nickte, obwohl ich so schwach wie ein Neugeborenes war.

Trotzdem zerrten mich die beiden rücksichtslos ins Freie.

Als wir aus dem Zelt kamen, schaute ich mich neugierig um.

Das Lager, in das man mich gebracht hatte, befand sich oberhalb eines Hügels auf einer Felsenplatte, die geformt war wie eine runde Tischplatte. Sie war baumlos und flach. Als ich meinen Blick durch das Camp schweifen ließ, stand mir trotz der Morgenkühle der Schweiß auf der Stirn. Man hatte in diesem Lager sechs Armeefahrzeuge und mindes-

tens dreißig Männer zusammengezogen. Es gab hier alles, was man zu einer groß angelegten Suchaktion benötigte. Einen Funkwagen, Suchscheinwerfer, ein Proviantlager und sogar einen Jeep vom Sanitätsdienst. Angesichts dieser Übermacht grenzte es an ein Wunder, dass sie mich nicht schon längst gefangen hatten. Ich konnte das deshalb so genau sehen, weil überall, wohin ich blickte, Feuer aufloderten. Auch in Australien war es in der Wüste bis zum Morgenrauen empfindlich kalt. Aber war das hier überhaupt noch Australien?

Ein derber Stoß in den Rücken riss mich aus meinen trüben Gedanken.

Meine Knie waren weich wie Butter und ich konnte kaum stehen, geschweige denn laufen.

Unter normalen Umständen hätte ich Toms Schlag, ohne mit der Wimper zu zucken, hingenommen, so aber stolperte ich nach vorne, streckte die Arme aus und landete wie eine Katze, die vom Tisch gefallen war, auf allen vieren auf dem Boden.

»Wenn du lieber kriechen willst, anstatt zu gehen, solltest du dich langsam in Bewegung setzen«, sagte Tom gehässig.

»Der Wagen, mit dem wir fahren, steht da drüben, und ich hasse nichts so sehr, wie auf jemanden zu warten.«

Es war Absicht, dass er mir im Vorbeigehen mit der Stiefelsohle auf die Hand trat. Es tat höllisch weh, aber ich wollte dem Drecksack nicht die Genugtuung geben, mich schreien zu hören. Ich presste die Lippen zusammen und verkniff mir den Brüller, obwohl mir hundeeelend wurde und ich das Gefühl hatte, gleich kotzen zu müssen. Stattdessen senkte

ich den Kopf und schloss für einen Moment die Augen.

»Warte, ich helfe dir.« Die Stimme Steves klang besonnen. Seine Rechte griff unter meine Achsel und zog mich wieder halbwegs auf die Beine. »Nimm dich in acht vor Tom, er wartet nur auf eine Gelegenheit, dir eins auszuwischen. Und jetzt beeil dich, wir fahren gleich los.«

Das war leichter gesagt als getan. Mir war immer noch schwarz vor Augen, trotzdem zwang ich mich, ihm das Gesicht zuzuwenden.

»Wo bringt ihr mich hin?«

»Zunächst ins Basislager zurück, danach vielleicht ins Hauptquartier. Das hängt ganz davon ab, wie kooperativ du bist.«

Ich nickte und versuchte es Steve so leicht wie möglich zu machen, während er mich zu einem der Lastwagen schleifte.

»Eine Frage noch«, sagte ich, bevor ich unter der Plane verschwand, die über die Ladefläche des Fahrzeugs gespannt war.

»Was hat Tom eigentlich gegen mich?«

»Bei einer der Patrouillen, die nach dir suchten, war sein Bruder dabei. Du hast ihn mit einem Lasergewehr getötet.«

Bevor ich ihm darauf eine Antwort geben konnte, wurde ich von hinten gepackt und in den Lastwagen gezerrt. Mit derben Stößen trieb man mich auf eine Sitzbank zu, wo ich zwischen zwei finster aussehenden Uniformierten Platz nehmen musste. Ich saß kaum auf meinen vier Buchstaben, als sich der Lkw auch schon ruckelnd in Bewegung setzte.

Irgendwann, ich hatte inzwischen jegliches Zeitgefühl verloren, hielt der Lastwagen an. Obwohl ich nicht die geringste Ahnung hatte, was mich erwarten würde, war ich erleichtert, dass die Fahrt endlich ein Ende gefunden hatte. Die Sitzbank war hart und unbequem und der Platz so eng, dass ich nicht einmal die Beine ausstrecken konnte. Das Schlimmste jedoch war das ständige Schütteln und Rütteln während der Fahrt gewesen. Die Räder des Wagens rumpelten querfeldein und die fehlende Federung ließ mich jeden Stein und jede noch so kleine Unebenheit spüren. Es gab nichts, was mir nicht wehtat. Wahrscheinlich musste ich nach dem Aussteigen erst meine Knochen sortieren, um sie danach wieder richtig zusammensetzen zu können, so durchgeschüttelt war ich.

Aber bevor ich damit anfangen konnte, trieben mich meine Sitznachbarn mit ein paar Ellbogenchecks vom Lastwagen herunter und dirigierten mich auf eine würfelförmige Holz-
hütte zu.

Im Gehen versuchte ich, mir ein Bild von meiner Umgebung zu machen.

Das Basislager, wie es Steve genannt hatte, bestand aus einem halben Dutzend Holzhütten und mindestens doppelt so vielen ausgemusterten Armee-Mannschaftszelten. Außerdem gab es zwei große Bretterverschläge, in denen mehrere Armeefahrzeuge abgestellt waren. Abseits des Lagers hatte man einen weitläufigen Stacheldrahtverhau errichtet, in dem ich einige unförmige dunkle Punkte erkennen konnte.

Ich hätte mir das alles gern etwas genauer angesehen, aber zum einen waren die Lichtverhältnisse nicht besonders, ent-

weder war es schon wieder dunkel oder immer noch, und zum anderen hatten meine Begleiter etwas dagegen. Als ich kurz stehen blieb, kassierte ich prompt einen Faustschlag in die Nieren. Dann landete eine Hand klatschend in meinem Nacken.

»Hat hier jemand was von stehen bleiben gesagt?«

Ich zuckte nur leicht zusammen und folgte den beiden bis zur Hütte.

Dort nahm mich ein großer, breitschultriger Mann in Empfang. Im Gegensatz zu allen anderen Männern, die ich hier bisher gesehen hatte, trug er keine Uniform. Er war mit einem flaschengrünen Hemd und einer dunklen Hose bekleidet und seine Füße steckten in einem paar ausgetretenen Turnschuhen. Über der Hose spannte sich eine Lederkoppel mit offenem Halfter. Links an der Koppel baumelte ein unterarmlanger Schlagstock aus dunkelbraunem Hartholz. Als ich in seine kalten, abschätzenden Augen blickte, wusste ich, dass er diese Waffen nicht nur aus Spaß mit sich herumtrug.

»Komm rein, man wartet schon sehnsüchtig auf dich«, begrüßte er mich zynisch.

Vorsichtig trat ich ein.

Mein Empfangskomitee saß hinter einem langen Tisch mitten im Raum. Zwei Männern und eine Frau, die im ersten Moment mit ihren streng nach hinten gekämmten Haaren und der randlosen Brille auf mich wie die bigotte Vorsteherin eines Mädcheninternats wirkte.

Wohlerzogen, wie ich war, nickte ich zuerst der Frau zu und wollte mich dann den Männern zuwenden, als mich die Erkenntnis wie ein Faustschlag in die Magengrube traf.

Im nächsten Augenblick hatte ich das Gefühl, als ob mir jemand den Boden unter den Füßen weggezogen hatte. Mir wurde abwechselnd heiß und kalt und in meinem Kopf wirbelte alles durcheinander.

Wie um alles in der Welt kam diese Frau hierher?

Ich kannte sie, auch wenn ich sie bisher nur einmal gesehen hatte.

Damals auf dem Londoner Heathrow Flughafen, als ich sie aus den Fängen eines schmierigen Franzosen befreit hatte.

Damals, als ich noch in einer anderen Welt lebte.

Das Verhör

Ich war sicher, Blei in den Gliedern zu haben.

Ich war unfähig, mich zu rühren. Dass ich mich inmitten eines Lagers mit uniformierten Killern befand, war in diesem Moment für mich völlig irrelevant. Ich sah nur die Frau hinter dem Tisch und sonst nichts. Einen Augenblick lang schaute sie mich auch an. Ihr Gesicht glich einer reglosen Maske, aber dann schien sie mich gleichfalls erkannt zu haben. Ich sah es am Zucken ihrer Mundwinkel, dem Flackern in ihren Augen.

Sie errötete leicht, aber sie hatte sich sofort wieder in der Gewalt und wandte sich den anderen zu. Während ich noch krampfhaft überlegte, ob ich sie ansprechen sollte, nahm mir der Mann mit dem flaschengrünen Hemd die Entscheidung ab.

Mit der Rechten packte er mich im Genick.

Seine Finger umspannten meinen Nacken wie eine Schraubzwinge und zwangen mich vorwärts auf einen Stuhl, der vor dem Tisch mit den anderen stand.

Als ich mich hingesetzt hatte, legte er mir zum Dank seinen Schlagstock auf die verletzte Schulter. Mir brach der Schweiß aus und ich hatte Mühe, nicht zu schreien.

»Pass auf Buddy, es gibt zwei Möglichkeiten, wie du die Sache hinter dich bringen kannst. Entweder beantwortest du uns alle Fragen und sagst uns freiwillig, was wir wissen wollen, oder ich prügle es aus dir heraus. Aber glaub mir mein Freund, dann bleibt von dir gerade noch soviel übrig, um damit einen Aschenbecher zu füllen. Also, wie willst du es?«

»Frag mich«, sagte ich schnell.

Ich war nicht in der Lage, hier den starken Mann zu markieren. Ich wollte nichts als überleben und dazu musste ich Zeit schinden.

Aber zunächst kassierte ich eine schallende Ohrfeige. Mein Schädel dröhnte wie eine Kesselpauke, als ich den Mann verständnislos anblickte.

»Ich kann mich nicht entsinnen, mit dir Schweine gehütet zu haben, also duze mich gefälligst nicht, verstanden?«

Ich nickte.

»Wie heißt du?«

»Jackson«, antwortete ich wahrheitsgemäß. »Adam Jackson«

Der Schläger hob den Kopf und starrte erwartungsvoll auf den Mann, der links am Tisch saß. Er war sehr groß, aber klapperdürr. Er hatte schmale, knochige Schultern und saß

leicht vornübergeneigt. Er hatte die Unterarme auf den Tisch gelegt und die Hände wie ein Priester zusammengefaltet. Ein viel zu weites Hemd bedeckte seinen mageren Oberkörper.

Er hatte das Gesicht eines Frettchens, schmal, hohlwangig und spitz. Sein dünnlippiger Mund und die großen, vorstehenden Zähne verstärkten den Eindruck noch. Als er nickte, entspannte sich die Gestalt des Schlägers neben mir merklich.

»Er sagt die Wahrheit«, erwiderte das Frettchen. »Mit diesem Namen hat er eingecheckt.«

»Okay, weiter im Text. Du bist kein Australier, also was willst du in Down Under?«

Ich blieb weiterhin bei der Wahrheit, alles andere wäre sowieso sinnlos gewesen. Sie wussten so oder so über mich Bescheid. Allein, dass sie meinen Namen kannten, mit dem ich mich eingecheckt hatte, sagte alles.

»Und was ist dann nach der Bruchlandung passiert?«

Der Mann, der sich jetzt in das Verhör einmischte, saß neben dem Frettchen. Er war klein und machte auf mich einen ziemlich unscheinbaren Eindruck, aber nur so lange, bis ich in seine Augen gesehen hatte. Sie waren klar wie ein See in den Bergen, doch ihr Blick hätte selbst die Hölle erfrieren lassen. Ich hielt ihn für den gefährlichsten Mann im Raum.

Ich erzählte ihnen die Geschichte, soweit ich sie in Erinnerung hatte, wobei ich aber darauf achtete, meine Auseinandersetzungen mit den Uniformierten nicht zu sehr hervorzuheben, sondern sie ziemlich weichgespült zu umschreiben.

Irgendwann bekam ich vom Reden einen trockenen Hals,

bis ich nur noch ein Krächzen hervorbringen konnte. Aber etwas zu trinken gab es trotzdem nicht. Stattdessen erhob sich der Dürre plötzlich von seinem Platz, flüsterte der Frau etwas ins Ohr und verließ die Hütte, nachdem sie ihm zugenickt hatte.

Damit war die Unterredung dann auch beendet.

Man brachte mich in eine der Holzhütten, verschloss die Tür von außen und stellte einen Posten davor. Meinetwegen hätten sie auch zehn Posten vor die Tür stellen können, es interessierte mich nicht. Das Einzige, was mich noch interessierte, war das breite Bett in der Hütte. Ich war so müde und erschlagen, dass ich nicht einmal mehr aus den Schuhen kam. Ich machte mich einfach lang, drehte den Kopf zur Wand und war im gleichen Moment eingeschlafen.

Keine zwei Stunden später war ich wieder wach.

Die Eingangstür knarrte in den Angeln.

Aus den Augenwinkeln heraus nahm ich einen Schatten wahr.

Ich rührte mich nicht. Ich lauschte, während sich meine Augen nach und nach an die Dunkelheit gewöhnten.

Dann sah ich die Frau.

Sie stand mitten im Raum.

Im Lichtschein einer der Lagerlampen, der direkt durch das Fenster der Hütte fiel, konnte ich jede ihrer Bewegungen erkennen. Sie bewegte sich katzenhaft wie ein Raubtier auf mich zu.

Sie hatte das strenge, militärisch wirkende Kostüm, das sie in der Hütte getragen hatte, gegen eine Hose und ein ärmelloses T-Shirt eingetauscht und trug ihr Haar jetzt offen. Es fiel lang und weich auf ihre runden Schultern und schimmerte im fahlen Licht wie Seide.

Mein Hals wurde trocken. Was zum Teufel führte die Frau im Schilde?

Einen Moment blieb sie vor meinem Bett stehen.

Sie legte den Kopf schief und betrachtete mich mit einem belustigten Lächeln.

»Du brauchst dich nicht zu verstellen, ich weiß, dass du wach bist«, flüsterte sie leise.

Ich antwortete nicht, dafür setzte sie sich neben mich aufs Bett.

Sekundenlang musterten wir uns schweigend.

»Du sitzt ziemlich tief in der Scheiße«, sagte sie plötzlich.

Ich hatte Mühe, nicht laut loszulachen. »Bist du etwa hergekommen, um mir das zu sagen?«

Sie schüttelte den Kopf und strich ihr Haar zurück. »Du hast noch etwas gut bei mir.«

»Wegen dem Franzosen?«

Sie nickte. »Pasquale ist ein Schwein, aber ich bin leider nicht in der Position, mir die Leute auszusuchen, mit denen ich zusammenarbeite.«

»Dann wechsele doch die Firma, oder hindert dich da jemand dran?«

Die Frau schaute geistesabwesend zum Fenster hinaus, während sich ihr Blick verschleierte.

»Lass es mich so ausdrücken: Es wäre nicht gut für meine

Gesundheit.«

Plötzlich war ihr Gesicht ganz nah vor dem meinen.

»Wir haben nur eine halbe Stunde, länger konnte ich den Posten nicht bestechen.«

Ich versteifte mich unwillkürlich.

Wollte sie damit etwa andeuten, dass sie eine Nummer mit mir schieben wollte, um sich damit für mein Eingreifen auf dem Flughafen zu bedanken?

Okay, warum nicht?

Trotz ihres runden Mondgesichts und den etwas zu drallen Oberschenkeln war die Kleine ein netter Käfer. Ich richtete mich auf und wollte meine Finger nach ihr ausstrecken, als sie mir auswich und energisch den Kopf schüttelte.

»Jetzt nicht, es sei denn, es interessiert dich nicht zu erfahren, wie man von hier verschwinden kann.«

Ich zog meine Finger zurück und spitzte die Ohren.

Das war natürlich ein Argument. Nicht, dass ich etwas dagegen gehabt hätte, mich mit ihr auf ein Spiel zwischen den Laken einzulassen, aber die Aussicht, ungeschoren von hier zu verschwinden, toppte natürlich jeglichen One-Night-Stand.

Ich war hellwach, als sie mir mit wenigen, knappen Sätzen eine Möglichkeit zur Flucht aufzeigte. Ich prägte mir jedes einzelne ihrer Worte ein und nickte entschlossen, als sie mich fragte, ob ich alles verstanden hatte.

»Ich heiße Linda«, sagte sie plötzlich. »Linda Fuller. Ich bin Ärztin.«

Bevor ich etwas sagen konnte, beugte sie sich zu mir herunter und küsste mich.

Es war ein Kuss voller Gier und Leidenschaft.

Ein Kuss, zu dem nur jemand fähig war, der sich verzweifelt nach Liebe und Zuneigung sehnte.

Deshalb kam das Ende für mich auch ziemlich abrupt.

Gerade, als es den Anschein hatte, als ob sie von ihren Gefühlen überwältigt wurde, richtete sie sich unvermittelt auf und eilte zur Tür zurück.

»Wir sehen uns später«, sagte sie spröde.

»Aufstehen habe ich gesagt, oder hast du was an den Ohren?«

Das Schlagen einer Tür und das Stampfen von Stiefeln rissen mich jäh aus dem Schlaf. Benommen drehte ich mich auf die Seite, als mir jemand mit einem Ruck die Decke vom Körper riss.

Im selben Moment tönte die schnarrende Stimme erneut.

»Los jetzt, schwing deinen Arsch aus dem Bett oder ich mach dir Beine!«

Diesmal war es leider nicht Linda, die mich geweckt hatte, sondern der Mann mit dem flaschengrünen Hemd. Diesmal war überhaupt alles anders als bei meinem Eintreffen im Lager. Die Blicke der Männer, die mich abholten, waren düsterer und der Umgangston wesentlich rauer als bei unserem ersten Zusammentreffen. Auch in der Hütte war einiges anders, obwohl es die gleiche war, in der man mich gestern verhört hatte.

Es gab keinen Tisch mehr, sondern nur noch zwei Stühle

und von dem gestrigen Empfangskomitee war nur noch der unscheinbare kleine Mann mit den kalten Augen übrig.

Er stand mitten im Raum und rauchte.

Wobei rauchen nicht der richtige Ausdruck war, er saugte an seiner Zigarre wie ein Kleinkind an seinem Schnuller und setzte dabei fast die ganze Hütte unter Nebel.

Als er mich sah, nahm er die Zigarre aus dem Mundwinkel und deutete mit der Spitze auf einen der Stühle.

Ich setzte mich, wenn auch nur sehr zögerlich.

Trotzdem konnte mich der Mann mit dem flaschengrünen Hemd glatt überrumpeln.

Mein Hintern hatte noch nicht einmal Kontakt mit der Sitzfläche, als ich auch schon seinen Schlagstock an der Kehle spürte. Er hatte das Ding mit den Fäusten an beiden Enden gepackt und presste es mir gegen den Hals.

»Hände auf die Lehnen!«

Es dauerte einen Moment, bis ich seinem Befehl nachkam, dafür drückte er mir im Gegenzug mit seinem Schlagstock fast den Kehlkopf ein. Ich japste nach Luft, indessen der Zigarrenmann ein paar Schnüre aus der Hosentasche zog und mir die Unterarme an die Stuhllehnen band. Nicht besonders fest, aber auch nicht so locker, dass ich meine Arme so bewegen konnte, wie ich wollte.

Anschließend trat er einen Schritt zurück und begutachtete sein Werk.

»So«, sagte er schließlich und seine Stimme klang so emotionslos, als redete er übers Wetter. »Dann wollen wir doch einmal sehen, was Sie so zu erzählen haben, wenn ich etwas genauer nachfrage.«

Was es mit dem *genauer* auf sich hatte, merkte ich, als er direkt neben mir stand und mir die glühende Spitze seiner Zigarre für eine Sekunde auf den linken Arm drückte.

Der Schmerz war gemein.

Die angesengte Hautstelle brannte noch, als er die Zigarre längst wieder weggenommen hatte.

»Unangenehm, nicht wahr?«, fragte er beiläufig. Dann beugte er sich vor, starrte mir ins Gesicht und redete einfach weiter, als würde er überhaupt keine Antwort erwarten.

»Wissen Sie, wie unangenehm es erst wird, wenn ich Ihnen das Ding direkt ins Auge halte oder an Ihre Eier?«

Ich begann zu schwitzen und das nicht nur, weil die Morgensonne allmählich immer stärker auf das Dach der Hütte schien.

Ich war nicht im Geringsten daran interessiert zu erfahren, wie unangenehm es werden konnte.

»Was wollen Sie wissen?«, platzte es förmlich aus mir heraus.

Er sagte es mir und es wurde eine ziemlich einseitige Unterhaltung.

Er gab mir ein Stichwort und ich redete minutenlang wie ein Wasserfall. War er mit dem Gesagten zufrieden, kam das nächste Stichwort, wenn nicht die Zigarrenspitze.

Ich brachte es auf sechs Brandblasen, bis er mich in mein Quartier zurückbringen ließ. Inzwischen war es Mittag geworden.

Es war nicht so, dass er Mitleid mit mir hatte, aber irgendwann hat selbst der Teufel einmal Hunger.

24 Stunden bis zum Sterben

»Ich gebe dir genau 24 Stunden. Hast du gehört? 24 Stunden, nicht eine Stunde mehr. Wenn du dann nicht redest, reiße ich dir die Eier ab und stopf sie dir in dein dreckiges Maul. Ich hoffe, du hast mich verstanden!«

Schweißüberströmte richtete ich mich auf und schwang meine Beine aus dem Bett.

Die letzten Worte meines Peinigers klingelten noch immer in meinen Ohren nach.

Ich hatte diesen unscheinbaren, kleinen Mann noch nie zuvor in meinem Leben gesehen, ich wusste nicht einmal seinen Namen, aber ich wusste ganz genau, dass er keinen Moment zögern würde, um seine Worte in Taten umzusetzen.

»Vierundzwanzig Stunden«, hatte er gesagt, bevor er das Verhör beendete. »Länger gebe ich dir nicht, dann will ich alles wissen. Jetzt verschwinde und denk darüber nach, was ich gesagt habe.«

Aber verdammt noch mal, über was zum Teufel sollte ich noch reden?

Der Mann hatte mich den ganzen Vormittag über ausgequetscht wie eine Zitrone. Er wusste über meine Erlebnisse in dieser seltsamen Welt inzwischen wahrscheinlich besser Bescheid als ich selber.

Das sagte ich ihm auch.

Als Antwort schlug er mir die Faust gegen die Stirn, dass ich dachte, der Kopf würde mir vom Hals gerissen. Halb betäubt merkte ich, wie der Wachposten mich losband, hoch-

zerterte und in die Hütte zurückschleifte, in der sie mich gefangen hielten.

Das alles war heute Mittag passiert.

Inzwischen war die Sonne untergegangen und Dämmerung legte sich über das Land.

Mir blieben jetzt schätzungsweise noch zwölf Stunden, den Rest meiner Frist hatte ich schlicht und einfach verschlafen.

Aber es war auch das einzig Sinnvolle, was ich tun konnte. Der Schlaf brachte meinem geschundenen Körper Erholung und mobilisierte die letzten Reserven, die noch in mir steckten. Reserven, die ich bitter nötig hatte, wenn der Zeitpunkt gekommen war, an dem ich mit Linda aus diesem Lager flüchten würde.

Ich stand auf und begann mit einigen Gymnastikübungen.

Nicht, dass die Herumturnerei jetzt mein neuestes Hobby war, aber inzwischen war die Tageshitze der typischen Kälte einer Wüstennacht gewichen. Sie begann sich in der primitiven Hütte festzusetzen, ließ mich frösteln und meine Glieder steif werden. Mit den Bewegungen jedoch gelang es mir, die klamme Kälte wieder aus meinen Knochen zu vertreiben und gleichzeitig damit meine Muskeln auf Betriebstemperatur zu bringen.

Während ich Liegestütze pumpte, hörte ich draußen Männer lachen und laut reden.

Es war so, wie Linda gesagt hatte. Mit Einbruch der Dämmerung begann die Lagerbesatzung damit, sich zu besaufen.

Es war schließlich Wochenende und die einzige Abwechslung in diesem trostlosen Camp bestand nun mal nur aus Saufen, Prügeln oder Karten spielen.

Die Zeit verrann.

Irgendwann war Mitternacht, ich sah es an der Stellung der Gestirne, und ich wurde allmählich immer nervöser.

Ich dachte an die Frist von vierundzwanzig Stunden, nach deren Ablauf ich sterben sollte. Sie ging mir nicht aus dem Sinn.

Draußen waren die feiernden Männer etwas leiser geworden. Das Klirren von Flaschen und Gläsern war nur noch ab und zu hören und auch das Lachen erklang immer seltener.

Die Party ging scheinbar ihrem Ende zu.

Aber von Linda immer noch keine Spur.

Ein Anflug von Panik machte sich in mir breit. Ohne ihre Hilfe hatte ich keine Chance zu entkommen. Jede Minute, die verging, brachte mich dem Tod näher.

Sekundenlang war ich ratlos.

Ich konnte mich nicht entsinnen, mich jemals in solch einer ausweglosen Situation befunden zu haben. Ich begann in der Hütte herumzulaufen wie ein gereizter Tiger.

Da ging plötzlich die Tür zu meiner Hütte auf.

Der trübe Lichtschimmer einer Taschenlampe fiel in den kleinen Raum. Lindas Gestalt tauchte im Türrahmen auf. Ihre Beine steckten noch in derselben Stoffhose wie gestern, nur das T-Shirt gab es nicht mehr, stattdessen trug sie nun eine Bluse. Die Taschenlampe lag in ihrer Rechten, in der Linken eine kleine Pistole, eine Beretta, soviel ich erkennen konnte.

Auf dem Rücken trug sie einen Rucksack, in dem sich wahrscheinlich all das befand, was wir zum Überleben im Busch benötigten: Wasser, Proviant, eine Decke gegen die

Kälte der Wüstennacht und Ähnliches mehr.

Mit einer knappen Kopfbewegung bedeutete sie mir, ihr zu folgen.

Ich bemühte mich, flach zu atmen, und folgte ihr so leise, wie ich konnte.

Lautlos passierten wir die Holzhütten und Armeezelte. Überall waren Flutleuchten angebracht, die eigentlich das gesamte Lager und die unmittelbare Umgebung ausleuchten sollten. Aber über die Hälfte der Lampen war ausgebrannt und dunkel. Trotzdem bemerkte ich, dass um das gesamte Lager ein beinahe zehn Fuß hoher, schwerer Maschendrahtzaun gezogen war, der oben noch zusätzlich drei Fuß hoch mit Stacheldraht gesichert war.

An der Nordseite, am einzigen Zugang zum Lager stand auf Stelzen eine Art Wachturm mit einer offenen Plattform, die fast zwanzig Fuß über dem Boden zu schweben schien. Der Wachturm war mit drei Posten bemannt. Einer stand rauchend auf der Plattform, die beiden anderen lagen neben ihm und schienen zu schlafen.

Linda nickte mir zu und gab mir mit knappen Gesten zu verstehen, dass ich mich in dem kleinen Postenhäuschen verstecken sollte, welches sich unmittelbar rechts neben dem Wachturm befand. Das Häuschen war ein schmaler Bretterverschlag, vor dessen Tür eine löchrige Decke hing. Ich quetschte mich durch den engen Eingang und verharrte.

Drinne roch es wie in einem Fuchsbau.

Der Gestank von Pisse, Schweiß, kaltem Rauch und verrotteten Essen raubte mir schier den Atem. Es hätte nicht viel gefehlt und ich hätte gekotzt, aber dann sagte ich

mir, dass dieser Gestank ein Segen gegen das war, was mich erwartete, wenn man mich schnappte, und so schluckte ich den Brechreiz würgend hinunter und trat ein.

Steif wie ein Brett verharrte ich in der Hütte und lugte vorsichtig durch ein Loch in der Decke nach draußen.

In der Zwischenzeit war auch Linda nicht untätig gewesen.

Ich hatte nicht genau verstanden, was sie dem Posten auf der Plattform zugeflüstert hatte, aber ich konnte es mir denken, als ich sah, dass sie ihre Bluse geöffnet hatte.

Der Anblick ihrer drallen Oberweite ließ mich schlucken. Ich riskierte einen weiteren, genaueren Blick, bis mir mein Verstand sagte, dass ich mich zusammenreißen sollte. In diesem Moment ans Poppen zu denken war alles andere als produktiv.

Aber es erging mir nicht alleine so.

Auch der Posten schien Blut geleckert zu haben.

Wie aus dem Nichts tauchte er plötzlich vor ihr auf. Sein Hemd stand offen und hing ihm aus der Hose. Nervös strich er sich durch sein dunkles Haar.

»War das Angebot ernst gemeint?« Seine Stimme klang, als würde jemand zwei Blätter Schmirgelpapier aneinander reiben.

»Natürlich«, gurrte Linda und reckte ihm ihre Melonen entgegen. »Ich will schließlich auch mal meinen Spaß haben.«

Die Augen des Postens begannen im Mondlicht wie poliertes Stiefelleder zu glänzen. Er machte einen Schritt auf Linda zu und vergrub sein Gesicht stöhnend zwischen ihren Brüs-

ten, während sich seine Hände auf ihre Arschbacken legten.

Linda legte das Gesicht zur Seite, verzog das Gesicht und nickte mir zu.

Mit einem Satz war ich aus der Hütte, riss den Posten an den Haaren zurück und zertrümmerte ihm mit der Handkante den Kehlkopf.

Der Mann sackte lautlos zu Boden und rührte sich nicht mehr.

Wir schlüpfen durch das Haupttor, nachdem es Linda einen Spalt weit geöffnet hatte, und liefen in die Nacht hinaus.

Wir hatten es scheinbar geschafft.

Aber eben nur scheinbar. Meine Euphorie legte sich, noch bevor wir eine Meile zurückgelegt hatten, und die aufkommenden Zweifel wurden immer stärker. Abrupt blieb ich stehen.

»Bist du verrückt?«, keuchte Linda. »Du kannst doch hier nicht einfach stehen bleiben. Wir müssen weiter, sonst war alles umsonst.«

Ich schüttelte trotzig den Kopf. »Was für ein Spiel spielst du hier eigentlich?«

Linda starrte mich entgeistert an. »Was redest du da?«

Energisch trat ich auf sie zu. Dass sie immer noch mit blankem Busen durch die Gegend lief, registrierte ich nur am Rande. Nackte Brüste hin oder her, jetzt ging es um meinen Arsch. Ich packte sie ziemlich grob am Handgelenk und starrte ihr eindringlich in die Augen.

»Du weißt genauso gut wie ich, dass wir zu Fuß nicht die geringste Chance haben, den Männern im Lager zu entkommen. Erst recht nicht, nachdem ich erneut einen von ihnen getötet habe. Ich muss verrückt gewesen sein, als ich mich mit dir eingelassen habe.«

Linda sah mich an und bleckte die Zähne. Für einen Moment sah sie aus wie eine Raubkatze.

»Jetzt enttäuschst du mich aber, Jackson. Hast du wirklich geglaubt, ich würde meine Stellung und alles andere aufgeben, nur um mit dir nachts durch den Busch zu rennen? Keine Angst, ich habe alles geplant. Bis man im Lager unsere Flucht entdeckt, sind wir längst in Sicherheit.«

Ich sah sie zweifelnd an. »Was macht dich da so sicher?«

Linda bedachte mich mit einem solchen Grinsen, dass ich mir vorkam wie ein Idiot.

»Der Jeep, den ich hinter diesem Hügel versteckt habe.« Dabei deutete sie mit dem Zeigefinger über meine linke Schulter.

Gemeinsam umrundeten wir den besagten Hügel.

Neben einer Buschgruppe, etwa einen Steinwurf von unserem Standort entfernt, erkannte ich zunächst nur ein großes unförmiges Gebilde, das sich beim Näherkommen als ein geheimnisvolles Etwas entpuppte, das sorgfältig mit einer Tarndecke aus Armeebeständen und allerlei Büschen und Sträuchern vor neugierigen Blicken geschützt war. Linda trat vor und enthüllte mit ein paar geübten Handgriffen das Geheimnis.

Als ich im Mondlicht erkannte, was Linda beiseitegeschafft hatte, glaubte ich mich wieder auf der Siegerstraße.

Das Ding war ein original Ford M151 Jeep.

2,2 Liter Hubraum, mindestens 72 PS und eine Höchstgeschwindigkeit von fast 70 Meilen ließen gerade in diesem unwegsamem Gelände jeden Verfolger alt aussehen.

Ich wusste das alles, weil ich schon immer ein Faible für Autos, insbesondere für Armeefahrzeuge aller Art hatte.

Mit diesem Wagen hielten Linda und ich tatsächlich ein Trumpf-Ass in den Händen.

Ich rannte dem Jeep freudestrahlend entgegen.

Dort angekommen setzte sich zu meiner Überraschung Linda auf den Fahrersitz.

Meine Bedenken, was ihre Fahrkünste betraf, wurden bereits nach den ersten zurückgelegten Yards zerstreut.

Ich weiß bis heute nicht, warum ich wieder auf ihre Brüste starrte.

»Ich denke, es ist besser, wenn du deinen Vorbau wieder einpackst«, schrie ich gegen den Motorenlärm an.

Linda bedachte mich mit einem schnippischen Seitenblick.

»Warum sollte ich?«, sagte sie grinsend. »Du packst sie nachher doch sowieso wieder aus.«

Lügen und andere Wahrheiten

Die Welt um uns herum schien nur aus Sand, Steinen und Dornensträuchern zu bestehen.

Wüste, soweit das Auge reichte.

Kein Mensch, kein Haus, kein Tier, nichts war zu sehen, nur ein schmaler Karrenweg, der den öden Landstrich wie

ein Schwert in zwei Hälften teilte und kerzengerade ins Nirgendwo zu führen schien.

Inzwischen ging die Sonne auf und mit dem neuen Tag kam der Wind. Je heller es wurde, desto stärker wurde er, bis er schließlich den Sand wie feinen Regen fast waagrecht über das Land peitschte.

Trotzdem fegte Linda mit dem Jeep in einem geradezu halbsbrecherischen Tempo über den Karrenweg, der eigentlich nichts anderes war als ein von unzähligen Reifenspuren durchzogener Trampelpfad mit Millionen von Schlaglöchern, Sandkuhlen und Gestrüppinseln.

Im Gegensatz zu mir schienen sie weder die miserablen Straßenverhältnisse noch die schlechte Sicht zu stören. Der Jeep schleuderte hin und her und donnerte mit fast fünfzig Meilen durch die Wüste.

Mein Bauchgrimmen nahm zu, je weiter wir kamen.

Ein einziges Schlagloch auf dieser Buckelpiste genügte, um unserer Fahrt ein jähes Ende bereiten zu können.

Und dann?

Wenn unsere Verfolger erst einmal den Jeep entdeckt hatten, war es nur noch eine Frage der Zeit, bis sie uns eingeholt hatten. Ich kannte keinen Menschen, der auf offener Strecke einem Fahrzeug davonlaufen konnte, und wenn es auch nur Armeelaster waren.

»Linda, ich finde ...«

»Geiler Wagen«, sagte Linda und tätschelte für einen Moment das Lenkrad. »Jetzt weiß ich auch, warum Lee so sehr darauf geachtet hat, dass niemand außer ihm mit diesem Wagen fährt.«

»Lee?«

Linda nickte. »Der Typ, der dich verhört hat. Vor dem solltest du dich in acht nehmen. Er sieht zwar unscheinbar aus, aber er ist so etwas von intelligent und böseartig zugleich, dass es sogar mich friert, wenn er in meiner Nähe ist.«

»Linda, ich finde wirklich, dass du langsamer fahren solltest. Denn ...«

Was ich sonst noch sagen wollte, ging im Kreischen der Bremsen unter, als sie den Jeep abrupt zum Stehen brachte. Ihr Blick war alles andere als freundlich, als sie mir in die Augen sah.

»Du brauchst mir keine Ratschläge zu geben, ich weiß genau, was ich tue. Ich habe dich schließlich nicht nur zum Spaß aus dem Basislager geholt.«

»Sondern?«

Sie schaute mich nachdenklich an.

»Weil ich dich brauche. Du glaubst ja gar nicht, wie mir das Ganze hier zuwider ist, aber ohne Hilfe ist es fast unmöglich auszusteigen. Ich jedenfalls kenne keinen, der es alleine geschafft hat, obwohl unter denen, die es versucht haben, einige darunter waren, denen ich es wirklich zugetraut hätte. Greg Hanson zum Beispiel, Sandolo, der italienische Professor, oder Elmer Nilson, der schwedische Anthropologe.«

Mir fielen fast die Augen aus dem Kopf, als ich die Namen hörte.

Ungläubig starrte ich Linda an.

»Was ist los, habe ich etwas Falsches gesagt?«

Ich schüttelte fassungslos den Kopf.

Sämtliche Namen, die sie aufgezählt hatte, waren bis kurz vor meiner Abreise nach Australien noch der Hauptbestandteil der Schlagzeilen der täglich erscheinenden Regenbogenpresse gewesen.

Nilson, der letztes Jahr für den Nobelpreis vorgeschlagen wurde, verschwand Anfang Juni so spurlos, als hätte er sich in Luft aufgelöst, Sandolo starb eine Woche danach bei einem spektakulären Autounfall, als er angeblich mit überhöhter Geschwindigkeit in den Serpentinaen der Dolomiten die Gewalt über seinen Maserati verlor, und Hanson, der Arzt, fiel drei Tage später nach offiziellen Meldungen einer Entführung zum Opfer.

Ein begnadeter Chirurg, ein schwedischer Anthropologe, der für den Nobelpreis nominiert war, und ein angesehener italienischer Archäologe verschwanden etwa zur gleichen Zeit von der Bildfläche, als ich einen Auftrag erhielt, der mich durch Zufall mit einer urzeitlichen Welt konfrontierte, in der degenerierte Neandertaler, Dinosaurier und steinzeitliche Pflanzen vorherrschten.

Und die einzige Person in dieser obskuren Welt, mit der ich mich vernünftig unterhalten konnte, nannte mir ausgerechnet die Namen dieser drei Männer, als ich wissen wollte, was für Machenschaften hier am Werk waren.

Bei aller Liebe, aber das war kein Zufall mehr.

»Was hast du, du wirkst plötzlich so nachdenklich?«

Für einen Moment sah ich mich außerstande, Linda zu antworten. Ich starrte sie nur wortlos an und schüttelte den Kopf.

Linda zuckte mit den Schultern und startete den Wagen.

Offensichtlich zog ich ein Gesicht, bei dem sich weitere Fragen erübrigten.

Während der Jeep über die Buckelpiste ruckelte, schweiften meine Gedanken ab und ich begann zu grübeln.

Allmählich wurde mir immer deutlicher bewusst, dass ich hier einer Sache auf die Spur gekommen war, die sich allmählich zu einem Flächenbrand entwickelte, der die ganze Welt zu erfassen drohte.

Und die einzigen beiden Menschen, die dagegen etwas unternehmen konnten, waren eine Ärztin, die im Moment mit blankem Busen einen Jeep durch den australischen Busch steuerte, und ein ehemaliger Bodyguard und Versicherungsagent, den man ordentlich durch die Mangel gedreht hatte.

Je länger ich über unsere Situation nachdachte, umso beschissener fühlte ich mich.

»Was hast du jetzt vor?«

Linda schenkte mir einen kurzen Blick und richtete ihre Aufmerksamkeit dann wieder auf den Karrenweg. Sie fuhr jetzt deutlich langsamer, dennoch zog der Jeep hinter sich eine riesige Wand aus hochgewirbeltem Sand und Staub her.

Mein Bauchgrimmen wurde nicht besser.

Die Staubwolke war in dem topfebenen Land meilenweit zu sehen. Unsere Verfolger mussten schon blind sein, um uns nicht zu entdecken.

»Wir fahren ins Hauptquartier«, erwiderte Linda beiläufig.

»Bist du wahnsinnig?«, platzte es aus mir heraus. »Das Ba-

sislager hat unsere Flucht bestimmt schon längst gemeldet.«

Linda lächelte sanft. »Das glaube ich kaum. Die einzigen beiden Möglichkeiten, mit denen das Basislager mit der Außenwelt kommunizieren kann, sind per PC oder durch die Funkanlage. Aber beides funktioniert nun mal nicht ohne Strom und den haben sie nicht, weil ich in den Sicherungskästen einige Dinge unbrauchbar gemacht habe.«

»Es gibt nichts, was man nicht reparieren kann«, warf ich ein.

»Aber nicht mit den Mitteln, die im Basislager vorhanden sind.«

»Für solche Fälle gibt es aber ein Notstromaggregat, das man mit Diesel oder Benzin betreiben kann«, gab ich zu bedenken.

»Aber was ist, wenn man diesem Benzin Zucker und einige andere Dinge beimischt? Das ist auch der Grund, warum sie uns so schnell nicht einholen. Ihnen fehlt schlicht und einfach der Sprit dazu.«

Ich kam nicht umhin, bewundernd durch die Zähne zu pfeifen.

Linda hatte die Flucht anscheinend schon seit Langem geplant. Die Vorbereitungen, die sie alle getroffen hatte, bewerkstelligte man nicht in einer Nacht.

Die Lady hatte es faustdick hinter den Ohren.

Wie dick, bekam ich bereits hinter der nächsten Felsenkehre zu spüren.

Sie schaltete in den ersten Gang zurück, nahm den Fuß vom Gas und ließ den Jeep ausrollen. Als der Wagen zum Halten gekommen war, zog sie die Bremse an und brachte

ihr Gesicht vor das meine.

»Ich denke wir sollten endlich damit weitermachen, mit dem wir in der Hütte aufgehört haben«, hörte ich sie sagen.

Ihr heißer Atem traf mein Gesicht, während ihre Hände auf einmal auf meinen Schultern lagen. Keuchend presste Linda ihre Brüste gegen mich. Einen Moment lang wusste ich nicht, wie ich mich verhalten sollte, aber als ihre Hände von meinen Schultern hinab über den Bauch zum Schritt meiner Hose wanderten, warf ich alle Bedenken über Bord.

Dieses Luder hatte trotz der prekären Lage, in der wir uns befanden, tatsächlich nur das eine im Sinn.

Sekundenlang starrten wir uns schweigend in die Augen. Ihr Mund war leicht geöffnet und sie atmete erregt und hektisch.

»Und jetzt?«

Linda lachte gurrend.

Mit einem Satz war sie aus dem Wagen, umrundete den Jeep und baute sich breitbeinig vor mir auf. Ihre Brüste wippten dabei geradezu herausfordernd.

»Komm«, sagte sie leise, griff nach meiner Hand und zog mich aus dem Wagen.

Zwei Schritte später blieb sie abrupt stehen, bückte sich und streifte die Hose ab. Als ich sah, dass sie darunter völlig nackt war, begann ich an meinem Gürtel zu nesteln.

Über den Rest breite ich den Mantel des Schweigens.

»Am Anfang war alles fantastisch«, sagte Linda danach.

Ihre rechte Hand strich kreisend über meine Brust. »Das Projekt, die Bezahlung, die Kollegen. Nachdem die erste Versuchsreihe abgeschlossen war, träumten einige von uns bereits vom Nobelpreis. Aber dann zeigte unser Auftraggeber sein wahres Gesicht.«

Ich horchte auf. »Wer ist euer Auftraggeber?«

Linda seufzte. »Wenn ich das wüsste.«

Ich richtete den Oberkörper auf und betrachtete die Frau mit gerunzelter Stirn.

»Du willst mir doch nicht etwa erzählen, dass du ein Arbeitsverhältnis mit dieser Firma eingegangen bist, ohne zu wissen, was dich erwartet? Sorry, aber das kauf ich dir nicht ab.«

»Es ist aber so, wir waren alle jung und brauchten das Geld.«

»Hast du keine bessere Erklärung parat? Den Spruch kannte bereits meine Oma.«

Linda schoss jäh in die Höhe und bedachte mich mit einem Blick, der wahrscheinlich sogar die Hölle hätte zufriedener lassen.

»Du gottverdammter Macho, was hättest denn du an meiner Stelle getan? Ich hatte zwar einen Dokortitel in der Tasche, aber keine zehn Dollar im Portemonnaie. Ich wusste nicht einmal, wovon ich meine Miete bezahlen sollte, als jemand auf mich zukam und mir für die Mitarbeit an einem Forschungsprojekt 20.000 Dollar im Monat anbot.«

Langsam wurde es interessant und ich begann die Ohren zu spitzen.

Seitdem das Schicksal mich in diese Welt verschlagen hat-

te, waren Lügen und Halbwahrheiten alles, was ich zu hören bekommen hatte.

Sollte Linda tatsächlich damit herausrücken, was hier gespielt wurde?

Ich beugte mich über sie und sah ihr tief in die Augen.

In diesem Moment knirschten Stiefeltritte im Sand.

Geständnisse

Ich richtete den Oberkörper auf und stieß Linda von mir weg.

Am liebsten hätte ich mir vor lauter Wut in den Arsch gebissen, aber ich ließ es bleiben. Ich hätte mir eh nur den Hals verrenkt, mehr wäre dabei nicht herausgekommen.

Ich hatte beinahe zwei Jahrzehnte gebraucht, um mir als Bodyguard und Sicherheitsagent einen Namen zu verschaffen. Wer diese Haifischbranche kennt, weiß, dass so etwas alles andere als ein Zuckerschlecken ist. In diesem Metier kann man nur überleben, wenn man härter, schneller und vor allem böartiger ist als der Rest der Konkurrenz.

Aber das gelang nur, wenn man sich nicht ablenken ließ. Weder von Geld, Alkohol und Drogen noch von irgendwelchen Interessengruppen oder so wie in meinem Fall von einer Frau.

Dass ich jetzt in der Scheiße saß, hatte ich mir selber eingebrockt, aber so ist das nun mal, wenn ›Mann‹ mit dem Schwanz denkt und nicht mit dem Hirn.

Ich kam mir vor wie ein Idiot.

Anstatt zusammen mit Linda, dem Jeep und einer Waffe in der Hand den Ausbruch aus dieser verrückten Welt zu versuchen, saß ich nackt und wehrlos wie ein Neugeborenes im heißen Wüstensand, verbrannte mir meinen Allerwertesten und wartete wie ein dummer Schuljunge auf das Herannahen der weißen Männer.

Denn dass die Stiefeltritte von ihnen stammten, stand für mich außer Frage.

In wenigen Augenblicken stand ich meinen Todfeinden gegenüber. Und warum?

Weil ich für die Aussicht auf eine schnelle Nummer die elementarsten Vorsichtsmaßnahmen außer Acht gelassen hatte, die man beherzigen sollte, wenn man in einer menschenfeindlichen Umwelt derlei Dinge plante.

Ich hatte mich weder vergewissert, dass wir ungestört waren, noch die Waffe bereitgelegt für den Fall, dass sich unliebsamer Besuch einstellen sollte.

Diese Waffe war an sich nichts Weltbewegendes, nur eine schmale, silberfarbene Beretta. Eine dieser kleinkalibrigen Taschenkanonen, wie sie gerne von Frauen benutzt werden. Linda hatte sich den winzigen Knaller zugelegt, um sich unter all den Männern im Basislager nicht gänzlich wehrlos zu fühlen. Das Ding sah zwar putzig aus, aber die Löcher, die es stanzte, waren genauso tödlich wie die einer Magnum.

Aber sie war die einzige Waffe, die wir besaßen, und nun, wo ich sie am nötigsten hatte, lag sie nicht in meiner Hand, sondern irgendwo zwischen unseren Kleidern, die wir uns in ungestümer Begierde förmlich vom Leib gerissen und achtlos zu Boden geworfen hatten.

Ein unverzeihlicher Fehler, den ich leider nicht mehr rückgängig machen konnte.

Dazu war es zu spät.

»Was ist los?«

Lindas Stimme vibrierte vor Erregung.

Bevor ich ihr antworten konnte, wurden die Stiefeltritte immer lauter.

Ich war lange genug bei der Army, um herauszuhören, dass eine Viererkolonne im militärischen Gleichschritt um die Hügel herummarschierte.

Sie mussten jeden Moment hier sein. Ich fuhr hektisch in meine Hose, während Linda auf allen vieren über den Boden kroch, um ihre Kleider einzusammeln. Ein Anblick, der mich normalerweise auf dumme Ideen brachte, aber nicht jetzt. Stattdessen zuckten meine Blicke zu den nahen Hügeln und in meinem Kopf jagte ein unheilvoller Gedanke den anderen.

Die Anspannung ließ meinen Körper verkrampfen und meine Kehle war plötzlich staubtrocken. Ich rechnete bereits mit dem Schlimmsten, als plötzlich etwas Merkwürdiges passierte. Etwas sehr Merkwürdiges.

Es geschah von jetzt auf gleich und vollkommen lautlos.

Direkt hinter den Hügeln, nur wenige Schritte von uns entfernt, erglühete der Himmel in einem gelbweißen Licht von solcher Intensität, das ich aufstöhnend die Augen schloss.

Ein dumpfes Brummen erfüllte die Luft, als wären eine Million Bienen im Anflug.

Als ich einen Atemzug später meine Augen wieder öffnete, war das rätselhafte Licht genauso plötzlich verschwunden,

wie es aufgetaucht war und es herrschte eine geradezu gespenstische Stille.

Es schien, als hielte das Land den Atem an.

Sekundenlang geschah nichts, absolut nichts. Nada, Null, Njiente.

Das gleichmäßige Stampfen der genagelten Stiefelsohlen auf dem hart gebackenen Wüstenboden war ebenso verstummt wie das Säuseln des Windes und die immer wiederkehrenden Laute der Tierwelt. Unser Atmen war das einzige Geräusch.

»Was zum Teufel war das?«

Linda sagte keinen Ton.

Stattdessen sortierte sie ihre Kleider und ging, nachdem sie wieder vollständig angezogen war, zielstrebig um die Hügelkette herum. Ich folgte ihr instinktiv und es dauerte nicht lange, bis wir das letzte Sichthindernis umgangen hatten. Dann, nach einem kurzen Blick auf das vor uns liegende Land, stieß Linda einen Schrei aus, wandte sich ab und verbarg ihr Gesicht schluchzend an meiner Brust.

Ich sagte nichts, ich hatte genug damit zu tun, mich zu beherrschen.

Allein der Anblick versetzte mir einen Schlag in die Magenruhe, ich wollte in diesem Moment gar nicht wissen, wie es passiert war.

Vor uns auf dem Boden zeichneten sich die Gestalten von vier Menschen im Sand ab. Menschen, wie sie aufgrund ihrer Konturen nicht unterschiedlicher hätten sein können. Einer war groß, einer klein, einer dick, der andere dünn.

Das Entsetzliche an diesem Bild jedoch war, dass diese Ge-

bilde nicht aus Fleisch und Blut bestanden, sondern aus grauweißen Aschehäufchen.

Irgendetwas hatte unsere vier Verfolger im Bruchteil einer einzigen Sekunde in eine Handvoll Staub verwandelt. Als ich mich ansah, wie der stetige Wind die Asche aufwirbelte und das, was von ihnen übrig geblieben war, einfach in alle Himmelsrichtungen verstreute, ballte ich die Hände zu Fäusten.

»Du hast es geahnt, nicht wahr?«

Härter als nötig packte ich Linda an den Schultern und zwang sie, mir in die Augen zu sehen.

»Was verheimlichst du noch alles vor mir?«

»Du tust mir weh«, sagte sie heiser.

Ich lockerte meinen Griff und sie machte instinktiv einen Schritt nach hinten.

»Ich habe es nicht gewusst, es war nur so eine Ahnung. Im Lager hat man immer wieder davon gesprochen.«

»Von was?«

»Dass man das Gebiet, in dem unsere Forschungen stattfinden, mit einer Art unsichtbaren Zaun umgeben hatte, der auf Basis von Lasertechnik funktioniert.«

Ich brauchte geraume Zeit, um das Gehörte zu verdauen.

Dann machte ich die Probe aufs Exempel.

Ich bin keine Intelligenzbestie, ich bin auch heute noch ein einfach gestrickter Bursche, der nur das glaubt, was er mit eigenen Augen sehen oder mit den Händen anfassen kann.

Ich nahm also einen Holzstrunk vom Boden auf, irgendein abgerissener Ast, eine Wurzel oder was weiß ich und warf ihn nach vorne.

Das Ergebnis verursachte mir Migräne.

Das Teil flog so durch die Luft, wie man es von einem Stock oder einem Ast eben erwartete, den man geworfen hatte. Aber nur bis zu einem bestimmten Punkt in der Landschaft. Dann zuckte wie aus dem Nichts ein Blitz heran. Kleine Flammen umhüllten den Holzstrunk und dann bestand das, was zu Boden fiel, nur noch aus grauweißer Asche.

Ich benötigte einige Sekunden, um meine Fassung wiederzuerlangen.

Wer das hier auch konzipiert hatte, er verstand sein Handwerk.

Niemand, der gezwungen war, sich hier aufzuhalten, konnte das Areal verlassen. Der Zaun, der genauso unsichtbar wie tödlich war, ließ keinerlei Möglichkeit zu einer Flucht zu. Allmählich begann ich Linda zu verstehen, wenn sie sagte, dass unsere Chance auf ein Entkommen nur im Hauptquartier lag. Aber dazu mussten wir es erst erreichen, und zwar, bevor das Basiscamp, aus dem wir geflohen waren, mit dem Headquarter in Verbindung treten konnte.

Uns war klar, dass von jetzt an jede Sekunde zählte.

Deshalb übernahm diesmal ich das Steuer.

Ich ließ den Motor an und wartete, bis Linda wieder im Wagen saß.

Dann, nachdem der Jeep ins Rollen kam, schaltete ich hoch und drückte das Gaspedal bis zum Anschlag durch. Es dau-

erte nicht lange, bis sich die Nadel des Tourenzählers in den roten Bereich gezittert hatte. Der Wagen kämpfte sich fortan mit dröhnendem Motor durch den australischen Busch, bis ich irgendwann auf einem Bergkamm in die Eisen stieg.

Der serpentinenartige Wüstenpfad, der von unserem Standort aus nach unten ins Tal führte, wurde urplötzlich so schmal wie ein Nadelöhr. Die Straße, oder wie immer man das auch nennen konnte, was mich näher zum Hauptquartier brachte, entwickelte sich dabei langsam mehr und mehr zu einem Schotterweg, der kaum breiter war als unser Jeep. Einen Steinwurf weit vor uns wurde der Weg dann auf der einen Seite von hoch aufragenden Felswänden begrenzt, während auf der anderen ein steil abfallender Abgrund gähnte, der sicherlich fünfhundert Yards, wenn nicht sogar mehr, nach unten führte.

Ein einziger Fahrfehler und meine Abenteuer in dieser verrückten Welt waren Geschichte.

Dementsprechend langsam kamen wir nun auch voran.

Doch irgendwann war auch dieser Weg zu Ende und wir gelangten ins Tal. Es war weit größer, als ich erwartet hatte. Es gab sogar Nebentäler und Canyons, die vom eigentlichen Tal abzweigten.

Ich stoppte den Jeep erneut.

Unwillkürlich piff ich leise durch die Zähne.

Umgeben von hoch aufragenden Bergen, deren rotes Felsgestein im Schein der hochstehenden Sonne Purpur leuchtete, erstreckte sich vor uns eine Landschaft, wie sie urweltlicher und unberührter nicht hätte sein können. Obwohl nirgends ein Lebewesen zu sehen war, vermeinte ich hier ein

Stück Erde zu erkennen, wie sie wohl kurz nach dem Urknall ausgesehen haben musste.

Wild und zerrissen, und obwohl das Land offensichtlich nur aus Sand, Steinen und sonnenverbranntem Gestrüpp zu bestehen schien, von einer geradezu einsamen Schönheit.

Der Gedanke, hier auf Dinosaurier oder Urweltmenschen zu stoßen, erschien mir mit einem Mal gar nicht mehr so abwegig.

Das Höllencamp

»Wir sind gleich da! Am besten lassen wir den Wagen irgendwo hier zwischen den Felsen stehen. Erstens reicht das Benzin nicht mehr allzu lange und zweitens erregen wir zu Fuß bedeutend weniger Aufmerksamkeit.«

Ich nickte, ließ den Jeep ausrollen und brachte das Fahrzeug schließlich zwischen zwei haushohen Felsen zum Stehen. Mit einem Tarnnetz, das Linda unter dem Beifahrersitz hervorzog, deckten wir den Wagen ab, schaufelten Sand dorthin, wo das Netz den Boden berührte, und drapierten das Ganze noch mit abgebrochenen Zweigen und Grasbüscheln.

Das Ergebnis konnte sich sehen lassen.

Der Wagen war jetzt selbst auf kürzeste Entfernung kaum noch zu entdecken. Linda wischte sich den Sand von den Händen und grünte mich an.

»Nicht schlecht, oder? Um den zu entdecken, muss man wahrscheinlich erst drüberstolpern.«

Ich musterte sie skeptisch und war gespannt, was als Nächstes folgte.

Langsam stieg ein leichtes Magenkrampfen in mir hoch, kein Wunder nach allem, was ich bisher in dieser verrückten Welt erlebt hatte. Glücklicherweise entpuppten sich die Antworten zu meinen fragenden Gedanken als ziemlich unspektakulär. Linda hauchte mir lediglich einen Kuss auf die Wange, versicherte sich erneut meiner Hilfe und erklärte mir in groben Zügen den Weg, der vor uns lag. Dann folgte ein zweiter, diesmal um vieles inniger Kuss.

War es Berechnung oder Leidenschaft?

Irgendwie war ich mir dabei nicht sicher, deshalb blockte ich weitere Zärtlichkeiten mit dem Hinweis auf unsere Situation vorerst ab.

Linda begann zu schmollen, aber nach einigem Hin und Her machten wir uns schließlich auf den Weg in jenes geheimnisvolle Hauptquartier, von dem sie immer wieder sprach.

Je näher wir dabei diesem imaginären Quartier kamen, desto unruhiger wurde ich.

Meine Handflächen wurden feucht und mein Herz begann mit jedem Schritt, den ich zurücklegte, immer heftiger zu pochen.

Ich war nervös wie ein Pennäler vor dem ersten Date.

Kein Wunder, schließlich trennte mich, sofern ich Lindas Worten Glauben schenken durfte, nur noch ein Fußmarsch von gerade mal einer Stunde von der Antwort auf all meine Fragen.

Was war hier geschehen?

Was oder wer in aller Welt hatte diesen Teil von Australien in ein Land verwandelt, in dem Dinosaurier, degenerierte Urmenschen und eine mit futuristischen Waffen versehene Söldnertruppe zum täglichen Straßenbild gehörten?

Wer waren die Männer hinter Linda, die aus ihr, einer toughen Ärztin, ein Nervenbündel gemacht hatten, das nur noch ein Ziel kannte: die Flucht aus dieser Welt.

Meine Nerven waren zum Zerreißen gespannt.

Die Antworten aber waren niederschmetternd.

Jedenfalls in dem Moment, als ich mit Linda um eine Felsenkehre bog und keine tausend Schritte vor mir das sogenannte Hauptlager entdeckte.

Ich weiß bis heute nicht genau, was ich damals erwartet hatte, es war jedenfalls nicht das, was ich zu sehen bekam.

Das sogenannte Hauptquartier entpuppte sich nämlich als ein einziges Dreckloch. Genauer betrachtet war es ein noch jämmerlicherer Ort als das Lager von Yalla und den Nayanos.

Eine Straße, die nichts anderes war als ein Stück staubige Wüstenpiste, die von unzähligen Fahrrippen durchzogen war, eine überschaubare Anzahl trostloser Hütten, die sich weit verstreut zwischen sonnenverbrannten Sträuchern duckten, und ein halbes Dutzend zerschlissener Armeezelte am nördlichen Ende des Camps, mehr war da nicht.

Mein Mienenspiel war offensichtlich ziemlich bescheuert, denn als ich Linda fragte, ob wir hier richtig waren, bedachte sie mich mit einem seltsamen Blick.

»Keine Angst, wir haben uns nicht verlaufen«, sagte sie und fügte, nachdem die Skepsis aus meinem Gesicht nicht

verschwinden wollte, hinzu: »Aber ich kann deine Fragen verstehen. Ehrlich gesagt gefällt mir dieses Camp hier genauso wenig wie dir, aber wir müssen nun mal hier durch, um zum eigentlichen Headquarter zu gelangen.«

»Dann bin ich ja beruhigt, trotzdem, was um alles in der Welt ist das hier?«

»Wir nennen es Hells Place.«

Einen Moment lang wusste ich nicht, was mich mehr beunruhigte.

Der Name des Camps, schließlich klang Hells Place alles andere als unverfänglich, oder aber die Tatsache, dass wir diesen Höllenplatz durchqueren mussten, um an unser Ziel zu kommen.

»Die Arbeit in der Zentrale ist mörderisch. Genauso wie der Druck, beinahe täglich ein Forschungsergebnis zu präsentieren, das die Zustimmung der Leitung findet«, erklärte Linda.

»Du arbeitest unter der Woche praktisch rund um die Uhr und hast keine Möglichkeit, dieses Lager zu verlassen, um abzuschalten. Deshalb hat man dieses Camp erschaffen, um sozusagen einer Art Lagerkoller vorzubeugen.«

Während sie weiterredete, strich sie mit einer allumfassenden Handbewegung über die Ansiedlung.

»Hier findest du alle Laster wieder, die jemals die Menschheit interessiert haben. Glücksspiel, Prostitution, Alkohol, Drogen oder fressen und saufen, bis du platzt.«

»Von wem stammt denn diese Idee?«, fragte ich verwundert.

»Von irgendeinem klugen Kopf aus der Zentrale. Leider ist die ganze Sache inzwischen aus dem Ruder gelaufen. Aus einer Art Freizeitpark ist inzwischen ein Ort geworden, an dem du an einem einzigen Vormittag sämtliche Gebote der Bibel brechen kannst, um danach mit leerem Geldbeutel oder durchschnittener Kehle in einer Seitengasse zu landen. Dieses Kaff hat nicht umsonst den Namen Höllenplatz.«

»Und warum existiert dieses Kaff noch? Ich meine, hier wird doch sonst alles eliminiert, was gewissen Leuten nicht in den Kram passt.«

»Weil dieser Ort trotz allem eine gewisse Funktion erfüllt. Wer hier die Nacht übersteht, schmeißt auch seinen Job nicht so einfach weg. Die Firma investiert schließlich Unsummen in die Aus- beziehungsweise Fortbildung eines jeden, der hier einen Kontrakt unterschrieben hat. Wer also hier versagt ...« Linda ließ den Rest offen.

Mir fiel spontan die Werbung einer bestimmten Marke von Pfefferminzbonbons ein ... Sie wissen schon: *Sind sie zu stark, bist du zu schwach.*

»Soll das also heißen, dass du planst, hier die Nacht zu verbringen?«

Linda zuckte die Achseln. »Uns bleibt nichts anders übrig. Wir sind zu spät dran, vor morgen früh gibt es keine Möglichkeit mehr, die eigentliche Zentrale zu betreten.«

Ich nickte und seufzte ergeben.

Das konnte ja heiter werden.

Nachdenklich folgte ich ihr durch den knöcheltiefen Staub

der Straße, bis wir vor einem lang gezogenen Holzbau haltmachten. Der Kasten hieß *Paradise Inn*, jedenfalls lautete so der Schriftzug, der sich über die ganze Vorderfront hinzog. Das Haus, wenn man es denn so bezeichnen konnte, hatte seine besseren Tage schon lange hinter sich. Der ganze Laden benötigte dringend einen neuen Anstrich und die Holzwände neue Bretter. Die alten waren zum Teil schon jämmerlich verbogen und durchgebrochen.

Ich folgte Lindas Beispiel, als sie sich den Staub der Straße aus den Kleidern klopfte, und betrat kurz darauf mit ihr das Hotel.

Die Eingangshalle war ziemlich düster und verlassen.

Linda stieß einen schrillen Pfiff aus und erhielt sofort Antwort aus dem Obergeschoss.

»Komme gleich«, tönte eine raue Stimme.

Augenblicke später wurde oben eine Tür ins Schloss gezogen und ein rothaariger Mann kam mit seltsam eckigen Bewegungen die Treppe herunter. Beiläufig registrierte ich, dass er beim Laufen sein rechtes Bein nachzog.

»Was wollt ihr denn hier?«, fragte er und musterte uns mit seltsamen Blicken.

»Ein Zimmer, was denn sonst«, entgegnete Linda. »Das hier ist doch ein Hotel, oder?«

Der Rothaarige nickte zögerlich.

»Das schon, es ist nur so, dass ich mich kaum noch erinnern kann, wann hier das letzte Mal eine Frau übernachtet hat. Es ist auf jeden Fall verdammt lang her.«

»Dann wird es Zeit, dass sich dieser Zustand wieder ändert.«

Der Hotelbesitzer legte den Kopf schief und verzog das Gesicht, als hätte er den Mund voller Regenwürmer.

»Das halte ich für keine so gute Idee.«

»Wieso?«

Noch mehr Regenwürmer.

Der Typ sah jetzt aus, als hätte er ein ganzes Fass davon verschluckt.

»In was für einer Welt lebt ihr eigentlich? Ihr überlebt in Hells Place keine zwei Stunden.«

»Ach was«, sagte er einen Moment später und machte eine abwertende Handbewegung, während er mich mitleidig musterte. »Wenn ich mir die Titten deiner Begleiterin so ansehe, gebe ich euch beiden keine zehn Minuten.«

Ich grinste und ließ den Mann einen Blick auf die Beretta werfen.

»Ich halte dagegen.«

Der Rothaarige schüttelte den Kopf und drehte sich um. Ich hatte Mühe, sein Gestammel zu verstehen.

»Macht doch meinetwegen, was ihr wollt. Ihr könnt Zimmer sieben im ersten Stock bekommen, sofern ihr euch das überhaupt leisten könnt. Die Bude kostet 50 Points die Nacht.«

»Kein Problem«, erwiderte Linda und zog eine Art Kreditkarte aus der Hosentasche. »Mein Guthaben beläuft sich derzeit auf knapp 200 000.«

Ich konnte weder mit dem Begriff Points etwas anfangen, noch mit dessen Wertstellung.

Aber dem Gesicht des Hotelbesitzers nach zu urteilen, war Linda mit ihrem Guthaben die wahrscheinlich reichste Frau

in dieser Welt.

Der Kerl begann nämlich zu dienen und buckeln und es hätte nicht viel gefehlt, und er hätte Linda die Füße geleckt.

Dass er es nicht tat, lag an den drei Typen, die bisher nebenan in den Besuchersesseln der Hotellobby teilnahmslos herumgelümmelt hatten.

Sie warteten, bis Linda und ich den ersten Fuß auf die Treppe gesetzt hatten, deren Stufen uns nach oben in unser Zimmer bringen sollten.

»Moment mal«, sagte einer von ihnen. »Ihr könnt hier nicht so einfach verschwinden, wir haben zu reden.«

»Ich wüsste nicht, über was«, entgegnete ich etwas ungehalten.

»Wir schon«, sagte der Sprecher, ein Glatzkopf mit Schultern wie ein Wandschrank und einem Gesicht, das eher Ähnlichkeit mit einem zerbombten Minenfeld hatte als mit einem menschlichen Antlitz.

Ich blieb auf der Treppe stehen, drehte mich um und starrte den Kerl herausfordernd an.

Als er sein Gesicht zu einem Lächeln verzog und dabei zwei Zahnreihen zeigte, die von Bleiplomben und Drahtverflechtungen durchzogen waren, legte ich instinktiv meine Rechte um die Beretta.

Ein mörderisches Trio

Ich konnte den Ärger förmlich spüren, obwohl ich diese Männer in meinem Leben noch nie gesehen hatte. Zum einen wirkten die drei Typen, die sich bisher im Hintergrund gehalten hatten, alles andere als vertrauenswürdig, und zum anderen war sowohl ihre Wortwahl als auch ihre Gestik geradezu auf Krawall gebürstet.

Der Größte von ihnen, ein Glatzkopf, dessen Gesicht von unzähligen Messernarben verunstaltet war, musterte Linda einen Moment lang in einer beinahe entwürdigenden Weise.

Dann schenkte er mir einen kurzen Blick und grinste. Dabei entblößte er sein schadhaftes Gebiss.

»Verpiss dich, ab jetzt übernehmen wir die Puppe!«

Ich schob Linda mit der Hand eine Stufe höher und betrachtete das Trio eingehender. Der glatzköpfige Riese schien der Anführer zu sein. Ich glaubte zu wissen, dass von ihm die meiste Gefahr ausging. Der Kerl zu seiner Rechten war ein dürres, schwindsüchtiges Männchen, das den Eindruck machte, schon umzufallen, wenn ich ihn nur anpustete, und der andere kam mir vor wie ein ausgemachter Idiot. Der Kerl grinste ständig, atmete durch den offenen Mund und sabberte. Außerdem schien er seine Nerven nicht im Griff zu haben, ständig zuckte es irgendwo in seinem Gesicht, er blinzelte oder aber er drehte den Kopf hin und her.

»Hast du Hühnermist in den Ohren?«, meldete sich Glatze wieder. Es klang wie das heisere Bellen eines Kampfhundes. »Ich habe dir doch gesagt, du sollst verschwinden. Was stehst du also noch herum und glotzt blöde durch die Gegend?«

Ich sagte nichts.

Durch meine langjährige Erfahrung wusste ich, dass bei solchen Typen Angriff die beste Verteidigung war. Ich nahm also die Strecke von den Treppenstufen bis zu ihm mit zwei großen Sätzen, baute mich vor dem Glatzkopf auf und trat ihm mit einem humorlosen Grinsen kraftvoll in die Kronjuwelen.

Seine Kinnlade klappte jäh herunter, seine Augen wurden so groß wie Spiegeleier und seine Gesichtshaut färbte sich aschgrau. Während er die Hände auf den Schritt seiner Hose presste, ging er mit einem Wimmern in die Knie. Ich machte einen Schritt zur Seite, drehte mich um und empfing den heranstürmenden Idioten mit einem Faustschlag.

Mein Hieb schleuderte ihn quer durch die Hotellobby. Er segelte förmlich durch den Raum. Sein Gesicht schrammte dabei über die ausgetretenen Holzdielen, als er mit ausgebreiteten Armen drei, vier Schritte auf dem Fußboden entlang rutschte.

Im selben Moment vernahm ich links von mir ein Geräusch, das ich nur allzu gut kannte.

Ich erstarrte.

Meine Kopfhaut zog sich zusammen.

Ich glaube, so reagiert jeder, in dessen unmittelbarer Nähe eine Schusswaffe gespannt wird.

Langsam und jede unvorsichtige Bewegung vermeidend, die den Kerl vielleicht dazu veranlassen konnte, den Abzug zu betätigen, drehte ich den Kopf.

Verdammt, so hatte ich mich noch nie geirrt.

Ich hatte mir immer eingebildet, ein großes Maß an Menschenkenntnis zu besitzen, aber diesmal lag ich voll daneben. Nicht der Glatzkopf war der Boss des Trios, er war lediglich der Lautsprecher. Der Dürre war der eigentliche Chef. Jener Mann, der oberflächlich betrachtet den Eindruck machte, jeden Moment an Schwindsucht zu sterben.

Nachdem ich seine beiden Freunde ausgeschaltet hatte, war davon überhaupt nichts zu erkennen. Im Gegenteil, die Art, wie er sein Schießseisen auf mich richtete, war die eines Profis. Ein Blick in sein Gesicht beseitigte meine letzten Zweifel.

Er war der Boss.

Sein Gesicht zeigte keinerlei Emotionen, seine Augen waren so klar und kalt wie ein Bergsee und die Waffe in seiner Hand ruckte nicht einen Millimeter. Ich wusste, auch ohne es gesehen zu haben, dass er sein Ziel nie verfehlte.

»Nicht schlecht«, sagte er und fügte, nachdem er den fragenden Blick in meinen Augen erkannt hatte, hinzu: »Ich meine die kleine Showeinlage. Aber ich muss dich enttäuschen. Damit hast du vielleicht meine Partner beeindruckt, aber nicht mich.«

Er musterte mich nachdenklich, während der Lauf seiner Waffe unverrückbar auf meinen Bauch gerichtet blieb.

»Woher kommst du?«

»Wie meinst du das?«

»Wenn du mir noch einmal mit einer Gegenfrage antwortest, schieße ich dir ein Loch ins Knie. Also noch mal, woher kommst du? Und lass dir ja nicht einfallen, mich anzulügen,

du bist nämlich nicht von hier. Kein Mann, der seine Sinne noch beisammenhat, kommt mit einer Frau wie der da in dieses Kaff.« Dabei deutete er mit vorgerecktem Kinn auf Linda, die immer noch auf der Treppe stand.

Fieberhaft suchte ich nach einer Antwort, die den Dürren zufriedenstellte, denn die Zeit wurde knapp. Während der Idiot inzwischen wieder neben ihm stand und mit weinerlicher Stimme berichtete, was ich ihm angetan hatte, kam auch der Glatzkopf langsam wieder auf die Beine. Seine Worte klangen allerdings weitaus bedrohlicher.

Mir die Scheiße aus dem Balg zu prügeln, war noch die netteste Formulierung.

»Wir sind aus der Zentrale«, sagte ich deshalb ins Blaue hinein. »Wir waren in der Wüste spazieren.«

»Spazieren?«, echote der Dürre ungläubig.

Ich nickte. »Ich weiß, das klingt komisch, aber wer weiß, wo wir arbeiten, wird uns verstehen. Abgedunkelte Büros, vergitterte Fenster, Klimaanlage und der ständige Druck, Ergebnisse vorzuweisen. Glaube mir, nach einer Woche sehnst du dich geradezu nach einem Fleckchen Erde unter freiem Himmel und wenn es nur Wüste wie hier ist.«

»Möglich, aber das erklärt noch immer nicht, was ihr hier zu suchen habt.« Die Stimme des Dürren klang inzwischen bedeutend einsichtiger.

Ich triumphierte innerlich. Sollte er meine Geschichte tatsächlich gefressen haben?

Ich gab ihm keine Zeit, sich ernsthafte Gedanken über meine Worte zu machen, sondern legte sofort nach.

»Du weißt doch, wie das ist. Eine laue Sommernacht,

Mondschein und eine hübsche Frau an deiner Seite. Wir haben einfach die Zeit vergessen, und als wir zurückkamen, war es zu spät. Wir können erst morgen wieder in die Zentrale zurückgehen.«

»Verstehe«, sagte der Dürre nach einem kurzen Blick auf Linda. »Wenn ich die Puppe hier vögeln könnte, würde ich auch die Zeit vergessen. Trotzdem solltest du einsehen, dass wir euch nicht so einfach davonkommen lassen können. Erst recht nicht, nachdem du meine Partner so misshandelt hast. Du bist uns also eine Kleinigkeit schuldig.«

»Was verstehst du unter einer Kleinigkeit?«

Das Grinsen des Dürren war diabolisch.

»100.000 Points!«

Obwohl ich immer noch nicht wusste, was es mit diesen Points auf sich hatte, wurde mir die Unverschämtheit seiner Forderung spätestens dann klar, als Linda hinter mir überrascht aufschrie.

»Nimm eine Null weg und wir können darüber reden.«

Der Dürre lachte und warf einen Blick auf seine Partner. Als ihm bewusst wurde, dass er einen Fehler gemacht hatte, war es zu spät.

Ich zog die Beretta aus der Tasche und richtete sie in die allgemeine Richtung seiner Leistengegend. Dabei grinste ich und spannte den Abzug.

»Wenn man eine Waffe auf jemanden richtet, sollte man sie auch benutzen. Wie du siehst, war es ein Fehler, nach deinen Partnern zu sehen.«

Während ich redete, hörte ich, dass eine andere Waffe neben mir gespannt wurde.

Der Dürre, er hieß Cartland, wie ich später erfuhr, lächelte zurück.

»Man sollte ein Lied nur pfeifen, wenn man die Töne kennt. Ich schätze, es ist besser für dich, wenn du mir jetzt deine Waffe gibst. Glatze schießt dir sonst mit seinem Ballermann den Schädel von den Schultern.«

»Das macht er wirklich.« Der Tonfall des Hotelbesitzers klang unverbindlich.

Ich drehte den Kopf gerade weit genug, um den Umriss der Taschenkanone zu sehen, die der kahlköpfige Riese auf mich gerichtet hatte. Dann wandte ich mich wieder Cartland zu und hob die Beretta etwas an.

»Weißt du«, sagte ich, »du denkst jetzt wahrscheinlich, dass die Waffe in der Hand von Glatze tödlicher ist als die in meiner Hand. Aber das stimmt nicht! Sie killen beide, nur mit dem Unterschied, dass meine zuerst losgehen wird.«

Schweiß glänzte auf der Stirn des Dürren.

Das hier war offensichtlich nicht sein Spiel. Er war es gewohnt, durch das Auftreten mit seinen Partnern oder dem Herumfuchteln ihrer Waffen das zu bekommen, was er wollte. Es war offensichtlich, dass ich der Erste war, der sich von diesem Trio nicht einschüchtern ließ.

Das gab ihm zu denken, ich konnte deutlich sehen, wie es hinter seiner Stirn zu arbeiten begann.

Ich nutzte sein Verhalten gnadenlos aus und warf mich nach vorne, prallte am Boden auf und wälzte mich herum.

Die Kanone von Glatze krachte, Holzsplitter wirbelten vom Boden auf und etwas glühend Heißes streifte meine rechte Wange. Ich blieb in Bewegung und antwortete mit

der Beretta. Die erste Kugel spaltete das Gesicht des Dürren, die zweite traf Glatze in den Bauch.

Der Riese schnaufte und ächzte, setzte sich auf den Hosenboden und versuchte seinen Schießprügel erneut auf mich zu richten.

Ich schoss, was die Beretta hergab, und jagte ihm das halbe Magazin in den Bauch.

Pulverdampf wehte in stinkenden Schwaden durch die Hotellobby. Für einen Moment wurde es totenstill, dann reagierte der letzte des Trios.

Mit einem Schrei, der nichts Menschliches mehr an sich hatte, stürzte er vorwärts.

Ich ließ den Idioten herankommen.

Als ich das Messer in seiner Hand sah, zog ich durch.

Ich weiß, dass viele meine Reaktion im Nachhinein als völlig überzogen betrachten, aber verdammt noch mal, es ging um mein Leben. Was ich getan hatte, diente einzig und allein dazu, Linda und mich überleben zu lassen. Außerdem war meine Handlungsweise weder heimtückisch, noch hinterhältig, meine Tat war offenkundig, die Männer hatten ihre faire Chance gehabt.

Das sah auch der Hotelbesitzer so, wenngleich es so klang, als versuchte er, aus der Situation heraus Kapital zu schlagen: »Wenn Sie wollen, kann ich dafür sorgen, dass vorläufig niemand von dieser Sache erfährt.«

»Wie viel?«

»Tausend Points?«

Ich sah zu Linda und sie nickte.

»Sie bekommen das Doppelte, wenn dieses vorläufig bis morgen Mittag gilt.«

Den Tod im Nacken

»Komm!«, flüsterte Linda, griff nach meiner Hand und zog mich in das Zimmer.

Bis auf einen wackligen Stuhl, einem Tisch und einer Waschschüssel aus Blech samt einer dazugehörigen Kanne bestand der ganze Raum nur aus einem riesigen Bett mit schmiedeeisernem Rahmen und durchgelegenen Strohmattzen.

Als ich hinter mir die Tür ins Schloss zog, ließ sich Linda mit einem erleichternden Seufzer rücklings auf das Bett fallen.

»Wir sollten von hier wieder verschwinden«, sagte ich.

Mit einem Ruck nahm Linda den Oberkörper wieder hoch und stützte sich mit den Händen auf der Decke ab.

»Warum das denn, ich denke, wir haben einen Deal mit dem Hotelbesitzer?«

Ich schüttelte energisch den Kopf. »Auf diese Vereinbarung gebe ich keinen Pfifferling. Ist dir das gierige Funkeln in seinen Augen nicht entgangen, als du ihm von deiner Karte die 2.000 Points überschrieben hast? Wer 2.000 nimmt, nimmt auch 3.000 oder 4.000. Nein Linda, ich traue dem Kerl nicht. Außerdem dürften die Schüsse nicht unbemerkt ge-

blieben sein. Wenn es stimmt, was du mir über dieses Camp erzählt hast, werden hier bald einige zwielichtige Gestalten herumstreifen und dumme Fragen stellen.«

Wie zur Bekräftigung meiner Worte hörte ich unten plötzlich eine Tür schlagen. Instinktiv trat ich ans Fenster und blickte nach draußen. Nicht, dass ich von Natur aus besonders neugierig bin, es war nur so, dass ich es für besser hielt, wenn ich möglichst über alles informiert war, was in diesem lausigen Kaff vor sich ging. Es war besser für mich, besser für Linda und vor allem besser für unser Überleben.

Dass ich mit meinen dunklen Vorahnungen richtig lag, zeigte mir kurz darauf jene Gestalt, die mit seltsam eckigen Bewegungen über den Hinterhof eilte und Sekunden später in einem Haus verschwand, das noch heruntergekommener aussah als das Hotel.

Die Gestalt war niemand anderes als der rothaarige Besitzer jenes Etablissements, in dem wir untergekommen waren.

Ich erzählte Linda von meinen Beobachtungen und fand mich keine fünf Minuten später mit ihr wieder in der Hotellobby. Von den drei Männern, die ich erledigt hatte, war nichts mehr zu sehen, nur einige dunkle Punkte auf dem Holzfußboden und der beißende Gestank von Pulverdampf, der noch in der Luft hing, erinnerten an das, was hier vor kurzer Zeit geschehen war.

Wir gingen zum Eingang, ich öffnete die Tür und sah, wie der Hotelbesitzer die Straße heraufkam. In der gleichen Sekunde drückte ich die Tür wieder ins Schloss. Nicht aus Angst vor dem hinkenden Eigentümer, sondern wegen der Begleitung, in der er sich befand.

Ich kannte diese Männer nicht, ich hatte sie noch nie in meinem Leben gesehen, trotzdem wusste ich sofort, um was für Männer es sich handelte. Es waren rohe, grobschlächtig wirkende Kerle in zerschlissener, schmutziger Kleidung, unrasiert und mit brutalen Gesichtern. Ich war erfahren genug, um die Bedrohung, die von diesen Männern ausging, erfassen zu können. Jeder von ihnen hielt ein schussbereites Gewehr in den Händen und trug im Gürtel außer einem Revolver noch ein Messer. Einer von ihnen hatte in einer Schlaufe auf der linken Seite noch ein Beil stecken.

Ich packte Linda hart am Arm, zog sie herum und eilte mit ihr im Schlepptau auf den Hintereingang zu.

»Aua, du tust mir weh!«, sagte sie entrüstet und wollte sich losreißen.

»Die vier Kerle, die der Hotelbesitzer mitbringt, werden dir gleich noch mehr wehtun. Die Bande ist bis an die Zähne bewaffnet. Wir müssen schleunigst verschwinden.«

Linda nickte.

Ohne ein einziges Wort zu sagen, folgte sie mir zum Hintereingang. Rasch überquerten wir den dunklen Hinterhof.

Als wir hörten, wie sie hinter uns die Hotellobby betraten, liefen wir unmerklich schneller. Als wir ihr Fluchen vernahmen und das Poltern von umgefallenen Möbelstücken, rannten wir.

Linda fiel hin.

Ich drehte mich um und half ihr wieder auf die Beine. In

der Ferne konnte man das Geschrei der Männer hören, die uns immer noch folgten.

Wir beide waren pausenlos gelaufen, seit wir das Hotel verlassen hatten, und hatten uns nie länger als fünf Minuten ausgeruht. Dennoch ließen sich unsere Verfolger nicht abschütteln.

Ich fluchte innerlich.

Hätte Linda nicht mit ihren 200.000 Points geprahlt, wäre uns wahrscheinlich so einiges erspart geblieben. Aber es war müßig, über hätte oder wäre zu lamentieren. Es war nun einmal so, dass sich fünf bewaffnete Männer auf unsere Spur gesetzt hatten. Diese Points waren, wie ich inzwischen von Linda erfahren hatte, so etwas wie die Währung in dieser verrückten Welt und ich kannte keinen Menschen, der bei dieser Summe nicht auf dumme Gedanken gekommen wäre, außer vielleicht Bill Gates oder den Sultan von Brunei.

Irgendwann blieb Linda stehen, beugte sich nach vorne und legte ihre Hände auf die Oberschenkel. Dabei schnaufte sie wie eine altersschwache Dampflokomotive. Ich konnte ihre Erschöpfung deutlich sehen, also gönnte ich ihr die kurze Pause.

Ich sah mich solange um.

Das steinige Wüstengelände um uns herum war voller Gräben, Schluchten und Felsspalten, die teilweise im Nichts zu enden schienen. Die Sonne stand hoch und brannte gnadenlos auf das Land hernieder. Es ging inzwischen auf Mittag zu und die Hitze staute sich bereits wie in einem Ofenrohr. Allmählich wurde das Atmen zur Qual, Schweiß brach uns aus allen Poren und die hohen Temperaturen raubten

Linda die letzten Kraftreserven.

Aber auch mir machte die Hitze zu schaffen. Ich lief längst nicht mehr so sicher und kraftvoll wie am Anfang unserer Flucht.

»Wo sind wir hier?«, fragte ich.

Linda zuckte mit den Achseln und starrte hilflos in der Gegend umher.

»Ich bin mir nicht sicher. Als wir das Hotel verlassen haben, sind wir einfach Richtung Westen gerannt. Dem Stand der Sonne nach zu urteilen befinden wir uns tatsächlich immer noch irgendwo westlich von Hells Place.«

In diesem Moment hörte ich leise Stimmen.

Ich sah nach hinten. Schweiß stand auf meiner Stirn. Ich wischte ihn ab und sagte: »Wir sollten besser weitergehen.«

Linda nickte, doch nach drei, vier Schritten taumelte sie erneut und ging in die Knie.

Ich fluchte, so hatten wir kaum noch eine Chance.

Plötzlich stutzte ich und sog prüfend die Luft ein.

»Riechst du das?«

»Dass wir nach Schweiß stinken?«

Ich schüttelte den Kopf und deutete mit dem Kinn nach links.

Linda zog sich an meinem Arm wieder auf die Füße und schnupperte jetzt ebenfalls.

»Rauch.«

»Genau, da hinten brennt irgendwo ein Feuer. Vielleicht bekommen wir dort Hilfe. Du weißt, dass wir in diesem Zustand nicht mehr viel weiter kommen. Wir müssen uns ausruhen und wieder Kraft sammeln, sonst wird das nichts mit

dem Plan, durch die Zentrale dieses Land zu verlassen.«

Linda nickte schwach und ich stützte sie, so gut es ging, während wir uns zum Ursprung des Feuers aufmachten. Wir taumelten regelrecht durch die Gegend, derweil die Stimmen unserer Verfolger von Minute zu Minute lauter wurden. Das Gelände wurde immer unübersichtlicher und es wurde mit jedem Schritt schwieriger, einen Weg zu finden. Da öffnete sich vor uns eine Senke, an deren nördlichsten Rand die Ruinen mehrerer Hütten standen.

Dort brannte auch das Feuer, um das eine alte, krummbeinige Frau herumtanzte und dabei eine Art Sprechgesang herunterleierte.

Als sie uns bemerkte, schrie sie auf und flüchtete in eine der am Feuer stehenden Hütten. Dabei schrie sie unentwegt.

»Wenn sie nicht bald damit aufhört, lockt sie unsere Verfolger noch an.«

»Wir sollten besser abhauen.«

»Können wir nicht«, sagte ich. »Du kommst in deinem Zustand keine zehn Yards mehr weit und auch ich bin allmählich am Ende meiner Kraft.«

Linda nickte und so taumelten wir auf die Hausruine zu, in die sich die Frau geflüchtet hatte, bis wir schließlich vor einer fadenscheinigen Decke standen, die offensichtlich als Tür diente. Ich zog die Decke beiseite und im gleichen Augenblick verstummte das Geschrei.

Unwillkürlich trat ich einen Schritt zurück.

Diese Frau war der hässlichste Mensch, sofern es sich hier tatsächlich um einen Menschen handelte, der mir jemals begegnet war.

Dieses Etwas, das genauso gut ein Ork hätte sein können, der aus Tolkiens Fantasiewelt den Weg in die Realität gefunden hatte, war nicht einmal mittelgroß. Der Schädel war fast quadratisch und das Gesicht eine Ausgeburt an Hässlichkeit. Die Nase glich einer riesigen, verfaulten Kartoffel, die schweineähnlichen Augen tränkten vereitert und auf den Wangen und dem Kinn thronten mindestens ein Dutzend Warzen, aus denen lange, drahtähnliche Haare wuchsen.

»Was wollt ihr hier?«

Als sie den Mund öffnete, schlug mir eine Atemwolke entgegen, die so faulig stank, als käme sie direkt aus einer Schweinehirsentoilette, die man seit einem halben Jahr nicht mehr gereinigt hatte, und nicht aus dem Mund von etwas Lebendigem.

Ihre Gesichtshaut sah aus wie eine verschimmelte Schüssel Spinat, und bei dem Gedanken daran, wie der Rest ihres Körpers wohl unter den schmierigen Lumpen ihrer Kleidung aussehen mochte, konnte ich ein Würgen fast nicht mehr unterdrücken. Ich war einiges gewohnt, aber jetzt fehlte nicht mehr viel und ich würde diesem Geschöpf vor die Füße kotzen. Dann lächelte sie auch noch, eine Geste, die ihr abstoßendes Aussehen noch um ein Vielfaches verstärkte.

»Ihr wollt doch der alten Hella nicht etwa einen Besuch abstatten? Das wäre natürlich ...«

»Meine Freundin hier ist erschöpft, sie braucht Ruhe«, unterbrach ich ihre Vermutungen.

Plötzlich trug uns der Wind die Stimmen unserer Verfolger heran.

Im gleichen Moment veränderte sich das Verhalten der

seltsamen Frau.

»Die Männer aus dem Camp sind hinter euch her, stimmt's?«

Einen Moment lang dachte ich daran zu lügen, aber Linda antwortete: »Ja!«

Die Alte legte den Kopf schief und fragte mit einer Direktheit, die mich sprachlos machte:

»Warum verfolgen sie euch? Habt ihr ihnen eure Brieftaschen gezeigt oder warst du nicht damit einverstanden, dass diese notgeilen Kerle ihre Schwänze in deine Freundin stecken?«

»Beides«, antwortete ich.

»Sie haben sich nicht verändert, diese Dreckskerle!« Das letzte Wort spuckte sie förmlich aus. »Nun, dann ist es wohl besser, wenn ich euch hier verstecke.«

Sie machte uns ein Zeichen, dass wir in die Hütte eintreten sollten, an deren Eingang wir noch immer standen.

Ich blickte mich zweifelnd um.

Wo zum Teufel sollten wir uns verbergen?

Die Hütte, die einmal aus Holz, Stroh und Lehmziegeln bestanden hatte, war doch nur eine einzige, von Weitem einsehbare Ruine. Lediglich die Grundmauern standen noch und ein Teil vom Dach war auch noch erhalten.

Aber wir hatten keine andere Wahl. Eine weitere Flucht war so gut wie aussichtslos, denn das Geschrei unserer Verfolger war inzwischen direkt hinter uns.

Die Alte, die Frau, oder was immer dieses Geschöpf auch sonst darstellen sollte, schien die Skepsis in meinen Augen zu erkennen. Mit einem Brüllen packte sie Linda und mich

an den Händen und zerrte uns in ihre Hütte.

Ich hielt den Atem an.

Nicht, weil der Gestank, der in der Hütte herrschte, mir die Luft nahm, sondern wegen des Brüllens. Das letzte Mal, als ich diese Laute hier in dieser Alptraumwelt vernommen hatte, waren sie nicht aus dem Mund einer alten, kleinwüchsigen Frau gekommen, sondern aus dem Rachen eines Tyrannosaurus Rex.

Enthüllungen

Mein Atem ging stoßweise und mein Kopf dröhnte wie eine der großen Glocken von Big Ben, wenn die Queen Geburtstag hat.

Während ich versuchte, mir Klarheit darüber zu verschaffen, was hier eigentlich vorging, bemühte ich mich krampfhaft, nicht auf die entsetzliche Alte zu starren, die uns in ihre Hütte gezerzt hatte.

Vergebens!

So sehr ich auch versuchte, meinen Blick von dem Unfassbaren abzuwenden, es misslang.

Glauben Sie mir, ich habe in meinem Leben schon Dinge zu sehen bekommen, die einen normalen Menschen an den Rand des Wahnsinns getrieben hätten, aber das, was ich jetzt beobachten konnte, ließ selbst mich an meinem Verstand zweifeln.

Die Alte war anscheinend gar keine Frau. Sie war auch kein Tier oder irgendein anderes Geschöpf, von dem ich

wusste, dass es auf der Erde lebte. Genaugenommen war sie etwas von allem.

Ein Monster, eine Kreatur, wie sie höchstens den Gedankengängen eines schizophrenen Bildhauers entsprungen sein konnte.

Innerhalb von Sekunden formte sich aus der kleinen, hässlichen und stinkenden Alten etwas, das selbst meine schlimmsten Albträume wie einen Kindergeburtstag erscheinen ließ.

Ihre schrille, geifernde Stimme verwandelte sich in ein urwelthaftes, wütendes Brüllen, das mein Trommelfell beinahe zum Platzen brachte. Gleichzeitig begann ihr Körper, genauer gesagt ihre Haut, aufzuplatzen wie eine überreife Melone.

Das, was ich bisher allenfalls in billigen Horrorfilmen zu sehen bekommen hatte, wurde plötzlich Realität.

Die Frau begann sich zu verwandeln, in ein Tier, ein Ungeheuer oder ein Alien, ich wusste es nicht, aber was ich sah, war entsetzlich.

Knochen und Fleisch ihres Körpers verformten sich zu etwas, das mich an eine Katze erinnerte, die von einem Auto überfahren war, und aus dem Kopf wurde der Schädel eines Wesens, das je zur Hälfte aus einem Schwein und aus einem Menschen zu bestehen schien. Das Maul glich allmählich einem Schlund mit Dutzenden nach innen gebogener Zähne und die Hände verwandelten sich in scharf geschliffene, fingerlange Hornklauen.

Oh mein Gott, oh mein Gott, oh mein Gott!

Ich konnte nicht glauben, was ich sah. Aber es war grauenhafte Realität. Jemand verwandelte sich direkt vor meinen

Augen in eine Tiergestalt.

Eine Sekunde lang zuckten Begriffe wie Lykanthropie durch meinen Schädel.

Aber nur für eine Sekunde, denn das hier war kein Werwolf, eine Vampirfledermaus oder eine sonstige weich gespülte Kreatur, die seit gut einem Jahr in Europa in Buch oder Filmform vielen weiblichen Teens ein feuchtes Höschchen bescherten, sondern ein brüllendes, geiferndes Ungeheuer, das nur auf drei Dinge aus war: Zerfetzen, Zerreißen und Fressen.

Beiläufig registrierte ich, wie unsere Verfolger hinter uns das primitive Lager stürmten.

Es sollte das Letzte sein, was sie in ihrem Leben noch vollbringen würden.

Die Alte, oder besser gesagt das Monster, das aus ihr geworden war, packte den ersten Mann, grub ihm ihre Krallen in den Brustkorb. Ich hörte Rippen brechen und den Mann in einer Art schreien, wie ich noch nie einen Mann hatte schreien hören.

Inzwischen hatte die Bestie den nächsten gepackt, hob das unglückselige Opfer in die Höhe und schleuderte es gegen die Hüttenwand. Dann setzte es nach und stieß ihm seine Krallenhand in den Leib. Als sich sah, wie seine Eingeweide mit einem blubbernden Geräusch aus dem Bauch hervorquollen, wandte ich mich ab und nahm Linda in den Arm, die sich schluchzend und zitternd an meine Brust geworfen hatte. Wir umarmten uns, während um uns das Inferno tobte. Eine völlig sinnlose Geste, aber im Nachhinein für mich doch irgendwie nachvollziehbar. Ich glaube, jeder Mensch

klammert sich an etwas, wenn er weiß, dass er diese Welt verlassen muss.

Ich schloss die Augen, um nicht mit ansehen zu müssen, was mit unseren anderen Verfolgern passierte, aber ich konnte es ahnen, als ich Knochen splintern hörte und plötzlich etwas Nasses in mein Gesicht klatschte. Ich leckte mir mit den Lippen über den Mund und wusste sofort, dass es Blut war.

Namenloses Grauen machte sich in meiner Magengrube breit.

Dann war der Spuk genauso schnell zu Ende, wie er begonnen hatte.

Um uns herrschte für eine Minute eine geradezu beängstigende Stille.

Genauso lang standen wir einfach da, Linda und ich und umarmten uns schweigend.

Wir ließen erst wieder voneinander ab, als die Stille von einem Laut durchbrochen wurde, der wie das Weinen eines kleinen Kindes klang.

Ich nahm den Arm von Linda, drehte mich um und erstarrte.

Das Weinen kam von der Alten.

Gekrümmt wie ein Fötus lag sie vor uns auf dem Boden und zitterte. Deutlich konnte ich sehen, wie sie sich wieder verwandelte. Die Krallenhände verschwanden und hinter dem Reptilienschädel zeichneten sich langsam wieder die Umrisse eines Menschen ab.

Ich hörte einen keuchenden Laut neben mir.

Linda war an meine Seite getreten. Sie sah aus, als wäre sie

drauf und dran, den Verstand zu verlieren. Ihr Mund formte kaum hörbare Worte.

»Oh mein Gott, das habe ich nicht gewollt. Wenn ich gewusst hätte, dass diese ... diese verdammten Schweine ...«

Sie schüttelte dabei ständig den Kopf, während Tränen ihren Blick verschleierten.

Inzwischen war die Verwandlung bei der Frau abgeschlossen. Vor mir lag wieder jene runzlige, kleine, stinkende alte Frau, deren Anblick mich unwillkürlich an eine Hexe denken ließ. Nichts hätte mehr daran erinnert, dass hier vor Sekunden noch ein Monster gewütet hatte, wären da nicht die zerfetzten Körper, die abgerissenen Gliedmaßen und dieser See aus Blut gewesen.

Es war inzwischen später Nachmittag.

Die Alte kauerte immer noch am Boden. Sie lag da wie tot, und wenn ihre regelmäßigen Atemzüge nicht gewesen wären, hätte ich das auch gedacht. Linda sagte mir, sie glaube, dass so eine Verwandlung soviel Kraft kostete, dass sie daran sterben konnte. Ich fragte mich, wie groß ihr Hass auf die Männer aus dem Höllencamp und damit auch indirekt auf die Zentrale der Weißen wohl sein musste, wenn sie ihr Leben riskierte, um zwei Fremde vor ihnen zu beschützen.

Mein Gott, was hatte man dieser alten Frau angetan?

Ich drehte den Kopf. Linda und ich hielten uns immer noch in der Nähe der Hütte auf. Zwar nicht direkt in ihr, der widerlich süßliche Gestank von Blut, Exkrementen und to-

tem Fleisch war inzwischen kaum noch auszuhalten, aber immerhin doch so nahe, das wir die Ruine sehen konnten, wenn wir uns umgedreht hätten.

Aber das wollte keiner von uns, denn dann hätte uns der Wind eben diesen Gestank wieder in die Nasen geweht.

Warum wir, nach dem, was passiert war, nicht weiterliefen, lag an Linda, genauer gesagt an ihren Worten.

Das Geschehene hatte sie so mitgenommen, dass sie nicht länger schweigen konnte.

Ich erfuhr endlich, wenn auch zunächst nur bruchstückhaft, was es mit dieser verrückten Welt auf sich hatte. Auch wenn die Informationen zunächst nur spärlich waren, mit ein bisschen Fantasie und einer Portion gesundem Menschenverstand versehen ging inzwischen sogar mir auf, was für eine Schweinerei hier am Laufen war.

Mir wurde fast schwarz vor Augen, während ich Lindas Enthüllungen lauschte.

Es dauerte noch einige Zeit, bis ich die Sache in ihrer ganzen Tragweite verarbeitet hatte, aber dann hatte ich plötzlich tausend Fragen.

»Du willst also damit andeuten, dass sogar die Regierung von dieser Scheiße hier weiß?«

Linda nickte und mir wurde schlecht, als ich langsam den Sinn ihrer Aussage begriff.

»Okay«, sagte ich. »Dann lass mich das Ganze einmal mit meinen Worten ausdrücken und bitte, korrigiere mich, wenn ich irgendetwas Falsches sage oder mit meinen Vermutungen daneben liege.«

Linda hob den Kopf und starrte mir in die Augen, dann

legte ich los.

»Es gibt da draußen also einen Klub von reichen Säcken, der seit einigen Jahren an Europas Universitäten sowohl die besten Absolventen wissenschaftlicher Fächer als auch deren Professoren mit ungeheuren Summen lockt, damit sie in ihre Dienste treten. Soweit in Ordnung, aber was ich nicht verstehe, ist, wenn diese Typen so reich sind, warum dehnen sie ihre Suche nicht auf die gesamte Welt aus? Ich meine, in Amerika oder Asien läuft schließlich auch einiges an Kapazitäten herum.«

Linda lächelte, aber es wirkte irgendwie aufgesetzt.

»Sie beschränken sich auf Europa, weil hier Weicheier in den Regierungen sitzen. Wenn sie das, was sie hier abziehen, in China, Russland oder Amerika versuchten, hätten sie sofort die Geheimdienste oder das Militär am Hals.«

Ich konnte mich der Stimmigkeit dieser Antwort nicht ganz entziehen.

Wenn ich die wirtschaftlichen und militärischen Krisen der letzten Zeit Revue passieren ließ, kam mir die EU tatsächlich wie ein zahnloser Tiger vor. Wenn wirklich eigene Interessen auf dem Spiel standen, reagierten Putin und Co tatsächlich wesentlich aggressiver als die Herrenrunde aus Brüssel.

»Okay, weiter im Text. Wer also bei diesem Klub einsteigt, verdient zwar ein Schweinegeld, aber dafür ist man dann ein toter Mann, wenn man wieder aussteigen will.«

»So kannst du das nicht sehen.«

„Ach ja, und was war mit Nilson, dem schwedischen Anthropologen, oder Sandolo, dem Archäologen aus Italien, von denen du mir erzählt hast? Sind die beiden nicht auf et-

was seltsame Weise aus dem Leben geschieden?»

»Sie kannten das Risiko, als sie versuchten, sich an die Öffentlichkeit zu wenden. Die Verträge setzen lebenslanges Stillschweigen voraus, was anhand der gezahlten Gelder aber auch zu verstehen ist.«

»Tolle Verträge«, sagte ich und es klang mehr als nur zynisch. »Und warum willst du jetzt aussteigen? Immerhin bist du doch auch schon seit zwei Jahren dabei, wie du mir gesagt hast.«

Linda deutete nach hinten, auf die Hütte und das Geschöpf, das darin hauste.

»Ich sollte an Genversuchen teilnehmen, die das Ausmerzen von Krankheiten wie Krebs, Aids oder Alzheimer als Ziel hatten. Zunächst experimentierten wir nur mit Tieren, aber irgendwann munkelte man auch von Menschenversuchen.«

»Das erklärt aber immer noch nicht, warum du nicht schon längst abgehauen bist, wenn du so etwas angeblich nicht mit deinem Gewissen vereinbaren kannst?«

Linda sah mich traurig an.

Nachdem ich ihre Antwort, besser gesagt, die Summe gehört hatte, konnte ich sie sogar irgendwie verstehen. Jetzt mit ihr über Moral, Ethik oder andere Dinge zu diskutieren, war müßig, da ich nicht wusste, wie ich mich an ihrer Stelle verhalten hätte. In einer Welt, die nicht mehr von Menschlichkeit, sondern nur noch von Skrupellosigkeit, Geld und Macht geleitet wird, ist es schwer, über das Verhalten eines Durchschnittsbürgers zu urteilen, der plötzlich die Möglichkeit bekommt, binnen kürzester Zeit Millionen zu verdie-

nen.

Eine böse Überraschung

Am Anfang waren sie siebzehn, neun Männer, acht Frauen.

Die besten Studienabgänger, Wissenschaftler und Professoren Europas, eine handverlesene Elite. Unter der Schirmherrschaft eines weltweiten Konsortiums an finanzstarken Größen aus Wirtschaft, Politik und Medien sollten sie in der menschenleeren Weite des Australischen Outbacks in aller Ruhe ein Projekt verwirklichen, das die Welt revolutionieren konnte. Palinginese, so der Name des Projekts, hatte die höchsten humanitären Ziele, die man sich denken konnte. Es ging um nichts Geringeres, als Krankheiten wie Krebs und Alzheimer endlich zu besiegen, und die Mittel, die sie dabei zur Verfügung hatten, schienen unbegrenzt.

Das war vor drei Jahren, soviel hatte ich inzwischen mitbekommen.

Aber dann war der Tag X gekommen und mit ihm die Menschenversuche, und plötzlich entpuppte sich die Abgeschiedenheit von Down Under als eine Zone, die man lebend nicht verlassen konnte.

Ich musste an mich halten, als Linda von Gerüchten erzählte, wonach schwangeren Frauen ein Tierfötus eingepflanzt wurde und Schweinen und Affen im Gegenzug dazu menschliche.

Ich verspürte einen bitteren Geschmack im Mund.

Irgendetwas musste geschehen sein, dass aus einem für die Menschheit derart wichtigen Projekt plötzlich eine Versuchsreihe wurde, die plötzlich an jene vergangenen schlimmen Experimente erinnerten, die jahrelang in einem Land passierten, über dem zu dieser Zeit die Fahne mit dem Hakenkreuz wehte.

Aber was?

Eigentlich war es meine Pflicht, diese Schweinerei bis ins letzte Detail hinein aufzuklären, aber ich tat es nicht.

Es interessierte mich nicht.

Ich weiß, das klingt in den Ohren der meisten jetzt kalt und menschenverachtend, aber es ging mir tatsächlich am Arsch vorbei.

Jedenfalls zu diesem Zeitpunkt und in meiner damaligen Situation.

Ich wollte nicht weniger und nicht mehr als überleben.

Ich wollte nur raus aus dieser verrückten Palinginesezone und es kann mir keiner erzählen, dass jemand anderes an meiner Stelle nicht genauso gehandelt hätte. Es gibt in dieser dreckigen Welt keine Helden mehr, die sich für lau und Vaterland in Stücke hacken lassen, jedenfalls kenne ich keinen.

Ich packte Linda an der Schulter und zog sie hoch. Wohl härter, als ich es wollte, denn sie verzog ihr Gesicht zu einer schmerzhaften Grimasse. Meine Hand zuckte zurück, als hätte ich mich an einer glühenden Herdplatte verbrannt und ich versuchte, mich mit einem Lächeln zu entschuldigen.

»Sorry, wenn ich ein bisschen zu grob gewesen sein sollte, aber allmählich wird mir das hier alles zu viel. Ich will nur noch eins, raus aus dieser verdammten Area. Was meinst

du, schaffen wir das?«

Linda schaute hoch, sah mich an und sagte nur: »Komm mit.«

»Hier entlang«, ächzte Linda.

Ich folgte ihr mit einem Fluch, weil ich mir mal wieder in der Dämmerung an irgendeinem Felsen den Fuß angeschlagen hatte, humpelte einen Moment und schickte dann dem ersten Fluch noch eine Handvoll anderer nach.

Was zum Teufel hatte Linda vor?

Es war noch gar nicht so lange her, da hatten sich vor uns am Horizont noch die Umrisse des imaginären Headquarters abgezeichnet. Diese Stadt der weißen Männer, die für uns das Tor zur Freiheit sein sollte. Aber statt auf direktem Weg darauf zu zugehen, schlug Linda plötzlich Haken wie ein Hase und führte mich kreuz und quer durch die Pampa.

Im Moment kletterten wir einen knapp hundert Yard abfallenden Abhang hinunter, der aus nichts anderem zu bestehen schien als aus Sand, Staub und Felsen, die unbedingt die Bekanntschaft mit meinen Schienbeinen machen wollten, und Büschen, deren Fingernagel große Dornen scheinbar geradezu darauf warteten, sich in meine Haut zu bohren.

Ich sah langsam aus, als hätte ich die Nacht in einem Käfig mit einer Raubkatze verbracht, so verschrammt und zerkratzt war ich.

»Verdammt Scheiße, kannst du mir verraten, wo wir eigentlich hingehen?«, polterte ich ungehalten, als wieder ein-

mal ein Pflanzenstachel den Weg in die Haut von meinem Oberarm gefunden hatte.

»Ins Hauptquartier, wohin denn sonst?«

Ich blieb abrupt stehen und sah sie konsterniert an. »Willst du mich verarschen?« Ich deutete den Abhang hoch gen Süden. »Das Headquarter liegt dahinten. Du hast zu mir gesagt, dass es ein Leichtes sein wird, da hineinzukommen. Also was zum Teufel machen wir hier?«

»Ich habe es mir anders überlegt.«

»Ich fass es nicht«, erwiderte ich. Allmählich wurde ich sauer. »Und was bitte hat dich dazu bewegt, unseren ursprünglichen Plan so einfach über den Haufen zu schmeißen? Weibliche Intuition etwa? Sei mir bitte nicht böse, aber mein Arsch hängt in dieser Sache genauso in der Schlinge wie deiner, es wäre deshalb nett, wenn du mich ab und zu einmal an deinen Gedankengängen teilhaben lassen würdest. «

»Ich habe mir gedacht, dass es vielleicht doch besser ist, wenn wir unerkant ins Headquarter gelangen. Der Teufel ist ein Eichhörnchen und gerade hier in der Zentrale gibt es ein paar Typen, bei denen man auf alles gefasst sein muss.«

»An wen denkst du?«, fragte ich, obwohl ich die Antwort bereits kannte.

»Pasquale, den Franzosen«, sagte sie leise.

»Okay, aber wie stellst du dir vor, soll es weitergehen?«

Linda lächelte humorlos und deutete nach unten. »Wir nehmen diesen Weg. Hier kommen wir auch in die Zentrale, wenn auch von hinten.«

Eine halbe Stunde später wusste ich, was sie damit gemeint hatte.

Wir kamen tatsächlich von hinten in das Hauptquartier, nämlich von ganz hinten.

Genauer gesagt krochen wir der Zentrale bildlich gesehen in den Arsch.

»Was ist das?«, fragte ich, als wir vor einer Röhre standen, die etwa drei Yard breit war und deren Ende kaum mehr als handhoch vom Boden aus einem Felsen ragte.

Linda deutete hinein. »Der Zugang zur Zentrale.«

Ich beugte mich vor und streckte meinen Kopf in die Röhre.

Es fehlte nicht viel und ich hätte gekotzt. Erst recht, als meine Hände am Rand der Röhre in eine undefinierbare, dunkle, teigige Masse griffen, die roch, als hätte ich voll in die Scheiße gegriffen.

Der Griff ins Klo, ein Wortspiel, das mir im nächsten Moment das Grinsen im Gesicht gefrieren ließ. Denn inzwischen hatte ich endgültig realisiert, dass ich tatsächlich Scheiße an den Händen hatte. Wir standen genau vor dem Ende jenes Rohrs, das an dieser Stelle den Inhalt der gesamten Abwasserkanalisation der Zentrale in den Wüstensand versickern ließ.

»Das ist nicht dein Ernst«, würgte ich hervor.

»Was ist dir lieber? Durch Scheiße waten wie ein Kanalarbeiter in London oder eine Kugel im Kopf?«

Ich schluckte.

Im gleichen Moment begann ich zum ersten Mal, meine Meinung über das sogenannte schwache Geschlecht zu überdenken. Während ich noch zögerte und mich zierte wie eine Pussy, trat Linda vor, stieg in die Röhre und lief hinein.

»Ich weiß nicht, irgendwie gefällt mir das nicht«, sagte ich.

»Mach dir keine Sorgen«, erwiderte Linda, die inzwischen mindestens schon zehn Schritte tief in die Röhre vorgedrungen war. Ihre Stimme klang irgendwie blechern, so als würde sie in einen Eimer hineinsprechen.

»Die Brühe ist im Moment nicht einmal knöchelhoch und außerdem ist die Röhre beleuchtet. Du siehst also, wenn ein besonders dickes Ding auf dich zukommt, und kannst ausweichen.«

»Das ist irgendwie krank, ich hoffe, du bist dir darüber im Klaren?«, murrte ich voller Ekel.

Linda antwortete nicht, sondern stapfte weiter.

Ich brummte etwas, das ich aus Gründen des Anstandes lieber nicht wiederhole, und folgte ihr. Der Marsch durch den Abwasserkanal entpuppte sich, je weiter ich kam, in die wohl ekligste Angelegenheit, in die ich jemals geraten war.

Bereits nach zwanzig Yard wusste ich nicht, was schlimmer war. Der Gestank, der mir schier den Atem raubte, die toten Ratten oder diese Dinger, wenn Sie wissen, was ich meine, die bei jedem zweiten Schritt meine Füße umspülten.

Ich weiß es bis heute nicht, aber das ich dennoch weiterlief, zeigte mir wieder einmal auf, zu was der Mensch in Extremsituationen alles fähig ist.

Mechanisch stapfte ich hinter Linda drein, versuchte dabei alles auszublenden, was mich irgendwie wieder zum Um-

drehen bewegen konnte, und konzentrierte mich nur noch auf das Laufen. Ich unterdrückte den aufsteigenden Brechreiz, schob Gedanken wie Ekel oder die Angst vor dem, was noch kommen würde, beiseite, senkte den Kopf und begann, wie eine Maschine einen Fuß vor den anderen zu setzen.

Linda hatte sich entweder total verschätzt oder wir kamen bei Weitem nicht so schnell voran, wie sie gedacht hatte. Nach gefühlten zwei Stunden, nach denen sie angenommen hatte, dass wir aus der Kanalisation heraus waren, war immer noch keine Treppe oder ein andersgearteter Ausstieg zu sehen.

Das einzig Gute bisher war, das wir tatsächlich unentdeckt geblieben waren. Nicht gerade berauschend, zudem hatte ich Hunger und bekam allmählich auch Durst, auch wenn es mir gelang, dieses Gefühl beim Waten durch die Scheiße immer wieder zu verdrängen. Aber ich wusste, dass es nicht mehr lange dauern würde, bis der Körper trotz allem sein Recht forderte.

»Da!«, rief Linda plötzlich und zeigte aufgeregt auf eine Metallleiter, die nach oben führte.

Na, das ist doch endlich einmal eine angenehme Überraschung, dachte ich noch, als Linda ihren Fuß auf die erste Sprosse der Leiter stellte.

Ein schriller Laut voll abgrundtiefer Bosheit ließ mich zusammensucken.

Ich hob den Kopf und sah etwa einen Steinwurf voraus ein

schattenhaftes Wesen, das unvermittelt aus der Dreckbrühe auftauchte, um sogleich darin wieder zu verschwinden. Ich wusste nicht, wer oder was das war, ich wusste nur eines: Dieses Etwas schien nur aus einem Maul mit nadelspitzen Zähnen zu bestehen und kam, wenn ich das Aufwirbeln der Brühe betrachtete, rasend schnell auf uns zu.

Aus und vorbei

»Klettere die Leiter hoch!«, brüllte ich Linda zu. »Um Gottes willen, klettere endlich die Leiter hoch.«

Es war die einzige Möglichkeit, die uns noch blieb.

Hinter uns lag absolute Dunkelheit und vor uns schraubte sich etwas aus der dunklen Brühe des Abwasserkanals in die Höhe, dessen Anblick nicht nur mich in Panik versetzte.

Eine schlammbraune Albtraumgestalt, die ihren Schädel mit weit geöffneten Kiefern nach vorne schob.

Unsere einzige Chance war die Leiter.

Man hatte sie bestimmt nicht zum Spaß an dieser Stelle angebracht. An ihrem Ende musste es einen Ausgang geben, durch den wir entkommen konnten.

Angetrieben von nackter Angst hangelten wir uns wie die Affen an dem Stahlgelenker hoch.

Dabei warf ich immer wieder einen Blick über die Schultern und beobachtete das Ungeheuer. Die Bestie bestand aus einem beinahe zehn Fuß langen, schlangengleichen Körper, an dessen oberem Ende ein melonengroßer Schädel prangte, der nur aus einem klaffenden Rachen und zahllosen Reihen

nadelspitzer Zähne zu bestehen schien.

Einen entsetzlichen Augenblick lang verharrte das Monster beinahe regungslos und musterte uns aus riesigen Augen, gleich denen eines schlitzäugigen Asiaten, nur tausendmal größer.

Aber nur für einen Augenblick, denn bereits eine Sekunde später zuckte der Kopf nach vorne und schnappte mit seinem riesigen Maul nach uns.

Glücklicherweise ging der Angriff ins Leere.

Mit fliegenden Fingern hangelten wir uns nach oben, wo im trüben Licht des Abwasserkanals eine Art Schachtdeckel zu erkennen war, eine ovale, eiserne Platte, die aus den unterirdischen Katakomben heraus in die Freiheit zu führen schien.

Aber meine Erleichterung, dem Biest zu entkommen, währte nur den Bruchteil einer Sekunde, denn oben, am Ende der Leiter war Endstation.

Linda begann, halb wahnsinnig vor Angst, lauthals zu brüllen.

Ich dachte, mein Herz bleibt stehen, als ich ihren verzweifelten Schreien entnehmen konnte, dass der Schachtdeckel über uns verschlossen war.

Mein Kopf ruckte nach unten, während ich auf die Bestie starrte. Kalter Schweiß lag auf meiner Stirn, das Blut rauschte in meinen Ohren und meine Handflächen waren feucht wie die eines Pennälers vor dem ersten Date.

Noch nie in meinem Leben hatte ich mich derart hilflos gefühlt. Aber das Schicksal meinte es gut mit uns. Geduld war anscheinend etwas, das dem Untier fremd erschien.

Ein Blick nach unten zeigte mir, wie das Monster bereits nach dem ersten fehlgeschlagenen Angriff den Schädel zurückzog, kreischte und wieder in der dunklen Abwasserbrühe verschwand, als hätte es nie existiert.

Inzwischen stand ich neben Linda auf der letzten Sprosse der Leiter.

Sie starrte mich an, deutete nach oben und zuckte hilflos mit den Schultern.

Meine Hände legten sich auf den Schachtdeckel, der uns den Weg in die Freiheit versperrte.

Das verrostete Ding bewegte sich keinen Zentimeter.

Mit wilder Wut zerrte und rüttelte ich an dem Deckel. Dicke Schweißperlen glänzten auf meiner Stirn. Das verdammte Ding schien festgewachsen zu sein.

Meine Gedanken rasten.

Es konnte nicht sein, dass unser Weg hier zu Ende war.

Unbändige Wut erfüllte mich, während ich Linda ein Stück tiefer schickte. Ich verschaffte mir danach einen ausreichenden Stand auf der letzten Sprosse und drückte dann mit aller Kraft, zu der ich noch fähig war, mit der Schulter gegen den Schachtdeckel.

Aber der Scheißdeckel bewegte sich tatsächlich keinen Millimeter.

Ich war jetzt kurz davor, zu explodieren.

Ich weiß heute noch nicht, woher ich damals die Energie nahm, solange dagegen zu drücken, bis sich das Ding irgendwann tatsächlich bewegte. Aber es gelang mir, irgendwann gab die rostige Einfassung mit einem schnarrenden Knarren schließlich doch nach.

Ich stemmte meine Hände gegen den Metalldeckel, schob ihn zur Seite und kletterte aus dem Schacht. Als ich mich aufrichtete, hatte ich Mühe, nicht laut aufzuschreien.

Vor mir lag ein langer, breiter Gang, dessen Ende sich im Dämmerlicht, das hier vorherrschte, irgendwo in der Ferne verlor.

Seine Ausdehnung ließ mich unwillkürlich eher an eine schmale Straße als an einen Hausgang denken. Der Boden bestand aus einer Art Laminat und die Wände waren alle zwei, drei Schritte weit mit futuristisch wirkenden Lampen bestückt, welche die Umgebung in ein seltsames elfenbeinfarbenes Licht tauchten. In der Luft hing ein Surren, das mich an eine altersschwache Klimaanlage erinnerte, und aus irgendwelchen imaginären Lautsprechern bellte eine emotionslose Stimme im Sekundentakt irgendwelche Anweisungen.

Die Stimme klang, als käme sie vom Band, und ihre Worte ergaben alles andere als einen Sinn.

»Bravo Charly bitte 18, Bravo Charly die 18.«

Dann nach einer kurzen Unterbrechung und: »Tango Foxtrott 17, Yankee Zulu sofort die 4.«

»Das sind Kürzel der einzelnen Wissenschaftler und die Zahlen die Apparate, die sie anrufen sollen«, erklärte mir Linda auf meine fragenden Blicke hin.

»Namen werden hier nicht genannt, hier geht alles steril und unpersönlich zu. Ab hier bist du keine Person mehr, sondern nur noch eine Nummer, die zu funktionieren hat.«

»Schön, aber wie geht es jetzt weiter?«

»Wenn wir hier weitergehen, müssten wir nach circa einer halben Meile auf eines unserer Großraumlager stoßen und gleich dahinter auf die Quartiere meiner Kollegen. Wenn ich mich nicht irre, liegt irgendwo da vorne auch meine Unterkunft.«

Ich rollte die Augen.

Was für einen Riesenkomplex hatte diese Interessengruppe hier am äußersten Ende von Australien um Gottes willen aus dem Boden gestampft, wenn sich alleine schon ein unbedeutender Gang über eine Entfernung hin erstreckte, die scheinbar länger als eine halbe Meile war?

Ich sollte es schneller erfahren, als mir lieb war, auch wenn bis dahin noch einige Stunden vergehen sollten. Zunächst packte mich Linda jedenfalls an der Hand und rannte mit mir den halbdunklen Gang entlang.

Die Lautsprecherdurchsagen erfolgten dabei in immer kürzer werdenden Abständen und wurden gleichzeitig zunehmend lauter.

»Den Nummern nach ruft man die Leiter einiger Labore zu einer Konferenz zusammen. Anscheinend stehen wichtige Experimente kurz vor dem Abschluss.«

»Was sind das für Leiter, ich meine, für was sind diese Leute verantwortlich?«, wollte ich wissen.

»Einstellige Nummern bekommen nur Wissenschaftler, die bei ihren Forschungen hauptsächlich Experimente an Menschen durchführen«, erwiderte Linda nach einigem Zögern. »Ich weiß, wie du über diese Dinge denkst«, schob Linda sofort nach, als sie in mein düsteres Gesicht blickte. »Aber uns

hätte nichts Besseres passieren können. Solche Zusammenkünfte unterliegen der höchsten Sicherheitsstufe, das heißt, dass die Konferenz hermetisch abgeschottet wird und wir deshalb kaum noch auf irgendwelche Wachposten treffen werden.«

Ich nickte, während Linda immer schneller wurde.

»Wir sind fast am Ziel«, japste Linda nach einer Viertelstunde Rennen, Treppen steigen und Aufzug fahren. »Dort vorne befindet sich der Flugzeughangar, von dem aus wir diese verdammte Area endlich verlassen können.«

»Auf was warten wir dann noch?«

Linda sagte nichts und zog stattdessen das Tempo noch einmal an. Während ich ihr folgte, musste ich eingestehen, dass sie recht behalten hatte. Auf unserem Weg dahin war uns nicht ein Wachposten entgegengetreten.

Als wir das Ziel unserer Flucht schließlich erreicht hatten, war ich doch ein bisschen enttäuscht. Nach all dem Hightech, den man in das Hauptquartier investiert hatte, nahm sich der Flughafen geradezu schäbig aus. Streng genommen verdiente er diesen Namen nicht einmal. Eine holprige Buckelpiste, auf der ich nicht einmal mit einem BMX-Rad fahren wollte, ein windschiefer Tower und ein Hangar, der nichts anderes war als eine übergroße Wellblechhütte, waren alles, was Linda als Flughafen bezeichnete.

Außer einer viersitzigen Cessna sah hier alles nach Zerfall

und Moder aus.

»Als ich das letzte Mal so einen Hangar betrat, erledigte ich gerade einen Job in Timbuktu. Das war so kurz nach der Steinzeit«, sagte ich spöttisch.

Linda machte eine ärgerliche Geste.

»Wie lustig. Hast wohl gerade einen Clown gefrühstückt?«

Dann steuerte sie die viersitzige Sportmaschine an, öffnete die Tür und kletterte auf den Pilotensitz. Ich folgte ihr, ließ mich in den Sitz daneben fallen, plusterte die Backen auf und atmete zischend aus.

Geschafft, dachte ich.

In Gedanken war ich bereits wieder in England und sah mich im Geiste vor einer Meute sensationsgieriger Journalisten eine Pressekonferenz abgeben, die mich zum berühmtesten Mann der westlichen Welt machte.

Wie gesagt in Gedanken, in Wahrheit stierte ich auf Linda, die ein Gesicht machte, als ob alles Unglück der Welt plötzlich über uns gekommen war.

Irgendetwas war hier nicht in Ordnung, sagte eine innere Stimme plötzlich zu mir.

Dass etwas ganz und gar nicht in Ordnung war, registrierte ich erst, als sich von hinten ein muskulöser Arm um meinen Hals schlang und meinen Kopf zurückriss.

Bevor ich protestieren konnte, drückte jemand eine Messerklinge so fest gegen meine Kehle, dass ich spürte, wie das Blut an meinem Hals hinablief.

»Ein Mucks und du bist tot!«, flüsterte mir eine Stimme ins Ohr.

Aus und vorbei, durchzuckte es mich.

Hinter mir stand niemand anderer als der Franzose.

Sein Gesicht war eine bösertige Fratze, in der sich in diesem Moment Genugtuung, Arroganz und alle Gehässigkeit dieser Welt gleichermaßen widerspiegelten.

Der Franzose

Die Aufforderung des Franzosen war so unmissverständlich wie seine Messerklinge an meiner Kehle. Das Teil war so scharf, das bereits der Hauch einer Berührung Blut fließen ließ. Da ich nicht die Absicht hatte, noch mehr von meinem kostbaren Lebenssaft zu verlieren, blieb ich stocksteif in der Flugzeugkanzel sitzen und hütete mich, auch nur die geringste Bewegung zu machen.

Sekundenlang kam ich mir vor wie ein Mitglied der royalen Garde.

Sie wissen schon, diese Burschen mit den Bärenfellmützen und den roten Uniformjacken, die rund um die Uhr vor dem Buckingham Palast Wache schieben und selbst dann keine Miene verziehen dürfen, wenn ihnen die Touristen an die Wäsche gehen.

»Sehr schön, so gefällt mir das schon viel besser«, sagte der Franzose.

»Und jetzt aussteigen, aber Beeilung, ich habe heute noch etwas anderes vor, als auf zwei Vögel wie euch aufzupassen.«

Linda und ich gehorchten, zumindest was das Aussteigen anging.

Als er uns aber befahl, zurück zu dem Aufzug zu gehen, der uns wieder in die Katakomben des Headquarters hinunterbefördern würde, rührten wir uns nicht von der Stelle.

Einmal im Aufzug und die Sache war gegessen.

Fieberhaft suchte ich nach einem Ausweg.

Zunächst versuchte ich, den Franzosen einzuschätzen.

Der Kerl hatte sich seit unserem ersten Zusammentreffen überhaupt nicht verändert. Er war immer noch dasselbe Arschloch wie damals.

Ein stämmiger, untersetzt wirkender Endvierziger, dem der Regen wahrscheinlich in die Nasenlöcher tropfte, weil er den Kopf so hoch trug. Er musste verdammt von sich überzeugt sein oder noch einen Trumpf in der Hinterhand halten, jedenfalls hätte ich es mir nicht zugetraut, zwei Erwachsene mit einem Messer in Schach zu halten. Ich wusste nicht, wie gut er mit dem Messer war, das er jetzt abwechselnd auf mich und Linda richtete, aber wenn es damit so weit her war wie damals in London mit seinen Boxkünsten, sollte er für mich kein Problem darstellen.

»Ihr glaubt doch nicht im Ernst, dass ihr damit durchkommt«, sagte er. »Wenn ihr nicht augenblicklich eure Beine in die Hand nehmt, wird hier ziemlich schnell Blut fließen und ich verspreche euch, dass es nicht meines sein wird.«

»Was du nicht sagst«, entgegnete ich zynisch.

Der Franzose seufzte. Dann machte er eine blitzschnelle Bewegung mit dem Messer.

Linda schrie auf und starrte totenbleich auf ihren rechten Hemdärmel, der vom Ellbogen bis zum Handgelenk aufgeschlitzt war. Ich konnte deutlich erkennen, wie im nächsten

Augenblick Dutzende blutiger Punkte auf ihrem Arm erschienen, die aneinandergereiht einer rubinroten Perlenkette glichen.

»Hör zu«, sagte Pasquale, der Franzose, kalt. »Und hör gut zu, denn ich erkläre nie etwas zweimal. Wenn ihr nicht macht, was ich sage, werde ich dieser Schlampe hier alle zehn Sekunden mit dem Messer einen Kratzer zufügen. In spätestens fünf Minuten wird sie aussehen wie ein Steak, das in den Fleischwolf gefallen ist. Habt ihr beide das verstanden?«

Ich ballte die Fäuste und machte gerade Anstalten, mich auf ihn zu stürzen, als hinter mir wie aus dem Nichts ein Mann auftauchte.

Pasquales Trumpf Ass.

Er kam von der anderen Seite her um das Flugzeug herum und hielt eine funkelnagelneue Heckler & Koch MP7 Maschinenpistole in den Händen. Die kreisrunde Mündung der Präzisionswaffe zeigte genau auf meinen Bauch.

Da ich wusste, dass ihr Hochleistungskaliber sogar den NATO-Standard für den CRISAT-Schutz außer Kraft setzte, wurde mir plötzlich schlecht.

Nicht, dass Sie denken, ich hätte mich unvermittelt in einen Hasenfuß verwandelt, es ist nur so, dass unter jenem Schutz eine kugelsichere Weste zu verstehen ist, die aus einer 1,6 mm starken Titanplatte und 20 Lagen Kevlar, einem bruch- und schusssicheren Faserkunststoff, besteht. Die derzeit gängige NATO-Munition ist nicht in der Lage, diese zu durchschlagen, die der MP7 aber sehr wohl, sogar bis auf eine Entfernung von 200 Metern.

Ich denke, dass nun jeder verstehen wird, warum ich mir damals beim Anblick dieses Höllengeräts fast in die Hose geschissen habe.

»Irgendwelche Probleme, Pasquale?«, fragte der Mann mit der MP7. Er war ein hagerer Schlacks in Jeans und Lederjacke mit einem militärischen Kurzhaarschnitt und einem Rattengesicht, der uns aus hämisch funkelnden Augen musterte.

»Non«, antwortete der Franzose.

Ich schwieg. Was hätte ich auch angesichts eines jähzornigen Messerhelden und einer Präzisionswaffe tun sollen, die jemand keine drei Schritte entfernt von mir auf mich richtete?

Mir blieb nur eines übrig, die Schnauze halten, die beiden Typen beobachten und darauf zu hoffen, dass sie einen Fehler machten. Dieser Fehler musste allerdings in den nächsten drei Sekunden passieren, denn irgendwie hatte ich das Gefühl, das Linda und ich endgültig verloren waren, sobald wir uns im Aufzug befanden.

Nicht, dass ich großartig christlich war, das bin ich heute noch nicht, aber in diesem Moment zu leugnen, dass ich den lieben Gott um Beistand gebeten habe, wäre gelogen gewesen.

Meine Gedanken überschlugen sich.

Bitte lieber Gott, flehte ich mit jeder Faser meines Körpers, bitte lass diesen Froschfresser noch einen Schritt nach vorne

machen.

Ich sehnte diesen Schritt förmlich herbei – und er tat mir den Gefallen!

Halleluja!

Damit hatte ich die beiden.

Niemand, der im Sicherheitsgewerbe tätig ist oder seine Brötchen sonst irgendwie mit dem Umgang von Waffen verdient, läuft seinem Partner in die Schusslinie. Außer einem eiteln Franzosen vielleicht, der so von sich überzeugt ist, dass er der Meinung ist, über diesen Dingen zu stehen.

Der Mann mit der Maschinenpistole bemerkte den Fauxpas als Erster, aber da war es bereits zu spät.

Ich explodierte förmlich.

Was dann kam, sprengte zwar den Rahmen der Genfer Konvention, aber das interessierte mich in diesem Augenblick einen Scheißdreck.

Ich wollte überleben und dazu war mir jedes Mittel recht.

Ich unterlief Pasquales Messerhand, riss sie mit aller Kraft zu mir heran und drehte mich gleichzeitig zur Seite. Der Franzose flog über meine Hüfte, schlug einen Salto in der Luft und knallte dann mit einem Geräusch auf den Boden, das sich anhörte, als würde jemand ein nasses Handtuch auf Beton klatschen.

Als er versuchte, den Kopf zu heben, trat ich ihm mit der genagelten Sohle meines Stiefels mitten ins Gesicht. Ich konnte das Knirschen seines gebrochenen Nasenbeins deutlich hören und wusste im gleichen Moment, dass sich Pasquale in diesem Augenblick von der Welt verabschiedet hatte.

Die splitternden Knochen seines Riechorgans hatten sich direkt in sein Hirn gebohrt. Aber damit war die Sache noch nicht beendet.

Herumwirbeln, das Bein hochreißen und dem Maschinenpistolenmann in die Eier treten war eine Bewegung, sein verzerrtes Gesicht zu sehen, während er in die Knie ging und seine Hände auf den Schritt presste, die andere.

Danach war alles nur noch Makulatur.

Ein Karateschlag gegen die Kehle, fünf Minuten Schwitzen und ich hatte den Franzosen und seinen Partner versorgt. Es hatte mich zwar einige Mühe gekostet, die leblosen Körper der beiden in der Besenkammer im Hangar unterzubringen, aber dafür waren sie dort gut aufgehoben.

Es musste schon mit dem Teufel zugehen, wenn man sie innerhalb der nächsten achtundvierzig Stunden entdecken sollte. Dazu waren die Putzeimer, Schrubber, Müllbeutel und die unzähligen Flaschen von Reinigungsmitteln, hinter denen ich sie versteckt hatte, einfach zu zahlreich.

Wir versuchten es ein zweites Mal.

Während ich mich im Cockpit der Cessna neben dem Pilotensitz auf meinem Stuhl anschnallte, drückte Linda auf den Anlasserknopf.

Der Motor keuchte ein paar Mal wie ein lungenkranker Kettenraucher, der Propeller drehte sich, zweimal, aber danach wurde es wieder still.

Mir rutschte das Herz in die Hose.

»Tut mir leid«, sagte Linda mit einer Stimme, in der deutlich Panik mitschwang. »Das war keine Absicht, normalerweise beherrsche ich diesen Vogel im Schlaf, aber ich bin einfach nervös.«

Ich nickte, was hätte ich auch anderes tun können?

Gleichzeitig wurde auch ich immer nervöser, wobei das gelinde gesagt pure Untertreibung war. Mein Herz begann zu rasen, in meinen Ohren rauschte das Blut und meine Handflächen waren schweißnass, während Linda versuchte, den Motor ein weiteres Mal zu starten.

Das Ding spuckte und rülpste erneut und auch der Propeller schien sich nur widerwillig in Bewegung zu setzen. Ich befürchtete schon das Schlimmste, als die Maschine plötzlich mit einem Dröhnen durchstartete.

Linda griff mit beiden Händen nach dem Steuerknüppel und ließ unser Flugzeug langsam aus dem Hangar rollen. Mein Herzschlag beruhigte sich im gleichen Maße, wie die Cessna an Fahrt aufnahm. Als wir in der Luft waren, hätte ich am liebsten laut aufgeschrien.

Aber dann bemerkte ich Lindas verbissenen Gesichtsausdruck.

Mein Kopf ruckte herum, und als ich neben ihr aus dem Fenster starrte, war meine ganze Euphorie so schnell dahin, wie sie begonnen hatte.

Keine fünfzig Yards neben uns tauchten plötzlich die Umrisse eines Fluggeräts auf, das ich nur allzu gut in Erinnerung hatte.

Eine riesige, fliegende Scheibe mit zwei gewaltigen Hauptrotoren.

Genau dasselbe Ding, das mich damals vom Himmel geholt hatte, als ich meinen Australienjob antrat.

Diesmal schien das Fluggerät zu meinem Schicksal zu werden.

Das Ding beschleunigte, machte einen Schlenker und kam dann direkt wieder auf uns zu. Als ich die Feuerblitze sah, die aus den beiden Bordkanonen auf uns zukamen, schloss ich die Augen.

Verzweifelt!

Ich konnte es einfach nicht glauben, obwohl ich es deutlich vor mir gesehen hatte.

Ich zählte in Gedanken bis drei, bis ich die Lider hob in der Hoffnung, dass alles nur ein böser Traum war, aus dem ich jeden Moment wieder erwachte.

Aber es war Realität, tödliche Realität!

Myriaden gelbweißer Lichtpunkte blitzten vor uns auf, wurden zu tödlichen Kugeln und stanzten keinen Herzschlag später eine wie mit dem Lineal gezogene, geradezu perfekte Linie aus stecknadelkopfgroßen Löchern über die rechte Tragfläche.

Linda schrie irgendetwas, was ich nicht verstand, und rüttelte verbissen an dem Steuerknüppel. Mit einem wilden Flugmanöver, von dem ich befürchtete, dass dieses die zerschossene Cessna wahrscheinlich kaum überstehen würde, zwang sie die Maschine zu einem Schlenker und setzte dann wieder zur Landung an.

Es war unsere einzige Chance, doch noch irgendwie heil aus der Sache herauszukommen. In der Cessna selber saßen wir wie die Ratten in der Falle.

Ich versuchte, während wir wie ein Stein zu Boden fielen, mich im Sitz zusammenzukrümmen, um den Aufprall abzufangen, und schickte noch ein Stoßgebet gen Himmel.

Hoffentlich fliegt uns die Kiste jetzt nicht um die Ohren!

Dann erfolgte der Aufprall, der mir die Luft aus den Lungen presste.

Stöhnend drehte ich den Kopf zur Seite, während die Cessna über den Boden schlitterte.

Meine Gebete waren nicht erhört worden.

Linda saß verkrümmt im Pilotensessel und ihre Augen tränten vor Schmerzen. Neben mir verabschiedete sich unsere rechte Tragfläche. Mit einem durch Mark und Bein gehenden metallischen Knirschen knickte das Teil durch den Fahrtwind nach oben weg, flatterte für einen Herzschlag noch hin und her und verabschiedete sich dann endgültig im Zickzackflug durch die Luft.

Aber das war längst noch nicht alles.

Die scheibenähnliche Flugmaschine war jetzt genau über uns und begann, unsere Cessna mit ihren Bordkanonen nach und nach in ein Sieb zu verwandeln.

Die Wucht der einschlagenden Geschosse machte aus dem kleinen Flugzeug einen Kreisel, der sich rasend schnell einer schroffen Felswand näherte.

Glas splitterte, Metall knirschte und im Cockpit gingen sämtliche Lichter aus.

Es grenzte an ein Wunder, dass uns noch keine Kugel ge-

troffen hatte.

Ich war gerade dabei, mich gedanklich von dieser Welt zu verabschieden, als unsere Karussellfahrt vor der Felswand ein jähes Ende fand. Die Cessna hatte inzwischen auch kein Fahrwerk mehr und kam nach einer letzten Drehung wie ein gestrandeter Wal keine zwei Schritte vor der Felswand abrupt zum Stehen.

Gleichzeitig stellten unsere Verfolger den Beschuss ein und drehten bei.

Mit ungläubig aufgerissenen Augen sah ich ihnen nach. Mein Kopf dröhnte, mein Puls raste und das Blut rauschte in meinen Ohren. Ich beruhigte mich erst wieder, als sie am Horizont meinen Blicken entschwunden waren.

Dann begann ich zu handeln.

Ich drehte den Kopf zu Linda herum.

»Wir müssen hier raus«, sagte ich. »Alles soweit okay bei dir?«

»Ich glaube schon«, entgegnete sie. Überzeugend wirkte das aber nicht auf mich.

Ich löste den Sicherheitsgurt, wartete, bis sich auch Linda losgeschnallt hatte, und öffnete die Tür. Als ich aus dem Flugzeug kletterte, kam ich mir vor wie ein alter Mann. Es gab keine Stelle in meinem Körper, die nicht schmerzte, vor allen Dingen machte mir mein linkes Bein zu schaffen. Irgendwie funktionierte es plötzlich nicht mehr so, wie ich es gerne wollte.

Bei jedem Schritt zwackte und zwickte es, als ob jemand mit einer Nadel in meinem Oberschenkel herumstocherte.

Als ich hörte, wie Linda auf der anderen Seite der Maschi-

ne herumwerkelte, ignorierte ich das unangenehme Zwicken und humpelte um das Wrack herum.

Gerade, als ich um die Ecke bog, kam Linda heraus und hielt mir triumphierend einen Rucksack entgegen.

»Das ist die Notfalltasche. Verbandszeug, Leuchtpistole, Notration und Kompass. Herz, was willst du mehr.«

Ich war drauf und dran, in ihre Jubelarie mit einzustimmen, als hinter mir, irgendwo am Himmel ein seltsames Summen und Brummen zu hören war. Es klang, als ob alle Bienenvölker der Welt im Anflug waren.

Sie waren es aber nicht.

Es waren unsere Verfolger!

Sie hatten irgendwo da draußen einen großen Schlenker gemacht und kamen nun wieder in einem Höllentempo direkt auf uns zugeflogen. Vielleicht hatten sie auf neue Instruktionen gewartet, vielleicht wollten sie einfach nur nachsehen, ob wir endgültig erledigt waren, aber egal, was es auch war, sie waren wieder da und ich wusste, dass es diesmal kein Entkommen gab.

Der Flieger feuerte aus allen Rohren.

Die Einschläge kamen immer näher, jede Kugel wirbelte eine kleine Staubwolke auf.

Meine Augen klebten geradezu an der fliegenden Scheibe.

»Schieß doch, verdammt noch mal, schieß doch endlich zurück!«

Lindas Gekreische riss mich aus meiner Erstarrung.

Ich warf einen Blick auf die MP7 in meinen Händen, sah die heranrasenden Kugeleinschläge und reagierte mit der Entschlossenheit eines Mannes, der nur eines im Sinn hatte: Überleben.

Ich machte einen Satz zur Seite, riss die Waffe hoch und gab rasch hintereinander mehrere Schüsse ab.

Die Wirkung war verblüffend.

Die Kugeln durchschlugen die Kanzel des herandonnernenden Flugkörpers wie Butter. Die Flugscheibe kippte dröhnend zur Seite weg und es geschah mehrerlei: Die Geschosse aus meiner MP7 ließen die Kanzel wie eine überreife Melone auseinanderplatzen. Das Teil schmierte ab und folgte in einem Funkenregen dem Weg alles Irdischen. Zugleich ließ mich mein Überlebensinstinkt herumwirbeln. Ich packte Linda am Arm und rannte mit ihr so schnell, wie ich konnte, auf die schroffe Felswand zu.

Ich versuchte es jedenfalls. Aber bereits nach den ersten Schritten begannen feurige Blitze vor meinen Augen zu explodieren. Ich humpelte, um mein Bein zu entlasten, während hinter uns die Reste des Flugzeugwracks in einem glühenden Regen aus Schrott und verformten Metallteilen zu Boden flogen.

Plötzlich blieb Linda stehen und deutete aufgeregt auf meinen Oberschenkel.

»Du bist ja verletzt!«, keuchte sie.

Ich nickte ihr beruhigend zu. Erst dann glitten meine Blicke an mir herunter.

Beinahe ungläubig glotzte ich auf den fingerlangen Metalldorn, der aus meinem Oberschenkel ragte. Ich hatte ihn in

der ganzen Aufregung einfach nicht bemerkt.

Eine geschlagene Minute stand ich einfach da, dann machte ich einen taumelnden Schritt und kippte mit dem Gesicht voraus in den Wüstenboden.

Von irgendwoher drang Lindas Stimme in mein Bewusstsein.

Zurück in die Hölle

Als ich die Augen aufschlug, konnte ich mich beim besten Willen nicht mehr daran erinnern, wie lange ich eigentlich weggetreten war. Ich wusste nur soviel, dass die Bewusstlosigkeit, in die ich gefallen war, ziemlich lang gewesen sein musste.

Wenn ich mich richtig an die letzten Momente erinnerte, in denen ich noch einigermaßen klar im Kopf war, musste es draußen so gegen 10 oder 11 Uhr gewesen sein.

Es war jedenfalls helllichter Tag.

Jetzt herrschte um mich herum Dunkelheit.

Der Raum, in dem ich mich befand, war dunkel und auch der Blick durch das einzige Fenster des Zimmers zeigte mir, abgesehen von ein paar Sternen, tiefste Finsternis.

Ich blinzelte ein paar Mal, um die letzten Reste der Benommenheit loszuwerden, die mich nur langsam aus ihren Klauen ließ, und stützte mich mit den Ellbogen auf.

Anscheinend hatte mir die lange Auszeit gutgetan.

Ich hatte keine Kopfschmerzen und mein Bein hatte auch aufgehört zu klopfen und wehzutun.

Voller Tatendrang richtete ich den Oberkörper auf, während ich dabei aus einer Laune heraus an mir herunter sah.

Der Anblick ließ mein Stimmungshoch jäh in den Keller fallen, wenn nicht gar noch tiefer.

Allein die Tatsache, dass ich völlig nackt war, traf mich wie ein Hammerschlag.

Als ich mich vorsichtig umsah und bemerkte, dass ich auf einem ausrangierten Armeefeldbett lag, das genauso stank wie die zerlumpte Decke, mit der mich irgendjemand zugeeckt hatte, kam allmählich so etwas wie Panik in mir auf.

Wo zum Teufel war ich hier gelandet?

Ich drehte den Kopf, um mich noch einmal umzusehen, diesmal etwas genauer.

Allerdings machten es mir die vorherrschenden Lichtverhältnisse ziemlich schwer, irgendwelche Einzelheiten zu erkennen.

Aber bemerkte ich, dass der Raum, in dem ich mich befand, ziemlich groß sein musste und mit Möbeln und Büroeinrichtungen vollgestopft war, die allesamt heruntergekommen wirkten. Ich kam mir vor wie in einer Halle, in der demnächst eine Sperrmüllauktion stattfinden würde.

Ich schwang die Beine über den Rand des knarrenden Feldbetts und knotete mir unbewusst die schmutzige Decke um die Hüften, um meine Nacktheit zu verbergen.

Als ich damit fertig war, fühlte ich mich in etwa so wie ein verarmter Schotte, sie wissen schon, so mit Kilt und nichts darunter. Denn erstens hatte die mottenzerfressene Decke mit ihrem blaurot karierten Muster irgendwie tatsächlich Ähnlichkeit mit einem Kilt, auch wenn sie entschieden zu

lang war, und zweitens war ich darunter, wie es den Legenden entsprach, tatsächlich nackt.

Bevor ich mir weitere Gedanken über meine Situation machen konnte, kamen plötzlich Schritte auf.

Ich drehte den Kopf zur Tür, wenn man ein Loch mit einem davor gehängten Stofffetzen so nennen konnte, und starrte auf das, was mir da entgegenkam.

Mit einer unwirschen Handbewegung schob Linda den Fetzen beiseite, trat ein und richtete sofort ihren Blick auf mich.

»Bist du wach?«

»Nein, ich stehe immer aufrecht im Zimmer, wenn ich schlafe«, frotzelte ich, wurde im nächsten Augenblick aber sofort wieder ernst, als ich registrierte, dass sie nicht alleine gekommen war. Hinter Linda betrat eine zweite, wesentlich größere Person das Zimmer.

Der oder die Unbekannte blieb aber im Türrahmen stehen.

Unwillkürlich legte ich meine Hände um den Knoten, der die Decke um meine Hüften hielt, während ich im Stillen um himmlischen Beistand flehte, das mir beide erhalten blieben. Nicht, dass ich besonders prüde bin, aber ich hätte es schon etwas peinlich gefunden, mich in dieser Situation einer fremden Person nackt zu zeigen.

Mein Flehen wurde scheinbar erhört, denn sowohl der Knoten als auch der Stofffetzen, der den Namen Decke eigentlich nicht verdiente, saßen wie angegossen.

»Zwei Fragen«, sagte ich, bevor Linda den Mund öffnen konnte. »Wo bin ich und was ist passiert?«

»Wieder im Hauptquartier, genauer gesagt, in einem Abstellraum für ausrangierte Einrichtungsgegenstände.«

Also doch Rumpelkammer, dachte ich, als meine Blicke erneut durch den Raum glitten.

»Es ist im Moment der einzige Ort, an dem wir uns verstecken können.«

Ich verzog das Gesicht wie jemand, der gerade eine schleimige Kröte verschluckt hatte.

»Wollten wir von hier nicht verschwinden?«

»Eigentlich schon«, antwortete Linda. »Aber wie du dich vielleicht erinnerst, hat Pasquale dafür gesorgt, dass uns dies nicht gelingen sollte. Du hast zwar ihn und seinen Helfer ausschalten können, aber er hat über seinen Tod hinaus Vorbereitungen getroffen, dass wir diese Basis nicht lebend verlassen.«

Ich nickte, während die Erinnerung langsam in mir hochkam.

Vor meinem inneren Auge zogen die Ereignisse wie ein Film an mir vorbei. Die Umrisse jener fliegenden Scheibe, deren Bordkanonen unsere Cessna in Stücke geschossen hatten, mein Bein, das plötzlich höllisch schmerzte, und unsere Flucht zu den Felsen.

»Und was machen wir dann wieder hier im Hauptquartier?«

»Es wäre nur eine Frage der Zeit gewesen, bis sie uns in der Wildnis wieder aufgegriffen hätten. Also musste ich ein Versteck finden, in dem sie uns nie vermuten würden. Ich

dachte, ein Platz mitten unter ihnen ist wahrscheinlich der letzte Ort, an dem sie nach uns suchen werden.«

Da musste ich Linda leider recht geben.

Es gab tatsächlich kein besseres Versteck als eines, das mitten im Herzen der Basis unserer Feinde lag, auch wenn es sozusagen ein Weg zurück in die Hölle war.

»Außerdem durfte unser Versteck nicht allzu weit entfernt sein. Abgesehen von deiner Ohnmacht wärest du mit deinem kaputten Bein sowieso keinen Yard mehr weiter gekommen.«

Unwillkürlich tastete ich nach meinem Oberschenkel, der inzwischen gar nicht mehr klopfte und pochte.

»Was war mit meinem Bein?«

»Pasquale hat anscheinend gewusst, dass du ihm gefährlich werden könntest, deshalb hat er dir im Cockpit mit einem Metalldorn in den Oberschenkel gestochen. Das Teufelsding enthielt ein Serum, das dich nach und nach in eine Art Totenstarre versetzt hätte. Aber Gott sei Dank kenne ich das Gegenmittel und wusste, wo ich es herbekomme. Hast du nichts gespürt? Es muss doch verteufelt wehgetan haben, als er dir den Dorn in den Oberschenkel gestochen hat.«

Ich schüttelte verneinend den Kopf.

»Kann sein, dass ich etwas bemerkt habe, aber nicht bewusst. Ich war völlig aufgewühlt, sozusagen voller Adrenalin und hinter mir stand ein Mann, der mit der Klinge seines Messers an meinem Hals herumschnitt. Glaub mir, in solchen Situationen registrierst du gewisse Dinge einfach nicht mehr. Ich ...«

Ich verstummte abrupt, mir ging da plötzlich etwas durch

den Kopf.

»Wie kommt es eigentlich, dass ich hier in diesem Zimmer aufwache? Du kannst mich doch unmöglich alleine hierher gebracht haben, schließlich bin fast doppelt so schwer wie du.«

Linda lächelte schwach. »Ich war auch nicht allein, jemand hat mir geholfen.«

»Jemand?«, echote ich ungläubig. »Wer zum Teufel sollte uns ausgerechnet hier zur Hilfe eilen?«

»Ich!« Der Schatten hinter Linda, der bisher unbewegt im Türrahmen gestanden hatte, bewegte sich. Er trat genau in dem Moment nach vorne, als die silberne Scheibe des Mondes ihr fahles Licht direkt in den Raum fallen ließ.

Mein Unterkiefer fiel bildlich gesprochen zu Boden und aus ungläubigen, weit aufgerissenen Augen starrte ich auf das, was mir da entgegenkam. Ich blinzelte ein paar Mal mit den Augen, aber das Bild blieb stets das gleiche.

Ich hatte weder Fieberträume noch irgendwelche Halluzinationen, aber begreifen konnte ich es trotzdem nicht.

Vor mir stand niemand anderes als Skmil!

Um ehrlich zu sein, hatte ich Yalla und ihren riesenhaften, affenartigen Begleiter inzwischen wieder genauso aus meinen Gedanken verdrängt wie das seltsame steinzeitliche Urvolk der Nyanos, dem sie angehörten.

In der Zwischenzeit war einfach zuviel geschehen.

Aber wie sagt man so schön: Man sieht sich im Leben immer zweimal.

Ich war sprachlos, aber nur solange, bis mir Skmil seine Rechte auf die Schulter legte.

Um Kopf und Kragen

»Hallo Freund«

Obwohl mir der Ruf anhaftete, ein ziemlich harter Hund zu sein, musste ich jetzt doch schlucken. Himmel noch mal, sollte ich auf meine alten Tage tatsächlich noch sentimental werden?

Es fehlte nur noch, dass ich feuchte Augen bekam.

Aber soweit gingen meine Gefühle dann doch nicht, obwohl ich zugeben musste, dass mir das Wiedersehen mit Skmil doch irgendwie nahe ging. Er war zwar nicht unbedingt das, was man gemeinhin als Busenfreund bezeichnet, aber als mir der riesenhafte Kerl mit einer fast liebevollen Geste seine Pranke auf die Schulter legte, kamen doch Bilder in mir hoch, an die ich mich gerne zurückerinnerte.

Während unserer kurzen Bekanntschaft hatten wir so einiges erlebt, und was noch nachhaltiger in meinem Gedächtnis verblieben war, mit ihm verband ich die Erinnerung an Yalla. Auch wenn es derzeit eine andere Frau in meinem Leben gab, Yalla würde immer ein Teil von mir bleiben.

Nachdem ich Skmil begrüßt hatte, wandte ich mich wieder Linda zu.

»Wie um alles in der Welt bist du an Skmil geraten?«

»Ich habe ihn aus den Katakomben befreit. Dort unten gibt es übrigens noch mehr von seiner Sorte. Ziemlich primitiv diese Leute, aber für meine Pläne genau das Richtige.«

Wenn Linda vorhatte, mich zu überraschen, war ihr das rundherum gelungen. Meine Augen wurden so groß wie

Spiegeleier und vor lauter Staunen öffnete ich den Mund. Später einmal sagte sie mir, dass ich in diesem Moment aussah wie jemand, der nicht mehr alle Latten am Zaun hatte.

»Wie ... Katakomben, was meinst du damit?«

Linda lächelte mich für eine Sekunde geradezu nachsichtig an.

Dann begann sie mit ihren Erklärungen. Doch je länger ich ihr dabei zuhörte, umso mehr beschlich mich ein ungutes Gefühl. Selbst jemand, der auf den Kopf gefallen war, musste merken, dass hier etwas nicht stimmte.

»Nachdem du den Hubschrauber vom Sicherheitsdienst abgeschossen hattest, war mir klar, dass sie uns da draußen mit allem, was sie haben, jagen würden. Die Organisation kann es sich noch nicht leisten, jemanden aus dieser Area entkommen zu lassen. Also musste ich mit dir untertauchen, und damit kommt er ins Spiel.« Dabei zeigte sie auf Skmil, der sie im Gegensatz zu mir bereits vom ersten Moment an argwöhnisch beobachtete.

Ich stutzte ob seines unverhohlenen Misstrauens.

Ahnte er mit seinen primitiven Instinkten etwas, von dem ich noch nichts wusste?

Auch wenn ich Linda gegenüber gewisse Gefühle empfand, der Blick aus Skmils Augen brachte in mir eine gewisse Saite zum Schwingen. Mein Leben als Sicherheitsagent und Wachmann hatte mich in den zurückliegenden zwölf Jahren für bestimmte Dinge deutlich stärker sensibilisiert als jemanden, der tagtäglich einem geregelten Leben nachging, also mit Frau und Kind zu Hause, jeden Tag arbeiten im Büro und am Wochenende ab ins Grüne.

Je länger ich ihr zuhörte, umso unruhiger wurde ich.
Und dann fiel es mir wie Schuppen von den Augen.
Hatte sie gerade eben nicht etwas gesagt, das sich wie ihre Pläne anhörte?

Seltsam, denn bisher war immer von uns und unseren gemeinsamen Plänen die Rede.

Was hatte sie vor?

Ich beschloss, Linda von nun an etwas vorsichtiger zu begegnen.

»Ich habe durch Zufall davon erfahren, dass man vor einigen Tagen eine Gruppe von Nyanos eingefangen hat, die abseits ihrer Stammesgebiete durch das Land streiften. Sie wurden aufgegriffen und eingesperrt. Kein Wunder, ein besseres Forschungsmaterial als diese Primaten gibt es in der ganzen Area nicht. Ihr Pech war sozusagen mein Glück.«

»Was willst du damit sagen?«

Linda lächelte erneut.

Ich nickte ihr auffordernd zu, aber dann fiel mein Blick wieder auf Skmil und plötzlich war alles ganz anders. Zum ersten Mal betrachtete ich Linda mit anderen Augen.

Sie lächelte noch immer und sah dabei wieder einmal hinreißend aus. Aber diesmal betrachtete ich sie nicht wie sonst durch meine rosarote Brille, sondern mit einer gehörigen Portion Skepsis.

Was soll ich sagen? Auf einmal erschien sie mir in einem ganz anderen Bild.

Ihr Lächeln wirkte plötzlich gar nicht mehr bezaubernd sondern eher aufgesetzt. Ein zweiter, genauerer Blick zeigte, dass dieses Lächeln zwar auf ihren Mundwinkeln lag, aber nicht die Augen erreichte. Ihr Blick wirkte kalt und berechnend.

Während ich mir das Hirn auf der Suche nach dem Grund ihres plötzlichen Sinneswandels zermarterte, redete sie weiter.

Aber ihre Worte erreichten mich nicht mehr.

Ihre Stimme drang wie durch einen dichten Nebel hindurch an mein Ohr.

»Ich wusste um deine Freundschaft mit diesen Steinzeitmenschen, du hast schließlich oft genug von ihnen geredet. Was lag also näher, als die Zellen zu öffnen und in deinem Namen um Hilfe zu bitten?«

»Und dann?«, fragte ich beiläufig. Ich war mit meinen Gedanken immer noch woanders.

»Was – und dann! Wie du siehst, hat es doch funktioniert. Glaub mir, ohne die Hilfe dieses Halbaffen da wären wir jetzt nicht hier. Alleine hätte ich dich niemals hierher bringen können.«

Skmil rührte sich zwar nicht von der Stelle, aber bei dem Wort Halbaffen begannen seine Augen tückisch zu funkeln. Ich sah ihn an, im Gegensatz zu Linda, und bemerkte, wie er zornig das Gesicht verzog und die Zähne bleckte.

»Okay, aber wie stellst du dir vor, dass es weitergeht? Ich glaube kaum, dass wir hier auf lange Sicht hin unentdeckt bleiben, dazu haben wir mit Pasquales Tod und unserer Flucht viel zu viel Staub aufgewirbelt.«

»Das weiß ich selber, deshalb habe ich meine Pläne auch geändert.«

Ich zuckte unmerklich zusammen.

Da war es wieder, dieses Wort »meine«, eigentlich nur fünf Buchstaben, aber sie veränderten so vieles zwischen uns.

»Und wie lauten *deine* Pläne jetzt?«, fragte ich mit einer leicht zynischen Stimme, aus der die Betonung auf »deine« deutlich herauszuhören war.

Linda war nicht taub, mein Tonfall musste ihr garantiert aufgefallen sein, trotzdem ließ sie sich nichts anmerken.

»Wir gehen wieder in die Katakomben zurück, überwältigen die Wachen und befreien die anderen Nayanos. Durch ihre Flucht sind alle abgelenkt, sodass wir diesmal garantiert aus der Area herauskommen. Eigentlich ganz einfach, oder?«

Der Plan war in der Tat einfach, aber es gab da einige Wenn und Aber, die mir gewaltige Bauchschmerzen verursachten.

Allein das Problem mit den Wachen.

Die Männer waren wahrscheinlich nicht nur alle schwer bewaffnet, sondern auch skrupellos genug, ihre Gewehre auch gegen Frauen einzusetzen. Ich selber hatte das ja bereits zur Genüge mit ansehen können. Außerdem wusste selbst Linda nicht, wie groß die Stärke der Wachmannschaft war. Wir jedenfalls waren nur zu dritt, ein gesundheitlich immer noch angeschlagener Sicherheitsagent, eine skrupellose Wissenschaftlerin und Skmil, ein Baum von einem Kerl mit dem Verstand eines Kindes.

Nicht gerade ein Team, mit dem man in den Krieg ziehen

wollte.

Aber hatte ich eine andere Wahl?

Ich wusste, dass das, was jetzt kam, mich um Kopf und Kragen bringen konnte, aber verdammt noch mal, es war anscheinend die einzige Möglichkeit, aus dieser ganzen Scheiße herauszukommen.

»Also, was ist, können wir jetzt endlich gehen?«

»Erst, wenn ich wieder etwas zum Anziehen bekomme, ich habe nämlich nicht die geringste Lust, in diesem Aufzug hier durch die Gegend zu rennen.«

Dabei zeigte ich auf die zerschlissene Decke, die um meine Hüften geschlungen war und die mehr freigab, als sie verbarg.

Ohne eine Miene zu verziehen, warf mir Linda ein Kleiderbündel zu, das sie aus irgendeiner dunklen Ecke des Zimmers hervorzauberte. Im Gegensatz zu Skmil blieb ihr Gesicht völlig ausdruckslos, als sie mir zusah, wie ich mich ankleidete. Bei dem Nayano hingegen glaubte ich, ein schadenfrohes Grinsen gesehen zu haben.

Unvermittelt hielt Linda eine Taschenlampe in der Hand.

Ein kleines, silbernes Etwas, dessen blaues Licht aber überraschend hell aufleuchtete. Zum ersten Mal, seit ich die Augen wieder aufgeschlagen hatte, konnte ich meine Umgebung genauer betrachten. Der Raum, in dem ich mich befand, war tatsächlich riesengroß. Wir befanden uns ungefähr in der Mitte einer weitläufigen Halle, welche die Ausmaße

von mindestens zwei Fußballfeldern hatte.

Der größte Teil davon war mit ausrangierten Möbeln und diversem anderem Kram zugestellt, auf dem eine fingerdicke Staubschicht lag.

Hier war seit Ewigkeiten kein Mensch mehr gewesen.

Linda hatte, was das Versteck anbelangte, das richtige Näschchen gehabt. Allerdings ein schwacher Trost angesichts der Tatsache, dass wir uns immer weiter entfremdeten, je länger wir zusammen waren. Eine ziemlich beschissene Situation, wenn man die Lage bedachte, in der wir uns befanden.

Bevor ich einen weiteren Gedanken an das, was kommen würde, verschwenden konnte, handelte Linda. Sie drehte sich einfach um und lief den schmalen Gang entlang, der sich schlangengleich zwischen dem überall herumstehenden Gerümpel zum nördlichen Ende der Halle hin schlängelte. Ich hörte Skmils Schnauben hinter mir, wandte mich aber nicht zu ihm um, sondern versuchte, Linda zu folgen, die inzwischen von einer Art zügigem Gehen in ein schnelles Laufen übergegangen war.

Genauer gesagt rannte sie durch die Halle, bis sie abrupt vor einer Treppe stoppte, deren Stufen nach unten auf eine Stahltür führten, deren grauer Anstrich fast vollständig abgeblättert war und den Blick auf mehrere vom Rost zerfresene Stellen freigab.

Linda wies Skmil an, die Tür zu öffnen.

Als ich sah, wie er sich dabei anstellte, wusste ich, warum.

Das Ding saß augenscheinlich so fest in seinen verrosteten Angeln, dass er seine ganze Kraft aufbieten musste, um die Tür zu öffnen. Ich konnte deutlich sehen, wie sich seine

Nackenmuskeln wölbten. Linda und ich hätten also keine Chance gehabt, hier weiterzukommen.

Als die Tür mit einem schrillen Krächzen schließlich nach innen schwang, schlug uns eine Wolke aus muffiger, abgestandener Luft entgegen.

Wie aus einem Grab, dachte ich noch, dann hörte ich jemanden schreien.

In den Katakomben des Grauens

Linda schaltete die Taschenlampe ein. Das blaue Licht durchdrang die Finsternis und leuchtete den abschüssigen Gang hinter der Stahltür beinahe taghell aus. Ich zögerte, warum, wusste ich nicht. Vielleicht lag es daran, dass der faule Geruch in der Luft umso stärker wurde, je länger wir vor der Tür standen.

»Was ist jetzt?«, fragte Linda ungeduldig. »Gehen wir nun weiter oder willst du hier Wurzeln schlagen?«

»Immer langsam mit den jungen Pferden«, entgegnete ich bedächtig und deutete mit der Hand auf den Boden.

Der Weg vor uns war ziemlich schmal und führte steil nach unten. Außerdem war es in dem Gang ungewöhnlich feucht. Der felsige Boden glänzte im Licht der Taschenlampe, als ob er eingeeölt wäre.

»Das sieht mir ziemlich rutschig aus. Wenn wir gehen, dann langsam, ich habe keine Lust, schon nach drei oder vier Schritten auf die Schnauze zu fallen.«

Skmil schien der gleichen Meinung zu sein, jedenfalls deu-

tete ich sein Knurren so.

Linda murmelte etwas, das alles andere als damenhaft klang, hob die Taschenlampe an und eilte voraus. Skmil und ich tappten unsicher hinterher.

Danach dauerte es keine fünf Minuten, bis sich meine Befürchtungen bewahrheiteten.

Linda stieß plötzlich einen spitzen Schrei aus, lag für die Dauer eines Lidschlages beinahe waagrecht in der Luft und krachte dann mit solcher Wucht auf den Rücken, dass sogar ich als Unbeteiligter schmerzvoll das Gesicht verzog.

So schnell, wie es mir möglich war, ging ich auf Linda zu. So, wie sie auf dem Boden aufgeschlagen war, musste ich befürchten, dass sie sich sämtliche Knochen gebrochen hatte. Aber sie erhob sich bereits wieder, als wäre nichts gewesen, und starrte mich an.

»Spar dir deine Kommentare, mir ist nichts passiert.«

Ich sagte nichts, denn der verkniffene Gesichtsausdruck strafte ihre Worte Lügen. Sie musste Schmerzen am ganzen Körper haben, aber gut, wer nicht will, der hat. Ich an ihrer Stelle wäre in einer solchen Situation für jede Hilfe dankbar gewesen.

Etwas Gutes hatte die Sache trotzdem.

Die Lady schien die Lektion begriffen zu haben, jedenfalls bemühte sie sich ab sofort, das zu tun, was ich sagte.

Geraume Zeit später wurde der Weg immer steiler, bis er schließlich beinahe senkrecht nach unten abfiel. Eine Tatsache, die auch den Erbauern dieses Ganges bewusst gewesen zu sein schien. Unvermittelt waren zu beiden Seiten Eisengeländer zu sehen und in den Felsspalten und Öffnungen

entlang der Felswände flammten in immer kürzeren Abständen kleine Strahler auf, sobald wir an ihnen vorbeigingen.

Wahrscheinlich waren hier überall Bewegungsmelder installiert.

Sofort begann sich mein Pulsschlag zu beschleunigen. Was, wenn diese Bewegungsmelder nicht nur für Licht sorgten, sondern ein paar Stockwerke weiter oben in der Zentrale im Hauptquartier gleichzeitig unsere Existenz anmelde-

ten?

Die technischen Voraussetzungen hierfür gab es in diesem Gebäude sicherlich.

Ich schüttelte den Kopf.

Eigentlich wollte ich gar nicht weiter darüber nachdenken, was hier noch alles möglich war.

Der futuristisch aussehende Hubschrauber, der mir bereits zweimal fast das Lebenslicht ausgeblasen hatte, der unsichtbare Zaun rund um die Area, der jeden, der sie unrechtmäßig verlassen wollte, in Asche verwandelte, oder die seltsamen stabartigen Waffen, die anscheinend zur Grundausrüstung für das Wachpersonal gehörten, genügten mir voll-

auf.

Aber die Realität sah leider anders aus.

Ich verharrte mitten im Schritt und hob den Kopf. Unten, vom Ende des Ganges, stieg plötzlich ein Luftschwall auf, der so ekelhaft war, dass nicht viel fehlte, um mich kotzen zu lassen. Angeekelt rümpfte ich die Nase.

Was zum Teufel stank hier so?

Der Luftstrom, der uns entgegenkam, war nicht nur selt-

sam kalt, sondern roch dermaßen nach Schweiß, Erbrochenem und menschlichen Exkrementen, dass es mir den Atem verschlug.

Inzwischen war auch Linda vor mir ruckartig zum Stehen gekommen.

Gerade, als ich sie daraufhin ansprechen wollte, hörte ich jenen Schrei wieder, den nur eine Kreatur ausstoßen konnte, die den Tod vor Augen hatte.

Obwohl es bis zum Ende des Ganges nur noch wenige Schritte waren, benötigten wir dafür eine gefühlte Ewigkeit. Vorsichtig setzten wir einen Fuß vor den anderen, begleitet von unheimlichem Stöhnen und Ächzen, das immer lauter wurde, je weiter wir vordrangen.

Unsere Nerven waren zum Zerreißen gespannt.

Als wir schließlich unten angelangt waren, verschlug es mir die Sprache.

Das Licht der durch unsere Bewegungen ständig aufzuckenden Strahler zeigte mir ein Szenario, das ich bisher eigentlich nur von mittelalterlichen Folterkellern und Büchern über die Inquisition kannte.

Der Gang mündete in eine lang gestreckte Halle, in der sich rechts und links vergitterte Zellen befanden. Sie waren lediglich mit Stroh ausgelegt. In den meisten davon glaubte ich Menschen zu erkennen, aber sicher war ich mir nicht, denn die Gestalten, deren Umrisse ich nur erahnen konnte, lagen völlig apathisch in den hintersten Ecken ihrer Zellen

und rührten sich selbst dann nicht, als wir direkt an ihnen vorbeiliefen.

Nur das Stöhnen und Seufzen wurde lauter.

An einer der Zellen hielt Linda schließlich an. Sie hob ihre Lampe an und leuchtete den Raum hinter dem Gitter aus. Stroh raschelte und dann kam eine Gestalt aus dem Dunkel der Zelle auf uns zu, mit der ich am allerwenigsten gerechnet hatte.

Er war noch nie ein Adonis gewesen mit seinem Gesicht, das an eine Schüssel Teig erinnerte, die man an die Wand geklatscht hatte, seinem Hinkebein und seinen kurzen Haarstoppeln, die wie Strohhalme aussahen. Aber nun sah er aus wie eine lebende Leiche. Abgemagert, mit eingefallenem Gesicht und einem kahlrasierten Schädel, der von mehreren fingerdicken und blutverschorften Operationsnarben überzogen war. Obwohl er einen entsetzlichen Anblick bot, erkannte ich ihn sofort. Es war Arne!

Jener Arne, der damals, als dieser Alptraum begann, mit mir zusammen in der Piper saß, die uns von Perth aus nach Jerome bringen sollte. Er umklammerte mit seinen Händen die Gitterstäbe, presste sein Gesicht dagegen und blickte mich an.

Sekundenlang sprach keiner von uns ein Wort.

»Schön, dich wiederzusehen, allerdings wäre es mir lieber gewesen, wenn wir uns unter anderen Umständen getroffen hätten. Du verstehst, was ich meine?«

Ich weiß, meine Begrüßung war nicht gerade feinfühlig oder besonders intelligent, aber was zum Teufel sagt man auch zu jemandem, der normalerweise tot sein musste?

Damals, als unser Flugzeug explodiert war und eine Armee von weiß gekleideten Killern unseren Piloten und eine Mitarbeiterin meines neuen Auftraggebers kaltblütig über die Klinge springen ließen, hatten wir die Beine in die Hand genommen und waren um unser Leben gerannt. Sein Pech war dabei mein Glück, denn genau genommen hatte ich es nur ihm zu verdanken, dass ich heute auf der anderen Seite des Gitters stand.

Er war durch sein Handicap mit dem Bein nicht schnell genug gewesen. Die Zeit, in der ihn die Killer eingeholt und sich mit ihm beschäftigt hatten, hatte gereicht, um mich in die Büsche zu schlagen und zu entkommen. Das Letzte, was ich damals noch mitbekam, war, wie sie ihn umzingelten und er zu brüllen anfang.

Jetzt stand er wieder vor mir und ich hatte das Gefühl, als ob in meiner Kehle ein riesiger Kloß feststeckte.

»Du glaubst gar nicht, wie sehr ich mich freue zu sehen, dass du noch lebst.«

»Schön für dich, aber mir wäre lieber, wenn ich tatsächlich tot wäre.« Seine Stimme hatte dabei etwas an sich, das mich schlucken ließ.

»Sag so was nicht.«

Arne winkte ab. Dabei gab er einen Laut von sich, der mich aufhorchen ließ.

»Du würdest anders reden, wenn du wüsstest, was diese Dreckschweine mit mir gemacht haben.«

Bevor ich ihm darauf eine Antwort geben konnte, geschah etwas, das mich bis in mein Innerstes hinein erschütterte. Das Grauen hatte einen neuen Namen bekommen: Arne!

Eine Ratte, ein ungewöhnlich großes Exemplar, versuchte hinter Arne die Zelle zu durchqueren. Die Krallen ihrer Pfoten kratzten dabei über den Felsboden der Zelle. Im gleichen Moment wirbelte Arne mit einer Schnelligkeit herum, die ich ihm aufgrund seiner Schädelverletzungen und seinem kaputten Bein überhaupt nicht zugetraut hätte. Seine Rechte wischte mit einer Bewegung, die kaum mit den Augen zu verfolgen war, über den Boden, und bevor ich kapierte, was hier vor sich ging, hielt er den zappelnden Nager in seiner Hand.

Wieder entrang sich seiner Brust ein Laut, der nichts Menschliches mehr an sich hatte.

Ich öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber als ich mit ansah, wie er seine Zähne in das Fell der Ratte bohrte, blieb ich stumm.

Ungläubig sah ich zu, wie er den Kopf hob, seinen blutverschmierten Mund verzog und mit den Schultern zuckte, als wollte er sich für sein Verhalten entschuldigen. Dann schlurfte er mit der Ratte in der Hand nach hinten, und als ich kurz darauf das Splittern von Knochen und sein Schmatzen hörte, hatte ich Mühe, mich nicht zu übergeben.

»Vergiss ihn!« Lindas Stimme riss mich wieder in die Realität zurück. »Jeder, der hier unten landet, ist so gut wie tot. Trotzdem können nur noch sie uns helfen.«

»Wie denn?«, fragte ich konsterniert.

Irgendwie hatte ich noch nicht begriffen, worauf Linda hinauswollte.

»Nicht nur dein Freund liebt frisches Fleisch, auch alle anderen hier drin haben es gerne, wenn ihre Beute noch warm ist und das Blut frisch. Was glaubst du wohl, was passiert, wenn wir sie alle befreien und nach oben schicken?«

Ich schloss für eine Sekunde die Augen in der Hoffnung, dass, wenn ich sie wieder öffnete, dieser Wahnsinn vorbei war.

Aber er war es nicht.

Linda tanzte wie ein Derwisch durch die Halle und öffnete eine Zelle nach der anderen.

Als ich ihr kaltes Lachen hörte, war ich mir plötzlich nicht mehr sicher, wer hier unten eigentlich verrückt war.

Monster gegen Menschen

Einmal mehr hatte ich das Gefühl, dass diese Albtraumwelt, in der ich mich befand, nichts anderes war als ein einziges, großes Irrenhaus.

Ein Irrenhaus, das nicht von Menschen, sondern Geschöpfen bevölkert wurde, die den schlimmsten Albträumen eines drogensüchtigen Bildhauers entsprungen sein mussten.

Ein normaler Mensch konnte sich das hier gar nicht ausdenken.

Neben mir hinkte Arne auf den Ausgang des Zellentrakts zu. Der ehemalige Maschinenbauschlosser der Stanford Company, ein ganz normaler Arbeiter also, schien plötzlich das Wesen eines wilden Tieres zu besitzen, dessen Körpersprache und dessen Instinkte. Während er an mir vorbeilief,

gruben sich seine raubtierhaften Zähne ständig in die Reste der zerrissenen Ratte, die Arne immer noch in den Händen hielt.

Neben mir stand Skmil, eine Mischung aus Mensch und Gorilla mit dem Verstand eines kleinen Kindes, und um mich herum tobten Kreaturen mit vier Armen, mit Köpfen, die einem Schwein ähnelten, oder geleeartigen Auswüchsen am Körper, die so groß wie Wassermelonen waren. Ich stand einfach nur da und starrte wie betäubt auf den Mob aus Tiermenschen und Missgebildeten, der sich einem unaufhaltsamen Strom gleich auf den Ausgang zuwälzte.

Ich wusste nicht, wie lange ich herumstand, als mich plötzlich eine harsche Stimme wieder in die Realität zurückholte.

»Hör auf zu träumen und beweg dich endlich«, fauchte mich Linda an. Dabei deutete sie mit einer Hand auf das Ende des geifernden und tobenden Mobs. »Wenn wir jetzt nicht bald hinter ihnen herlaufen, können wir uns unseren Plan, von hier zu verschwinden, endgültig abschminken.«

Ich musterte sie erstaunt.

Ihr Mund war verzerrt, das Gesicht vor Erregung gerötet und ihre Augen glitzerten in wilder Kampflust. Ihre Bluse stand bis zum Ansatz ihrer Brüste offen und sie fuchtelte wie eine Furie mit ihren Händen vor meinem Gesicht herum. In diesem Moment hatte sie wenig Ähnlichkeit mit jener Wissenschaftlerin, die ich vor Wochen kennengelernt hatte.

Das war nicht mehr die Linda, mit der ich in die Kiste gestiegen war, die Frau, die jetzt vor mir stand, war mir völlig fremd.

Aber in einem hatte sie trotzdem recht. Wenn wir hier aus diesem Wahnsinn herauskommen wollten, mussten wir wirklich langsam von hier verschwinden.

»Also dann mal los«, sagte ich und setzte mich in Bewegung.

Skmil rannte los wie ein Verrückter, während ich es vorzog, diesen Geschöpfen etwas vorsichtiger zu folgen. Ich hatte in einige Gesichter gesehen, nachdem wir sie aus ihren Zellen befreit hatten. Die Mordgier und die pure Lust am Töten waren dabei unübersehbar gewesen.

»Pst«

Ich verharrte mitten in der Bewegung und drehte mich um. Zu meinem Erstaunen erkannte ich, dass Linda immer noch an der gleichen Stelle stand, an der sie sich befunden hatte, als sie mich aufforderte, mich endlich in Bewegung zu setzen. Und sie machte auch keinerlei Anstalten, sich fortzubewegen.

Wie zum Teufel passte das jetzt wieder zusammen?

Ich zog den Kopf zwischen die Schultern, machte ein fragendes Gesicht und deutete etwas hilflos auf den Ausgang, durch den inzwischen sowohl die Kreaturen als auch Skmil verschwunden waren.

Die Antwort gab mir Linda, indem sie sich zur Seite drehte und einen Metallspind öffnete, der sich zwischen zwei Zellen befand. Ich hatte das Ding bisher überhaupt nicht registriert, aber das war auch kein Wunder. Erstens herrschte hier

in den Katakomben ein halbdunkles Licht vor, das den ebenfalls dunklen Spind fast unsichtbar erscheinen ließ, und zweitens, wer betrachtet schon einen dunklen Metallspind, wenn vor ihm Kreaturen herumtanzen, die aussahen, als wären sie dem Forschungslabor von Doktor Frankenstein entsprungen?

Jedenfalls öffnete Linda die schmale Tür und zerrte aus dem Innern des dunklen Spinds eine noch dunklere Tasche. Begleitet von einem metallischen Klappern und Scheppern stellte sie die Tasche vor mir auf den Boden und machte sich am Reißverschluss zu schaffen.

Sekunden später starrte ich auf eine Wumme, die mir ziemlich bekannt vorkam.

Hörbar sog ich die Luft ein.

Der Anblick einer MP7 ließ mich immer sofort an den Tod denken, egal, ob diese fürchterliche Waffe in Gebrauch war oder nicht.

»Sieh an, Pasquales Lieblingsspielzeug. Ich hatte mich schon gefragt, was wohl aus seiner Kanone geworden ist.«

Linda lächelte und dann tat sie genau das, was zu ihrem neuen Wesen passte wie die sprichwörtliche Faust aufs Auge. Sie nahm die Waffe hoch, entsicherte sie ... und behielt sie in den Händen.

Ich schluckte.

Heavens, das musste ich erst einmal verdauen.

Nicht, dass ich irgendwelche Besitzansprüche auf diese Taschenkanone anmeldete, aber rein logisch betrachtet war diese Waffe in den Händen eines Sicherheitsagenten, der tagtäglich mit Schießseisen umging, meiner Meinung nach

bedeutend besser aufgehoben als in den manikürten Fingern einer Wissenschaftlerin, die solche Dinge nur vom Hörensagen kannte.

»Meinst du nicht auch, dass es vielleicht besser wäre, wenn ich ...«, versuchte ich es vorsichtig.

Es blieb bei dem Versuch.

»Vielleicht später«, sagte sie kalt. Als sie meinen Gesichtsausdruck sah, zuckte sie mit den Achseln und versuchte ein Lächeln. Es wirkte allerdings irgendwie gequält.

»Sorry, aber das hier ist meine letzte Chance, diesem Irrsinn endlich zu entkommen, und die werde ich mir nicht nehmen lassen.«

»Diese Waffe hier«, sagte sie und hob die MP7 an, »ist dabei so etwas wie ein Joker auf unserem Weg nach draußen. Du musst es so sehen: Ich kenne den Weg, der hier herausführt, aber was mache ich, wenn du die Waffe hast und tot bist? Soll ich mich dann hinsetzen und darauf warten, bis es mich auch erwischt? Versteh doch, ich bin eine Frau, und die einzige Möglichkeit für mich zu überleben ist diese Waffe hier.«

»Am Anfang hast du aber darauf gesetzt, dass ich dich hier herausbringe.«

»Das war am Anfang, aber wie du dich vielleicht erinnern kannst, sind deine sämtlichen Versuche hierzu bisher gewaltig in die Hose gegangen.«

Das saß!

Egal ob Schicksal, Pech oder widrige Umstände, Linda kreierte mir ganz klar an, dass ich es noch immer nicht geschafft hatte, sie hier herauszubringen.

Als ich die ersten Schüsse hörte, wusste ich, dass für weitere Diskussionen keine Zeit blieb.

Wir setzten uns in Bewegung und liefen geduckt auf den Ausgang zu.

Das Schießen hatte deutlich zugenommen, das Schreien und Toben des inzwischen wahrscheinlich völlig außer Kontrolle geratenen Mobs ebenfalls. Trotzdem hörte ich aus dem Lärm das dumpfe Belfern schwerer Revolver heraus.

»Da vorne befindet sich irgendwo der Aufenthaltsraum der Wachmannschaft«, sagte Linda, als sie meinen Blick bemerkte. »Wenn wir Glück haben, sind diese Monster so mit den Wachen beschäftigt, dass keiner merkt, wenn wir in einem der angrenzenden Laboratorien verschwinden.«

Beinahe wäre ich vor lauter Überraschung stehen geblieben.

»Was soll denn das jetzt wieder? Ich dachte, wir suchen einen Weg, der uns so schnell wie möglich hier raus bringt, also was bitteschön sollen wir dann dort?«

»Ganz einfach, in allen Labors hier unten gibt es geheime Nebengänge, die nach oben führen. Die hat man angelegt, um dem Personal bei eventuellen Notfällen die Möglichkeit zu geben, unbehelligt von diesen Monstern nach draußen zu gelangen, und das Wichtigste dabei, jeder dieser Gänge verfügt über eine eigene Sauerstoffzufuhr, ist hitzebeständig und schusswaffenfest und kann, wenn man weiß, wie es geht, von den Überwachungskameras nicht eingesehen wer-

den. Glaube mir, in spätestens fünf Minuten wirst du mir für diese Information vielleicht unendlich dankbar sein.«

Aber auch nur vielleicht, dachte ich im Stillen. Trotzdem trottete ich einer treuen Hundeseele gleich hinter Linda her, bis sie plötzlich neben mir eine Tür aufriss, mich am Arm packte und mich in den dahinterliegenden Raum zerrte.

Überrascht drehte ich den Kopf. Aus den Augenwinkeln heraus erkannte ich noch, wie eine der Albtraumgestalten plötzlich wieder zurückgelaufen kam, unvermittelt stoppte und mich wahrscheinlich genauso verblüfft anglotzte wie ich sie.

Dann war ich im Labor.

Der Raum war ein langgezogenes Rechteck mit zwei schmalen Stahltischen, einem Waschbecken aus Stahl und vier oder fünf Schränken aus dem gleichen Material. Überall standen Reagenzgläser, Bunsenbrenner, Messkolben und Kühler herum. Dazwischen gab es allerdings auch gewisse Gegenstände, die meine Fantasie aufgrund ihres Aussehens und ihrer Materialbeschaffenheit in eine Richtung erblühen ließen, die mir ehrlich gesagt Angst machte.

Auch Linda schien mit diesem Labor so ihre Art von Problemen zu haben.

Die Art, wie sie hin und her rannte und nach etwas Speziellem zu suchen schien, bekräftigte mich jedenfalls in meiner Meinung.

»Was ist, kann ich dir helfen?«

»Ja, verriegle die Tür, ich brauch noch ein paar Minuten.«

»Für was?«

Linda wirbelte auf dem Absatz herum und starrte mich an,

als wollte sie mir die Augen auskratzen.

»Frag nicht, sondern verriegle endlich diese Scheißtür!«

Ich zuckte mit den Schultern und schlurfte, ein braver Junge, wie ich war, zur Eingangstür zurück. Ich drückte die Tür ins Schloss, schob oben und unten die beiden Metallriegel in ihre Endstellung und ließ die Vorhängeschlösser, welche die Riegel mit den eisernen Halterungen, die in der danebenliegenden Wand eingelassen waren, einrasten.

Dann drehte ich mich um, grinste Linda an und sagte: »Erledigt.«

Scheiße, nichts war erledigt!

Ich hatte kaum ausgesprochen, als irgendetwas mit voller Wucht gegen die Tür knallte, die ich vor wenigen Sekunden verschlossen hatte. Es klang, als hätte neben mir jemand eine Bombe hochgehen lassen. Ich zuckte zusammen, drehte mich um und hatte plötzlich das Gefühl, als hätte jemand einen Kübel mit Eiswasser über mir ausgeleert.

Um meine Reaktion zu verstehen, muss ich vorausschicken, dass besagte Tür nur in etwa zur Höhe meiner Schultern aus Metall war. Der Rest, bis hoch zur Decke, bestand aus durchsichtigem Panzerglas. Dahinter war die verzerrte Fratze jener Albtraumgestalt zu erkennen, die zurückgelaufen war.

Nicht, dass mich sein entstelltes Gesicht erschreckte, ich hatte in dieser verrückten Welt schon ganz anderer Dinge gesehen, was mich entsetzte, war die Tatsache, wie er draußen mit solcher Gewalt an der Tür rüttelte, dass sich drinnen die Metallriegel in ihren Halterungen zu verbiegen begannen.

Und als wäre das nicht genug, musste ich mit ansehen, wie dieses Monster langsam Gesellschaft bekam. Die Wachmannschaften wussten anscheinend mit ihren Waffen umzugehen, jedenfalls ging es dort vorne nicht weiter.

Immer mehr von diesen Kreaturen kamen ins Labor zurück. Und immer mehr begannen an der Tür zu rütteln.

Meine Nackenhaare stellten sich auf, als ich bemerkte, wie sich allmählich die Schrauben aus der Wand lösten, die eigentlich die Halterungen fixieren sollten, die dafür sorgten, dass die Tür verriegelt blieb.

Als die erste Schraube zu Boden fiel, wirbelte ich herum.

»Linda!«

Neue Gefahren

»Nun mal langsam, großer Mann, wer wird sich denn gleich ins Höschen machen? Nur noch einen Moment, dann bin ich ja soweit.« Mit einer Behäbigkeit, die mich fast in den Wahnsinn trieb, öffnete Linda die Tür eines Schaltkastens, der neben einem mannshohen Metallschrank im Labor in die Wand eingelassen war. Langsam, ganz langsam, so als hätte sie alle Zeit der Welt, starrte Linda auf die hinter dem Türchen liegende Tastatur und tippte wie ein Anfänger auf einer Schreibmaschine mit dem Ein-Finger-Suchsystem eine Zahlenfolge ein. Jetzt hätte nur noch gefehlt, dass sie ihren Schminkspiegel hervorkramte oder sie sich irgendeine Gebrauchsanweisung durchlesen musste.

Himmel noch mal, dieses Weib legte plötzlich eine Art an

den Tag, die mich langsam aber sicher verrückt machte.

Hallo, ging's noch?

Da draußen auf dem Flur tobte ein Mob aus Monstern, missgestalteten Kreaturen und Tierwesen, die unser Blut wollten, und zwischen uns stand nur noch eine verschlossene Tür.

Eine Tür aus Metall zwar und mit einem Fenster aus Panzerglas, aber auch sie war gegen die Urgewalt dieser wahn sinnigen Geschöpfe nicht gefeit. Zwei der fünf Metallhalterungen, welche die Türfassung mit der Wand verbanden, waren bereits herausgerissen, und ich ahnte, dass es nach der dritten fehlenden Halterung nur noch Sekunden dauern würde, bis sich der Mob in diesen Raum ergoss.

Die ersten Klauen schoben sich bereits dort zwischen Tür und Wand in den Raum, wo die Halterungen herausgerissen waren. Das Schreien, Kreischen und Brüllen dieser Wesen dabei war infernalisch.

Ich stand wie festgewachsen mitten im Raum und meine Blicke jagten zwischen Linda und den Monstern hin und her. Als sie mir zunickte, war ich mit einem Satz an ihrer Seite.

Sie packte mich am Oberarm, zerrte mich ein Stück nach hinten und drückte auf einen Knopf in der Tastatur des Schaltkastens, der rot aufblinkte.

Ich hörte ein Geräusch, das klang, als würde neben mir jemand die Luft aus einem Reifen lassen, dann begann sich plötzlich der riesige Metallschrank wie von Geisterhand zu bewegen. Zentimeter um Zentimeter rollte das Ding auf scheinbar unsichtbaren Schienen zur Seite. Ohne ein Wort

zu sagen, folgte ich Linda und quetschte mich durch den dunklen Spalt, der hinter dem Schrank sichtbar wurde.

Es war eine verdammt enge Geschichte.

Linda kam gerade noch so hindurch, aber meiner einer zeriss sich nicht nur die Kleider, sondern, obwohl ich den Bauch eingezogen hatte, schürfte sich auf dem Rücken auch noch gehörig die Haut ab. Es brannte wie Feuer, aber darauf konnte ich jetzt keine Rücksicht nehmen. Wir waren nämlich kaum durch und der Metallschrank begann sich wieder in seine Ausgangslage zurückzubewegen, als die Labortür mit einem solchen Donnerschlag aus dem Rahmen krachte, dass ich glaubte, jemand feuerte direkt vor meiner Nase eine Kanne ab.

Die Tür wehte wie ein Blatt im Herbstwind durch den Raum und sofort ergoss sich der Mob wie eine Springflut in das Labor. Deutlich konnte ich die pure Lust am Töten in den Gesichtern der Kreaturen erkennen.

Aber ich erkannte auch noch etwas anderes.

Der Metallschrank bewegte sich viel zu langsam in seine Ausgangsstellung zurück.

Es fehlten immer noch beinahe zwei Handbreit bis zum Verschließen des offenen Spalts.

Viel zu viel, denn die Entfernung zwischen dem ersten Monster und uns betrug höchstens noch fünf Schritte.

Als hinter mir auch noch Linda ihre bisher an den Tag gelegte Gelassenheit verlor und plötzlich wie hysterisch auf den Knöpfen der Tastatur herumhämmerte, begann mein Herz zu rasen und kalter Schweiß stand auf meiner Stirn.

Die Kreatur, die mir am nächsten war, hob den Kopf und

grinste mich zähnefletschend an.

Blut und Speichel rannen aus seinen Mundwinkeln und vermischten sich auf seiner nackten Brust.

Einen Atemzug später betrug die Entfernung zwischen uns nur noch drei Schritte.

Noch zwei Schritte.

Linda schrie gellend auf, als sich ein Herzschlag später eine hornige, mit drei gebogenen Klauen versehene Kralle durch den Spalt schob.

Meine Hoffnung, hier jemals lebend wieder herauszukommen, sank auf den Nullpunkt.

Doch im gleichen Moment geschah etwas, das ich bis heute noch nicht richtig begriffen habe.

Ich hörte plötzlich ein geradezu infernalisches Gebrüll und dann stürzte von links ein riesiger Schatten heran.

Die Klauenhand verschwand und das Wesen wirbelte wie eine willenslose Gliederpuppe durch die Luft, ehe es auf die nachfolgende Masse der anderen Kreaturen prallte und ihren Ansturm für die Zeitspanne eines Atemzuges zum Erliegen brachte. Dann baute sich unser Helfer, ihn musste wohl der liebe Gott geschickt haben, drohend vor dem Mob auf, der einen Moment geifernd und kreischend verharrte. Obwohl ich seine Umrisse nur den Hauch einer Sekunde betrachten konnte, wusste ich sofort, dass es sich bei der Gestalt um Skmil handelte.

Ich wusste nicht, warum oder wieso er so reagierte, ich

sollte es erst viel, viel später erfahren, aber in seinem letzten Blick, den er mir zuwarf, schien alle Traurigkeit dieser Welt zu liegen.

Niemals zuvor und auch später noch hatte ich je ein Gesicht gesehen, das so voller Melancholie und Schwermut war wie das seine in diesem Moment.

»Skmil!«

Ich stürzte vorwärts, aber es war zu spät. Der Metallschrank war mit einem dumpfen Wummern wieder in seine Ausgangslage zurückgefahren. Linda zog mich am Arm zurück und mit dem gleichen dumpfen Geräusch wie der Schrank fiel unvermittelt eine schwarze, undurchdringliche Wand wie ein Fallbeil von der Decke. Wäre es Linda nicht gelungen, mich zurückzuziehen, hätte mir diese Wand wahrscheinlich meine Zehen abgehackt, so dicht sauste sie an mir herunter.

»Vergiss diesen Skmil, vergiss alles, was da draußen war, denn wenn wir nicht schleunigst von hier verschwinden, wird es uns genauso ergehen.«

Ich drehte den Kopf. »Was willst du damit sagen?«, erwiderte ich gereizt.

»Das mir klar war, dass das passieren würde, nachdem die Monster die Wachmannschaft angegriffen haben.«

Ich legte den Kopf schief. Was meinte sie damit, dass so etwas passieren würde?

Lindas Erklärung folgte auf dem Fuß.

»Du weißt doch, dass hier drinnen nichts, aber auch gar nichts dem Zufall überlassen wird. Trotzdem bin ich ein wenig überrascht, dass sie das Gas so schnell eingesetzt haben.

Die Herren dort oben sind seit unserer Flucht anscheinend etwas nervös.«

»Habe ich da etwa gerade das Wort Gas verstanden?«

»Was hast du denn gedacht, wie man auf das hier reagiert? Hier macht man nicht viel Federlesen, man riegelt die Gänge der betroffenen Zone ab, bläst Giftgas hinein und schon ist die Sache erledigt, ohne dass man selber einen einzigen Mann verloren hat. Diese Wand, die da plötzlich vor dir von der Decke gefallen ist, trennt uns von einer vergasten Zone. Aber leider nicht für lange. Laut den Sicherheitsbestimmungen werden innerhalb einer bestimmten Zeit zwei weitere der umliegenden Zonen vergast, um ein Ausbreiten eventueller Feinde zu verhindern.« Linda hatte kaum ausgesprochen, als ich schon wieder so ein eigenartiges Kribbeln im Bauch verspürte.

»Wir haben nur fünf Minuten, bis man es auch in diesen Abschnitt bläst.«

»Und warum stehen wir dann hier noch herum?«

Aus dem anfänglichen Kribbeln in meinem Bauch wurde langsam Panik.

Wir rannten gerade einmal zwei Minuten, allerhöchstens drei, durch den vor uns liegenden schmalen Gang, als hinter uns mit einem wohlbekanntem, dumpfen Geräusch eine weitere Wand von der Decke fiel und sich untrennbar mit dem Boden verband.

»Schneller!«, keuchte Linda. »Eine Zone noch, dann sind

wir wieder in Sicherheit.«

Meine körperliche Verfassung war noch immer nicht das, was man als ideal bezeichnet, trotzdem zog ich noch einmal das Tempo an.

Seite an Seite folgten wir dem Gang, der jetzt eine langgezogene Kehre nach links machte.

Als wir um die Kurve kamen, war vor uns plötzlich heller Lichtschein zu sehen.

Aber auch noch etwas anderes.

Umringt von zwei Weißkitteln, wahrscheinlich irgendwelche Wissenschaftler, tippte keine zwanzig Schritte vor uns ein bewaffneter Mann in einer dunkelblauen Fantasieuniform gerade auf einer in der Wand eingelassenen Tastatur herum, die verdammte Ähnlichkeit mit der hatte, die Linda vor geraumer Zeit bearbeitet hatte, um damit einen gewissen Metallschrank dazu zu veranlassen, dass er sich zur Seite wegbewegte.

»Aufhören!«, brüllte Linda, während sie den Leuten entgegenstolperten.

Die Köpfe der drei Figuren vor uns ruckten wie auf einen stummen Befehl hin beinahe gleichzeitig herum. Ich wusste nicht, was in ihren Schädeln in diesem Augenblick gerade vorging, aber als ich in das verzerrte Gesicht des Uniformierten blickte und registrierte, wie sich sein Zeigefinger langsam einem gelben, wie wild aufblinkenden Knopf in der Tastatur näherte, wusste ich plötzlich mit geradezu eintausendprozentiger Wahrscheinlichkeit, dass wir bis zum Hals in der Scheiße saßen.

Der Nebel lichtet sich

Bildlich gesprochen betrug die Entfernung zwischen Leben und Tod in diesem Moment exakt fünf Schritte. Ich bekomme noch heute Schweißausbrüche, wenn ich nur daran denke, was passiert wäre, wenn dieser Vogel in seiner blauen Faschingsuniform damals tatsächlich auf den gelben Knopf gedrückt hätte.

Eine Metallwand wäre wie ein Fallbeil von der Decke gefallen und hätte sich binnen eines Herzschlags luftdicht mit dem Boden verbunden und unserer Flucht damit ein jähes Ende gesetzt. Man hätte den Gang mit Giftgas gefüllt und dann ...

Game over! Linda und ich wären Geschichte gewesen.

Im Nachhinein betrachtet hatten wir es nur unserer rücksichtslosen Vorgehensweise zu verdanken, dass wir allem hätte und wäre zum Trotz überlebten.

Mit ein, zwei großen Sätzen sprang ich auf den Uniformierten zu, packte ihn am Oberarm und riss ihn von der Tastatur fort. Der Wachmann stieß einen wütenden Schrei aus. Seine Augen funkelten wütend, während er sich sofort mit rudernden Armen auf mich stürzte. Ich parierte seinen ersten Schlag und blockte gleich darauf den zweiten ab. Ehe der Mann noch einmal ausholen konnte, riss ich das Knie hoch.

Obwohl ich noch immer nicht im Vollbesitz meiner Kräfte war, entpuppte sich die Muskulatur meines Oberschenkels inklusive meiner Kniescheibe dennoch robuster als seine

»Kronjuwelen«. Die Wache wurde weiß im Gesicht wie ein frisch gestärktes Leintuch, klappte zusammen und taumelte stöhnend zur Seite.

Inzwischen hatten sich die beiden Weißkittel von ihrer Überraschung erholt und rückten zusammen ebenfalls gegen mich vor. Einer der Wissenschaftler, es war eine Frau, fauchte dabei wie eine wütende Katze und streckte mir ihre Fingernägel entgegen.

Bevor sie mir damit die Augen auskratzen konnte, wurde hinter mir plötzlich eine Waffe repetiert.

Ein Schuss krachte.

Das Echo der Detonation rollte tausendfach durch den Gang. Keine Handbreit vor den heranstürmenden Weißkiteln stanzte die Kugel ein hässliches Loch in den Boden. Mit Pasquales Gewehr im Anschlag bewegte sich Linda langsam an mir vorbei.

»Keiner bewegt sich«, sagte sie kalt. Dann trat sie auf die in die Wand eingelassene Tastatur zu und drückte den immer noch wie wild aufblinkenden gelben Knopf. Augenblicklich wurde der Mechanismus zum Verschließen des Gangs in Kraft gesetzt. Nachdem die Metalltür mit einem dumpfen Laut eingerastet war, herrschte für einige Sekunden eine beinahe unwirkliche Stille.

Erst da realisierte ich, dass es uns gelungen war, den Kopf wieder einmal aus der Schlinge zu ziehen. Das tödliche Gas, der tobende Mob der Kreaturen, die Angst, hier am Ende des Weges angelangt zu sein, all das war nun hinter derahltür geblieben. Wir hatten wieder einmal überlebt, wenn es auch knapp gewesen war. In Gedanken blies ich geschätz-

te einhundert Kubikmeter Luft durch die Backen.

»Was zum Teufel soll das?«

Die Wissenschaftlerin, die vor wenigen Sekunden noch versucht hatte, mir die Augen auszukratzen, schien ihre Stimme als Erste wiedergefunden zu haben.

Sie war etwa Anfang vierzig, kaum mittelgroß und etwas hager. Ihr asketisch geschnittenes Gesicht wurde beherrscht von einer schwarz gefassten Brille und einer unglaublich spitzen Nase. Ihr dunkles, inzwischen von unzähligen grauen Strähnen durchzogenes Haar war streng nach hinten gekämmt und zu einem Zopf zusammengebunden. Bekleidet war sie mit einem dunklen Rock, der bis zu den Waden reichte, schwarzen Strümpfen und einem Pullover, der die Farbe von erkalteter Asche besaß. Zusammen mit dem offen stehenden weißen Kittel, der ihr mindestens zwei Nummern zu groß war, und ihren Halbschuhen, die vielleicht einmal vor einhundert Jahren modern gewesen sein mochten, ergab sie ein Bild, das genau meinen Vorstellungen von einer weltfremden, verknöcherten Wissenschaftlerin entsprach, die zwar fachlich eine Koryphäe sein mochte, aber vom wirklichen Leben soviel Ahnung wie eine Kuh vom Sonntag hatte.

Außerdem war sie garantiert entweder Jungfrau oder Kampfesbe, anders war ihre schroffe, abweisende Art Männern gegenüber kaum zu erklären.

Ich versuchte eine Erklärung, als mir die Tante sofort über den Mund fuhr.

»Ihr Geschwafel können Sie sich sparen, das interessiert mich nicht. Sie sind weder Wissenschaftler noch gehören Sie zu den Sicherheitsleuten. Ergo ist es besser, wenn Sie einfach die Klappe halten, solange sich Leute unterhalten, die wirklich kompetent sind.«

Der Blick, mit dem sie mich dabei musterte, war eine Mischung aus Ekel, Desinteresse und Verachtung. Ich war kurz davor, ihr die Meinung zu geigen, mir lag bereits eine Bemerkung in Richtung Minderwertigkeitskomplexe oder chronisch untervögelt auf den Lippen, als sich Linda in den Disput einmischte.

»Ich weiß zwar nicht, was Sie in diesem Teil der unterirdischen Anlage zu suchen haben, aber ich weiß, dass wir schleunigst nach oben gehen sollten.«

Der Kopf der eisernen Jungfrau ruckte sofort herum.

»Wer sind Sie eigentlich?«

Linda zückte einen Ausweis, so eine Art eingeschweißte Plastikkarte, die sie aus irgendeiner Falte ihrer Kleidung hervorgezaubert hatte, und erklärte ihren Status. Ich weiß heute nicht mehr, was sie alles an Argumenten vorbrachte, ich weiß nur noch, dass einige Worte darunter waren, bei denen ich nur Bahnhof verstand. Jedenfalls entspannte sich die Situation augenblicklich.

Emma Wayne, die Jungfrau, und ihr Kollege Bob Sheridan, die Namen erfuhr ich, während sich die beiden mit Linda unterhielten, zeigten sich ziemlich überrascht von den Vorgängen, die ihnen Linda schilderte.

Auch meiner einer spitzte bei Lindas Ausführungen die Ohren. Der Einzige von uns fünf, den das Ganze nicht zu in-

teressieren schien, war Hopkins, der Wachmann. Er hatte noch immer mit seinen, nennen wir es einmal dicken Eiern, zu kämpfen.

»Soll das etwa heißen, dass die Forschungsobjekte der unteren Ebenen eine Art Eigeninitiative entwickelt haben und sich auf dem Weg hierher befinden?«

Linda zuckte mit den Schultern. »So könnte man es auch umschreiben. Wir wissen zwar nicht, wie viele von ihnen die automatischen Sicherheitseinrichtungen überlebt haben, aber wir wissen, dass es Dutzende sind, die irgendwo in den hinter uns liegenden Gängen frei herumlaufen.«

»Das bedeutet also, dass zumindest Ebene D und E nicht mehr unter Kontrolle sind.« Sheridans Stimme klang dabei derart nüchtern und emotionslos, als hätte er uns gerade mitgeteilt, dass bei Woolworth Socken im Angebot waren.

»Ich halte es daher für unabdingbar, dass wir uns sofort auf den Weg zu Ebene A machen.«

»Das kommt überhaupt nicht infrage!«, erwiderte Emma scharf. »Zuerst werden wir unsere Kollegen hier informieren, um dann gemeinsam mit denen auf der Ebene B Vorbereitungen zur Evakuierung zu treffen. Sie wissen doch, dass auf B das Adamprojekt kurz vor der Vollendung steht. Wir dürfen kein Risiko eingehen, nachher will es der Zufall, dass diese Ungeheuer vor der Wachmannschaft auf B eintreffen.«

»Blödsinn«, wiegelte Sheridan ab. »Es gibt keine Lücken im Sicherheitssystem auf den unteren Ebenen. Diese Monster werden weder die eisernen Stahltüren überwinden können, noch das Gas überleben. Also keine Panik, wir können weiterarbeiten wie bisher, um den Rest kümmern sich die

Wachen.«

»Das haben Sie nicht zu entscheiden, Sheridan. Noch bin ich in der Hierarchie zwei Stufen über Ihnen. Was wir also gegen diese Bestien unternehmen, entscheide immer noch ich.«

Mein Magen stülpte sich um.

Monster hatten die beiden Wissenschaftler die bedauernswerten Kreaturen genannt, die in den unteren Gängen gefangen gehalten wurden, Bestien, Scheusale oder Ungeheuer. Dabei waren es doch sie, die durch ihre Forschungen und Experimente die armen Teufel erst dazu gemacht hatten. Meine Ansichten über Linda und ihre Konsorten wurden immer dunkler. Trotzdem hütete ich mich davor, mich in ihren Dialog einzumischen. Während ich einfach nur dastand und ihrem Kompetenzgerangel scheinbar teilnahmslos lauschte, erfuhr ich beinahe mehr von dieser seltsamen Welt, als mir Linda zusammengenommen in den letzten Tagen unseres Beisammenseins erzählt hatte.

Allmählich tauchten immer mehr Dinge aus dem Nebel der Geheimnisse dieser Welt vor mir auf. So erfuhr ich ganz beiläufig, dass dieses Hauptquartier anscheinend aus fünf hermetisch abriegelten Ebenen bestand, die nach den ersten Buchstaben des Alphabets benannt waren. Auf einer davon stand ein Projekt kurz vor dem Abschluss, das anscheinend von größter Wichtigkeit war. Egal, was es auch war, irgendwie hatte ich das Gefühl, dass ich mehr darüber wissen sollte.

Meine Gedanken überschlugen sich.

Zwei Ebenen also und ich war wieder an jenem Punkt angelangt, an dem ich mit Linda den ersten Versuch gestartet hatte, diese Welt zu verlassen. Damals blieb es bei dem Versuch, deshalb wollte ich diesmal nicht wieder dieselben Fehler machen.

Was ich zuerst benötigte, war wieder eine Waffe. Am besten eine, die ich am Körper verstecken konnte. Ich war mir plötzlich sicher, dass mir dieser Umstand noch einmal sehr nützlich sein würde.

In diesem Moment meldete sich neben mir der Wachmann, Sie wissen schon, der mit den lädierten Kronjuwelen.

Er richtete sich auf, rührte dabei wie ein waidwunder Hirsch und nestelte mit der Rechten umständlich an dem Halfter an seiner Hüfte.

Meine Blicke saugten sich förmlich an seiner Hand fest, die sich um den graumelierten Griff einer Pistole legten, huschten kurz zu dem Wissenschaftlertrio, das sich immer noch über irgendwelche Weisungsbefugnisse stritt, um dann wieder zu dem Wachmann zurückzukehren.

Sorry Kollege, dachte ich noch, das ist heute nicht dein Tag.

Dann schenkte ich ihm ein Lächeln voller Mitleid und hämmerte ihm gleichzeitig die geballte Faust an die Schläfe.

Der Kerl machte »Mmmh« und fiel um wie ein nasser Sack.

Ich beugte mich über ihn, nahm die Pistole an mich und durchsuchte ihn flüchtig. Wer solange wie ich im Sicherheits- und Wachgewerbe tätig ist, weiß, wo man suchen

muss. Als ich mich wieder aufrichtete, zählte ein Reservemagazin und ein Lima One Survival Messer zu meinem Eigentum. Ich hatte die Waffen kaum in der Hosentasche und in meinem Rücken hinter dem Gürtel versteckt, als Emma Wayne mich fixierte.

»Was machen Sie da?«

Ich zuckte mit den Schultern und setzte eine Miene auf, als könnte ich kein Wässerchen trüben. »Ich kümmere mich um den Wachmann. Er hat anscheinend einen Schwächeanfall.«

Das Ziel rückt näher

»Dafür ist jetzt keine Zeit«, herrschte mich Emma Wayne an. »Lassen Sie diesen Versager liegen. Wir müssen sofort unsere Kollegen informieren.« Ohne noch ein weiteres Wort über die Angelegenheit zu verlieren, drehte sich die Professorin auf dem Absatz um und ging einfach weiter. Ich zuckte mit den Achseln und trottete dem Drachen hinterher.

Allerdings nicht, weil ich besonders folgsam war oder sie mich mit ihrer schroffen Art eingeschüchtert hatte, sondern, weil ich nicht die geringste Ahnung hatte, wohin ich mich wenden musste, um zur nächsten Ebene beziehungsweise endlich zum Ausgang zu kommen.

Ich stiefelte also hinter Linda und den beiden Wissenschaftlern her, beseelt von dem Gedanken, sofort den Absprung zu machen, sobald ich wusste, welcher Weg mich in die Freiheit führte.

Ich hatte die Rechnung allerdings ohne Emma, die eiserne

Jungfrau, gemacht.

Linda, Sheridan und ich waren noch keine zwanzig Yards weit gekommen, als der Drachen wie von der Tarantel gebissen herumfuhr, sich mit in die Hüften gestemmtten Händen vor mir aufbaute und mich mit einem Blick musterte, der sogar die Hölle hätte zufrieren lassen.

Irgendwie hatte ich das Gefühl, dass ihr meine Anwesenheit erst jetzt so richtig bewusst geworden war.

»Wer zum Teufel sind Sie eigentlich?«

Ich bleckte die Zähne. »Wer will das wissen?«

»Werden Sie jetzt bloß nicht frech. Sonst Sorge ich dafür, dass Sie mehr Schwierigkeiten bekommen, als Sie vertragen können. Und glauben Sie mir, das ist keine leere Drohung, ich befinde mich nämlich in einer Position, die es mir erlaubt, den lieben Gott zu spielen, jedenfalls solange wir uns in diesen Etagen befinden. Haben Sie das verstanden, Mister ...?«

»Sein Name ist Jackson«, erwiderte Linda. Sie war inzwischen stehen geblieben und musterte uns hektisch. »Er ist okay«, sagte sie schnell. »Zwar nur eine Hilfskraft aus den unteren Ebenen, aber ein gewiefter Bursche, der mir schon ein paar Mal recht nützlich war.«

»Soso«, sagte Emma und musterte mich anzüglich. »Und wie nützlich?«

Da ich nicht vorhatte, dem Drachen meine Lebensgeschichte zu erzählen, konterte ich mit einer Gegenfrage: »Seit wann interessiert sich ein Professor von Ihrem Rang für einen Laufburschen wie mich?«

Emma Wayne maß mich mit einem kalten Blick.

»Ich habe ein ziemlich gutes Gedächtnis, was Gesichter anbelangt, und ich kann mich nun mal nicht daran erinnern, Sie jemals hier auf einer der Ebenen gesehen zu haben. Genau dieser Umstand bereitet mir Kopfzerbrechen.«

Ich zuckte mit den Schultern und versuchte, die Situation mit einem lockeren Spruch zu entschärfen. Ein kurzer Blick in Lindas angespanntes Gesicht hatte mir gezeigt, dass meine Begleiterin ziemlichen Respekt vor der kleinen Professorin hatte. Offensichtlich war Emma tatsächlich in der Lage, uns Schwierigkeiten zu machen.

»Wahrscheinlich haben Sie mich in dem ganzen Trubel hier einfach übersehen. Wenn es mir auch schwerfällt, so muss ich doch eingestehen, dass ich nicht gerade eine Schönheit bin. Ich bin es also gewöhnt, mit meinem Allerweltsgesicht von vielen übersehen zu werden.«

»Ich bin aber nicht viele!«

»Sei's drum«, erwiderte ich lapidar. »Das Ganze können wir ja später klären, jetzt sollten wir uns besser wieder auf den Weg machen. Nicht, dass diese Monster, wie Sie die Kreaturen bezeichnen, doch einen Weg finden, die Sicherheitssysteme zu umgehen. Ich wüsste nämlich nicht, wie wir sie aufhalten könnten.«

»Verdammt Emma, er hat recht!«, pflichtete mir Doktor Sheridan bei. Sein Adamsapfel hüpfte dabei nervös auf und ab, der schrillen Stimme nach zu urteilen, stellte er sich dieses Szenario wohl gerade bildlich vor.

»Wir sollten wirklich zusehen, dass wir in die oberen Etagen kommen, und zwar so schnell es geht.«

»Ihnen ist aber schon bewusst, dass wir damit einem Au-

ßenstehenden Einblicke in den Adamversuch gewähren?«

»Scheiß auf den Adamversuch«, entgegnete Sheridan voller Inbrunst. »Was habe ich davon, wenn mich diese Monster killen?«

»Reißen Sie sich gefälligst zusammen, Sheridan! Ihr Verhalten, das Sie im Moment an den Tag legen, ist unterste Schublade, was sollen denn die anderen von uns denken?«

»Das ist mir scheißegal!«, sagte der Doktor und baute sich drohend vor der Emma auf.

»Wovon reden die eigentlich die ganze Zeit?«, zischte ich Linda zu, während sich die beiden Wissenschaftler weiterhin beharkten.

Die Antwort erhielt ich eine knappe Viertelstunde später, kurz, nachdem sich Wayne und Sheridan endgültig darauf geeinigt hatten, meine Anwesenheit zu akzeptieren.

Keiner von uns redete ein Wort, während wir Emma Wayne durch ein gespenstisches, halbdunkles Labyrinth aus Gängen, Nischen und verlassenen Laborräumen folgten. Irgendwo brummte ein Generator, und je weiter wir kamen, umso stärker war die Luft von jenen typischen Düften und Gerüchen erfüllt, die immer dann entstanden, wenn sich viele Menschen auf engsten Raum zusammendrängten.

Ich kam mir vor wie zur Rushhour in der U-Bahn. Es roch nach Deo, Aftershave und neuen Lederstiefeln, nach frisch geduschten Menschen ebenso wie nach Schweiß und irgendwelchen Arbeitsklamotten, die frisch aus der chemischen

Reinigung gekommen waren, außerdem schien es da jemanden zu geben, der sein Lunchpaket mit einer ordentlichen Portion Zwiebeln belegt hatte.

Emma führte uns im Eiltempo einem unbekanntem Ziel entgegen, das am Ende des Ganges liegen musste, denn eigentlich war dort Endstation. Die wenigen Glühbirnen im Gang spendeten nur ein schwaches Licht, aber es reichte dennoch aus, um die dunkle Stahlwand erkennen zu lassen, die unseren Weg in einer Sackgasse enden ließ. Hier war Ende Gelände, hier ging es definitiv nicht weiter, es sei denn, Emma besaß die Gabe, durch stählerne Wände hindurchzugehen.

Okay, ich hatte in dieser verrückten Welt schon so einiges erlebt, aber das traute ich ihr wirklich nicht zu. Dennoch beschlich mich ein seltsames Gefühl, als sie mit Linda und Sheridan im Schlepptau unbeirrt auf das Ende des Ganges zu-eilte.

Was für einen Trumpf hielt die kleine Professorin im Ärmel versteckt?

Sie zeigte es uns, während ich mir in Gedanken die tollsten Szenarien ausmalte. Es war ebenso einfach wie geheimnisvoll.

Sie presste ihre Rechte auf eine in der Wand eingelassene Vertiefung, blaues Licht hüllte sie ein und innerhalb eines Atemzuges glitt die scheinbar unüberwindliche Wand aus Stahl und Eisen wie von Zauberhand berührt einfach zur Seite.

Dahinter befand sich ein weiterer Gang, der nach knapp zehn Schritten vor einer einfachen Drehtür endete, hinter

der vielstimmiges Gemurmel zu hören war.

Ohne irgendwelche Erklärungen ging Emma durch die Drehtür. Die anderen folgten ihr wortlos, nur ich riskierte noch einen kurzen Blick über die Schultern.

Mit gemischten Gefühlen beobachtete ich, wie sich hinter uns die stählerne Wand erneut bewegte und den Gang hermetisch abriegelte.

Damit gab es kein Zurück mehr.

In diesem Moment war ich meiner Eingebung dankbar, die mich veranlasst hatte, die Waffen des Wachmannes an mich zu nehmen.

Nachdem mich die Drehtür ausgespuckt hatte, blieb ich einfach stehen.

Irgendwelche Lampen mit gefühlten zehntausend Watt strahlten mir direkt ins Gesicht. Die Helligkeit war so grell, dass ich wie ein Blinder ein, zwei Schritte zur Seite trippelte. Es dauerte bestimmt fünf Minuten, bis sich meine Augen an die Helligkeit gewöhnt hatten. Als ich dann wieder aufblickte, hielt ich den Atem an.

»Jesus!«, entfuhr es mir.

Wo war ich hier nur gelandet?

Adam

Ich kam mir vor wie ein kleiner Junge vor dem Weihnachtsbaum, kurz vor der Bescherung.

Ich hatte die Augen aufgerissen, den Mund aufgesperrt und mein Herz klopfte bis zum Hals. Das von unzähligen Scheinwerfern in ein geradezu unirdisches Licht getauchte Laboratorium wäre für mich alleine kein Grund gewesen, in Ehrfurcht zu erstarren, auch nicht die Wahrnehmung, dass sich hier schätzungsweise vier bis fünfhundert Menschen tummelten, wenn nicht sogar noch mehr. Was mich wirklich fast aus den Stiefeln hob, war die Tatsache, dass dieser unterirdische Raum fast so hoch war wie das Längsschiff von Westminster Abbey und in ungefähr die Größe von einem Dutzend Fußballfelder besaß.

Und das mitten im Outback von Australien!

Ich kannte keine Person, keinen Konzern noch sonst irgendeine Institution, die in einem westlichen Land ohne Wissen der Öffentlichkeit ein derartiges Szenario erschaffen konnte, außer vielleicht die Armee des jeweiligen Landes oder der Geheimdienst.

»Mitkommen!«

Die ebenso knappgehaltene wie emotionslose Aufforderung von Emma Wayne riss mich aus meinen Gedanken. Ich blinzelte, sah mich einen Moment lang etwas irritiert um und schloss mich schließlich den anderen an, welche der Professorin wie junge Hundewelpen folgsam hinterhertrabten.

Emma Wayne führte uns zielstrebig am äußeren Rand des Raums entlang durch das gigantische, kuppelförmige Labor.

Vorbei an elektronischen Gerätschaften mit den Ausmaßen eines Kleinwagens, mobilen Arbeitsplattformen, die mit allerlei wissenschaftlicher und technischer Ausrüstung geradezu überladen waren, und riesigen Kabelsträngen, die sich schlängelig von einem Ende des Labors bis zum anderen wandten.

Die Menschen, die hier arbeiteten, nahmen kaum Notiz von uns. Stattdessen steckten sie immer wieder die Köpfe zusammen, redeten wild durcheinander und deuteten ständig auf die Bildschirme der Computer. Durch die Akustik in dem Monsterbau war ihr Gerede so laut, dass es beinahe in den Ohren schmerzte. Dennoch spürte ich deutlich die Spannung, die beinahe greifbar in der Luft lag. Ich sah sie in den Gesichtern der Menschen, an denen ich vorbeilief, und an der Art ihrer Körperhaltung und Mimik. Irgendwie erinnerte mich diese Spannung an eine Nacht während meiner Militärzeit, in der ich während eines Manövers mit meinen Kameraden auf das Zeichen zum Angriff gewartet hatte. Damals schien sich diese Spannung über das ganze Universum zu erstrecken und löste sich erst wieder auf, als wir mit ohrenbetäubendem Geschrei zur Attacke übergingen.

Hier war es nicht anders, es schien, als warteten alle in diesem Labor auf etwas Bestimmtes.

Inzwischen hatte uns Emma an eine Stelle geführt, die im Gegensatz zum restlichen Raum nicht einsehbar war. Ein paar mobile Stellwände, wie sie oft in Großraumbüros verwendet werden, schirmten diesen Ort vor neugierigen Blicken ab. Hinter diesen Stellwänden saß ein einzelner Mann mit dem Rücken zu uns vor einem Computer. Er war ziem-

lich groß und hager. Im Unterschied zu all den anderen Menschen hier, die entweder einen knöchellangen weißen Kittel trugen oder diese seltsame blaue Fantasieuniform, wie die Wache, die ich ausgeschaltet hatte, war dieser Mann so gekleidet wie es jeder andere in einer westlichen Großstadt, dunkles Sweatshirt, Markenjeans und Turnschuhe, deren weißes Obermaterial das Logo einer Firma zierte, deren Name mit dem einer amerikanischen Großkatze identisch war.

Emma bat uns einen Moment zu warten, ging zu dem Mann und sprach ihn an.

Sie hatte den ersten Satz kaum beendet, als dieser in einer Art und Weise reagierte, als hätte man ihm ins Gesicht geschlagen.

Der Typ sprang wie von einem Katapult abgeschossen in die Höhe, riss entgegen jeder Vernunft den Stecker aus dem Computer und wirbelte herum. Seinem Gesichtsausdruck nach zu urteilen war er kurz davor, Amok zu laufen.

»Sind Sie verrückt geworden, wie kommen Sie dazu, hier einfach unangemeldet aufzutauchen? Sie wissen doch, dass wir auf dieser Ebene der strengsten Geheimhaltung unterliegen. Sie können sich doch nicht über sämtliche Vorschriften hinwegsetzen und einfach Personen mit in dieses Labor bringen, deren Fachkompetenz wahrscheinlich nicht viel größer ist als die unserer Putzfrau. Wissen Sie nicht, was passieren kann, wenn Unbefugte wie diese Individuen hier Einblick in unsere Arbeit bekommen?«

Mit seiner aufbrausenden Haltung konnte der Mann vielleicht seine Mitarbeiter einschüchtern aber nicht Emma Wayne.

»Nun machen Sie mal halblang, Professor Norman. So können Sie vielleicht Ihre fachkompetenten Putzfrauen herunterputzen, aber nicht mich, verstanden?«

»Aber ...«

»Nichts aber, jetzt rede ich!«

Ich hatte Mühe, mir ein Grinsen zu verkneifen.

Bevor der Professor zu einer Antwort ansetzen konnte, nahm ihm die streitbare Jungfer mit ihrer gewohnt liebenswürdigen Art den Wind aus den Segeln.

Als Emma Wayne sprichwörtlich gesagt zum Angriff überging, tat mir dieser Norman fast schon ein bisschen leid.

»Zunächst einmal möchte ich festhalten, dass ich als Leiter der C-Ebene mindestens ebenso viele Befugnisse besitze wie Sie, soviel zu der Kompetenzfrage. Des Weiteren besteht meine Begleitung aus meinem Assistenten Doktor Bob Sheridan und der Ärztin Linda Fuller, die im Außenbereich unserer Experimentierarea eine gehobene Position einnimmt, und keinesfalls aus irgendwelchen Individuen. Wenn Sie mit diesen Leuten ein Problem haben sollten, können wir das gerne diskutieren, und zwar im Büro von Professor Kovac, dem Leiter dieses Projekts. Er wird sich dabei sicher für Ihre idiotische Art, den Computer herunterzufahren, interessieren. Sind Sie eigentlich bescheuert, Sie können doch nicht einfach den Stecker ziehen? Was, wenn dabei unwiederbringlich Daten verloren gehen?«

Norman blickte uns der Reihe nach an. Von seiner auf-

brausenden Art war plötzlich nichts mehr zu spüren, im Gegenteil, die Sache mit dem Stecker ziehen schien ihn mehr zu beschäftigen, als ihm lieb war. Immer wieder wanderten seine Augen auf das besagte Teil, während er sich vor uns zu rechtfertigen versuchte.

»In dieser Hinsicht habe ich vielleicht etwas überreagiert, aber Sie werden mich verstehen, wenn ich Ihnen sage, dass wir kurz davor sind, das Experiment Adam abzuschließen.«

Ich wusste zwar nicht, was Norman damit andeuten wollte, aber ich spürte instinktiv, dass sich hinter diesem Experiment etwas verbarg, das mehr als außergewöhnlich sein musste.

Emma Wayne wurde plötzlich fast handzahn und in Lindas Augen war ein Funkeln zu erkennen, das ich nur mit dem Wort »Gier« umschreiben konnte.

»Professor«, säuselte Emma plötzlich. »Sie wollen doch nicht allen Ernstes behaupten, dass Adam funktioniert?«

»Doch«, sagte Norman und lächelte überlegen.

Als er sich umdrehte und eine der mobilen Stellwände dabei zur Seite schob, konnte ich deutlich erkennen, wie er langsam aber sicher wieder Oberwasser bekam. Ohne ein weiteres Wort über die Angelegenheit zu verlieren, lief er einfach los.

Emma nickte uns zu und wir liefen hinterher.

Kurz darauf hatten wir ungefähr die Mitte des kathedra-
lenartigen Baus erreicht. Das Zentrum wurde beherrscht von

einer kreisrunden Vertiefung, die man in den Boden eingelassen hatte. Das Loch maß ungefähr fünf Yard im Durchmesser und war etwa genauso tief. Um das Loch herum standen mehrere Metallgestelle, die mit Dutzenden elektronischer Geräte zugepackt waren, von denen aus unzählige Kabelstränge in die Tiefe hinab liefen. Rote Kabel, gelbe Kabel, grüne Kabel und dazwischen einige weiße Kittelträger, die unzufrieden in das Loch hinabstarrten.

Professor Norman führte Emma im Eilschritt an die Vertiefung heran, gefolgt vom Rest unserer Gruppe.

»Sehen Sie diese ganzen Geräte? Damit ist es uns gelungen, eine Laborautomatisierung auf die Beine zu stellen, um die uns die halbe Welt beneidet. Unsere Instrumentierungskomponenten sind verwechslungssicher an das Automatisierungssystem angeschlossen, sodass eine Auswertung und Protokollierung auch durch Nichtfachkräfte stattfinden kann. Das heißt im Klartext, dass unsere Wissenschaftler ihre ganze Kraft auf das Experiment konzentrieren können und nicht durch irgendwelche banale oder ständig wiederkehrende Arbeiten abgelenkt werden. Nur so ist es zu erklären, warum wir in der Lage waren, das Adam-Experiment in dieser kurzen Zeit zu realisieren.«

Normans ursprünglich abweisender Tonfall und seine schroffe Haltung uns gegenüber wichen einer Stimmlage, in der sich Euphorie und Genugtuung abwechselten. Anscheinend wollte er allen beweisen, was für ein toller Hecht er respektive sein Team war.

Er grinste wie ein Honigkuchenpferd, als wir den Rand der Vertiefung erreicht hatten.

Norman streckte die Hand aus, zeigte nach unten und sagte: »Das ist Adam!«

Mein Blick folgte der Richtung seiner ausgestreckten Rechten und mir wurde schwindlig. Seine weiteren Worte drangen schon gar nicht mehr bis zu mir vor.

Ich bekam weiche Knie.

Es lebt

Vor mir lag ein Monster. Keines im herkömmlichen Sinn, also weder eines mit zwei Köpfen, acht Fingern an der Hand oder Ähnlichem, dennoch ein Monster, jedenfalls in meinen Augen.

Es war sehr groß und hager, beinahe dürr, dabei aber fast doppelt so groß wie ich. Es besaß wie jeder andere Mensch zwei Arme und Beine, einen dazugehörenden, wenn auch schmalen Rumpf und einen Kopf. Bis auf einen weißen Stofffetzen, der seine Geschlechtsteile bedeckte, war es vollkommen nackt.

Dieses Ding, oder was immer es auch war, lag in einer Art überdimensionaler Badewanne, die in der Mitte des Labors in den Boden eingelassen war. Umspielt von einer milchig weißen Flüssigkeit wirkte es wie ein Albino, wobei dieser Eindruck durch die ungewöhnlich blasse Haut und das schlohweiße Haupthaar noch verstärkt wurde. Sein feminin geschnittenes Gesicht stand in krassem Gegensatz zu seinem riesigen, knöchigen Körper. Obwohl es sich kaum von einem Menschen unterschied, strahlte es etwas Unwirkliches,

Fremdes aus.

Vielleicht lag es auch an der Umgebung, an dem riesigen Labor oder an den vielen befremdlich aussehenden Gerätschaften um uns herum, von denen aus unzählige Kabel auf ihn zuführten, die seinen Oberkörper mit einem engmaschigen Netz aus roten, grünen und gelben Leitungen beinahe vollständig bedeckten.

Keine Ahnung.

Ich wollte mich jedenfalls gerade abwenden, der Anblick des Albinoriesen widerte mich allmählich an, als dieses Ding, das sie aus was für Gründen auch immer Adam nannten, plötzlich die Augen öffnete.

Neben mir begann Normann wie ein Jongleur mit Armen und Beinen zu rudern.

»Es lebt!«, keuchte er.

Seinem Gesichtsausdruck nach zu urteilen tobte dabei in seiner Brust ein wahrer Orkan von Emotionen. Emma, Linda und Doc Sheridan sahen nicht besser aus, zusammen wirkten sie wie strenggläubige Kirchenbesucher, denen soeben der Allmächtige erschienen war.

Ich hingegen betrachtete die Sache etwas realistischer.

Die Tatsache, dass dieses Albinowesen tatsächlich lebte, löste in mir eher Abneigung aus.

Ich betrachtete ihn nämlich nicht aus der Sicht eines Wissenschaftlers, sondern als Sicherheitsagent und Mann, der hauptsächlich mit Mördern, Betrüger und Einbrechern zu tun hatte. Ein Blick in sein Gesicht genügte und mein Instinkt sagte mir, dass dieser Adam eine Gefahr darstellte. Auch wenn ich sie nicht näher beschreiben konnte. Es waren

vor allem seine Augen, die mir unheimlich waren. Sie waren genauso milchig weiß wie die Flüssigkeit, in der er lag.

Dort, wo bei einem normalen Menschen die Iris die Pupille umschloss, gab es bei ihm nur haarfeine Blutäderchen. Dennoch hatte ich den Eindruck, dass er mich mit seinem Blick zu durchbohren schien.

Ich wusste nicht warum, aber irgendwie vermeinte ich zu spüren, dass etwas derartig Bösartiges von ihm ausging, war mir unvermittelt das Gefühl vermittelt, als ob eine eiskalte Hand über meinen Rücken strich.

Aber damit stand ich offensichtlich so ziemlich alleine da.

Als ich mich umblickte, erkannte ich, dass die meisten Menschen in diesem Labor ihre Arbeit unterbrochen hatten und stattdessen die Köpfe zusammensteckten und tuschelten. Norman und die anderen sprangen wie die Kastenteufel von einem der Geräte und Bildschirme zum anderen und stießen immer wieder abgehackte, mir unverständliche Sätze aus.

Aber ich sah auch noch etwas anderes.

Ich sah eine Gruppe von Männern, die sich rücksichtslos einen Weg durch das Labor bahnten.

Es mochten zehn, zwölf oder dreizehn an der Zahl sein, so genau zählte ich sie nicht, denn erstens bewegten sie sich ständig hin und her und zweitens verursachte mir die Tatsache, dass sie direkt auf uns zukamen, gelinde gesagt Bauchgrimmen.

Ich sah nur, dass sie alle schwer bewaffnet waren und blaue Phantasieuniformen trugen, die sie als Wachmannschaft auswiesen.

Ich zog mich so unauffällig wie möglich zurück.

Mit einem raschen Schritt zur Seite gelang es mir, gedeckt durch ein mannshohes Gebilde aus mehreren Monitoren und Computern, aus ihrem Sichtfeld zu kommen.

Obwohl mein Versuch, von hier zu verschwinden von vorneherein zum Scheitern verurteilt war, musste ich es trotzdem versuchen. Wenn mich die Uniformierten erst einmal gestellt hatten, war mein Leben keinen Pfifferling mehr wert. Nach all den Schwierigkeiten, die ich ihnen bereitet hatte, musste ich damit rechnen, dass sie mit mir kurzen Prozess machten, sollte ich ihnen tatsächlich in die Hände fallen. Ich musste ganz einfach von hier verschwinden, wollte ich meinen Kopf noch einmal aus der Schlinge ziehen.

Aber wie?

Ich wusste ja nicht einmal, wohin ich mich wenden musste, um ungesehen aus diesem Labor herauszukommen, geschweige denn, wie es danach weitergehen sollte.

Trotzdem schienen meine Chancen nicht so schlecht zu stehen. Das hatte zum einen mit der Existenz von Adam zu tun und mit der Tatsache, dass er ein Lebenszeichen von sich gegeben hatte. Kein Mensch hier hatte im Moment noch Augen für mich. Alles drängte sich um die Vertiefung in der Mitte der Laborhalle und starrte wie gebannt auf den Albino. Zum anderen sorgte das ungewöhnlich materialische Auftreten der Wachmannschaft dafür, dass hier alles plötzlich drunter und drüber ging.

Mit Stiefelritten und den Kolben ihrer Gewehre bahnten

sie sich einen Weg durch die Menge. Als die ersten Proteste mit wütenden Befehlen im Keim erstickt wurden, war es Zeit, mich endgültig zu verdünnisieren.

Ich wollte mich gerade abwenden, als mich eine herrische Stimme verharren ließ.

»Sind Sie Linda Fuller?«

Dabei wurde ein Gewehr repetiert, wie um die Wichtigkeit der Frage zu unterstreichen.

Ich zuckte zusammen.

Auch wenn Linda mich in letzter Zeit links liegen ließ und scheinbar eigene Pläne verfolgte, war sie immer noch die Person, der ich es zu verdanken hatte, dass ich hier in dieser verrückten Welt noch am Leben war. Dass wir beide miteinander in die Kiste gestiegen waren, spielte in diesem Moment nur eine untergeordnete Rolle.

Ich drehte mich langsam um und riskierte einen kurzen Blick aus meiner Deckung heraus.

Was ich sah, ließ mich die Luft anhalten.

Der Sprecher der Soldaten, seinen Abzeichen auf den Schulterklappen nach war er auch der Anführer, zielte mit dem Lauf seiner automatischen Waffe direkt auf Lindas Kopf.

»Mitkommen!«, bellte er.

Linda zuckte merklich zusammen. Panik lag in ihren Augen, als ihre Blicke zwischen Emma, Norman und Sheridan hin und her flogen. Bevor irgendeiner der Wissenschaftler reagieren konnte, handelte der Soldat.

Mit einem wütenden Grollen stieß er den Lauf seines Gewehres nach vorne. Als sich die Mündung seiner Waffe in

ihre Magengrube bohrte, klappte Linda zusammen wie ein Taschenmesser. Norman stieß einen wütenden Schrei aus, den ein anderer Soldat mit einem Schlag mit dem Handrücken beantwortete, der den Wissenschaftler mit voller Wucht auf den Mund traf.

Während Norman nach hinten taumelte, schossen mir tausend Gedanken durch den Kopf. Was zum Teufel war plötzlich in die Soldaten gefahren, dass sie sich aufführten wie die Axt im Wald?

Norman hatte sich inzwischen wieder aufgerichtet und wischte sich das Blut von der aufgeplatzten Oberlippe. Seinem Gesichtsausdruck nach zu urteilen war er kurz davor zu explodieren.

»Wie ... wie können Sie es wagen ...«, stotterte er außer sich. »Wissen Sie überhaupt, wenn Sie vor sich haben?«

Obwohl es den Anschein machte, dass sich der Wissenschaftler durch den Schlag nicht hatte einschüchtern lassen, schien sich der Soldat einen Dreck darum zu scheren.

»Natürlich weiß ich, wer Sie sind, Professor. Aber soll ich Ihnen etwas sagen? Es interessiert mich einen Scheißdreck. Das Einzige, was mich interessiert, ist die Tatsache, dass sich hier auf dieser Ebene wahrscheinlich ein Saboteur aufhält, der mithilfe Ihrer Kollegin in dieses Areal eingedrungen ist.« Dabei zeigte er auf Linda, die immer noch mit den Nachwirkungen seines Angriffs zu kämpfen hatte. »Sie täten gut daran, Ihre feindselige Haltung uns gegenüber aufzugeben und stattdessen mit uns zusammenarbeiten. Es könnte sonst sein, dass dieser Saboteur Ihre Forschungsträume wie einen Luftballon platzen lässt.«

Der Wissenschaftler versteifte sich augenblicklich. Seine Blicke flogen zwischen Linda und dem Soldaten hin und her und ich konnte trotz der Entfernung deutlich sehen, wie es in seinem Gesicht zu arbeiten begann. Schließlich gab er sich einen Ruck, straffte die Schultern und stampfte auf Linda zu.

Ungeachtet ihres Zustandes baute er sich vor ihr auf, verschränkte die Arme vor der Brust und blaffte sie an. »Sie wissen hoffentlich, dass Sie hier erledigt sind, wenn die Anschuldigungen dieser Wache auch nur ein Fünkchen Wahrheit beinhalten. Ich warte also auf eine Erklärung.«

Linda wand sich wie ein Aal, während ihre Blicke durch die Halle flogen. Wahrscheinlich suchte sie mich.

»Was sollte ich machen?«, platzte es schließlich aus ihr heraus. »Er hat schließlich damit gedroht, mich umzubringen!«

Diese falsche Schlange, dachte ich noch.

Im gleichen Moment überschlugen sich die Ereignisse.

Der Grund war ich. Ich benahm mich wie ein Anfänger. Anstatt leise, still und heimlich den Rückzug anzutreten, wirbelte ich auf dem Absatz herum und suchte mein Heil in der Flucht. Mit dem Ergebnis, dass mein Ellbogen dabei einen der Bildschirme touchierte, dieser ins Wanken geriet, nach vorne fiel und dabei vier weitere durch Mehrfachstecker mit ihm verbundene Geräte nach unten riss.

Der Lärm war unbeschreiblich. Alle Augen gingen in meine Richtung. Die Soldaten feuerten sofort aus allen Rohren.

Ich blieb ihnen nichts schuldig, schließlich steckte noch die Waffe eines Wachsoldaten in meinem Hosenbund.

Ich warf mich zu Boden, wirbelte herum und feuerte.

Einmal, zweimal, dann versank die Welt um uns herum in einem Chaos aus schreienden Menschen, explodierenden Computern und belfernden Gewehren.

»Es lebt!«, hatte Norman noch vor wenigen Minuten gesagt, als Adam die Augen geöffnet hatte. Was er jetzt von sich gab, war in dem allgemeinen Chaos nicht mehr zu verstehen. Der Albinoriese hatte sich nämlich in seiner Badewanne aufgerichtet und zerrte knurrend und fauchend an den Kabeln, mit denen sein Körper bedeckt war. Dass die Geräte, von denen die Leitungen aus zu ihm hinführten, dabei in die milchige Brühe fielen, in der er lag, interessierte ihn nicht die Bohne. Ebenso wenig das Zischen, Blitzen und Krachen, mit dem diese elektronischen Apparaturen in der Flüssigkeit per Kurzschluss ihr Leben aushauchten.

Obwohl ich genug mit mir selbst zu tun hatte, sah ich mich in meinen Ahnungen bestätigt.

Diese Kreatur namens Adam war tatsächlich eine Gefahr. Sie lebte nicht nur, sondern lief Amok.

Amok

Der Albino hatte sich inzwischen zu seiner vollen Größe aufgerichtet, grunzte, knurrte wild und schlug mit seinen schaufelartigen Händen wie ein Berserker um sich.

Die Bestie lief Amok.

Die Gewalt, die der Riese dabei entwickelte, war geradezu monströs.

Der erste Schlag seiner Pranken traf einen der Bildschirme, der nächste einen der Wissenschaftler. Bob Sheridan hatte das Pech, viel zu nahe in der Reichweite seiner Arme zu stehen.

Die Wucht des Aufpralls schleuderte den Doktor wie eine willenlose Gliederpuppe durch die Luft. Noch bevor beide, der Bildschirm und Sheridan wieder zu Boden fielen, packte das Monster einen der Wachsoldaten.

Der arme Teufel schrie wie am Spieß, als ihn der Albino am Hals und an den Schultern gleichzeitig zu fassen bekam. Es gab ein reißendes Geräusch, als wenn jemand ein Hemd zerriss, dann folgte ein seltsamer, schmatzender Laut.

Ich hatte Mühe, nicht zu kotzen.

Die Bestie riss dem Wachmann mit einer einzigen Bewegung den Kopf vom Hals ab.

Während sein Körper wie ein nasser Putzlappen zu Boden fiel, flog sein Schädel noch ein paar Yard weiter, touchierte den Boden und hüpfte dann wie ein Gummiball noch zwei, dreimal durch das Labor, bevor er schließlich unter eines der umstehenden Regale kullerte und dort liegen blieb.

Für die Länge eines Wimpernschlags herrschte in dem Labor eine geradezu gespenstische Stille. Selbst der Träger eines Hörgerätes hätte in diesem Moment wohl eine Stecknadel zu Boden fallen hören, aber wie gesagt, nur für diesen einen Moment.

Danach verwandelte sich das Labor nämlich in ein einziges Durcheinander aus kreischenden Frauen, fluchenden Män-

nern und wild um sich schießenden Soldaten.

Ich wundere mich heute noch darüber, dass mich damals keine der Kugeln getroffen hatte. Das Chaos war unbeschreiblich.

Der Albino hatte sich inzwischen den nächsten Soldaten geschnappt, hob ihn wie ein Spielzeug in die Luft und brach ihm das Rückgrat, während die anderen den Inhalt ihrer Magazine in den riesenhaften Körper hineinfuerten. Gleichzeitig vollführten Norman und Emma Wayne einen wahren Veitstanz um das Monster.

Wenn das Geschehen nicht so entsetzlich gewesen wäre, hätte ich beinahe gelacht.

Norman sprang um den rasenden Albino herum wie einst Dr. Frankenstein um seine Schöpfung, nur mit dem Unterschied, dass es diesmal kein Film war, sondern blutige, reale Wirklichkeit.

Ich glaube, ich muss an dieser Stelle wohl nicht extra erwähnen, dass sich damals, in jenen Momenten, kein Schwein mehr für mich interessierte. Alle Augen waren auf Adam, den Albino, und auf Norman, Emma und Linda gerichtet, die versuchten, den Tobenden zu besänftigen.

Ich konnte mich also gefahrlos hinter meiner Deckung aufrichten, um das Chaos näher zu betrachten, denn egal, wie die Sache ausging, sie hatte mit Sicherheit Auswirkungen auf meine Fluchtpläne.

»Da, sehen Sie doch! Das Nervenzentrum ist anscheinend noch mit dem Rechner verbunden!«, schrie Norman und deutete auf einen Computer, auf dessen Bildschirm die groben Umrisse von Adam zu sehen waren. »Los, schieben Sie

den Regler nach oben!«

Emma Wayne starrte den Wissenschaftler an, als ob er sie auf Chinesisch angesprochen hatte. Irgendwie logisch, sie war schließlich in seine Experimente nicht eingeweiht und kannte deshalb auch nicht seine Programme. Außerdem gab es im Umfeld des Computers Dutzende von Knöpfen und Hebeln, die alles Mögliche bedeuten konnten.

Die Entscheidung, was für ein Knopf oder Regler es letztendlich war, wurde Emma im selben Moment abgenommen, als sie näher an den Computer herantrat.

Der Einsatz der Waffen durch die Wachsoldaten zeigte Wirkung.

Die riesenhafte Gestalt kam langsam ins Trudeln, stolperte und krachte mit voller Wucht keinen Schritt neben Emma in das Gewirr aus Computern, Bildschirmen, Leitungen und Drähten, die allesamt um das Becken herum angebracht waren.

Die Folgen waren frappierend.

Der Albino wedelte im Fallen mit seinen Händen wie mit Dreschschlegel durch die Luft, wodurch mehrere Geräte aus der Verankerung gerissen wurden, während gleichzeitig ein derart lautstarker Alarmton durch die Halle schrillte, dass ich das Gefühl hatte, neben einer Flugsirene aus dem letzten Weltkrieg zu stehen.

Das Heulen der Sirene war ohrenbetäubend.

Genauer gesagt, es hätte nicht viel gefehlt und mir wäre

das Trommelfell geplatzt.

Dazu der andere Lärm.

Das Labor war erfüllt von einem einzigen Heulen, Bersten und Krachen. Überall knirschte und knallte es, zersprangen Bildschirme und platzten Leuchtstoffröhren.

Direkt vor Emma und dem Albino zuckten mehrere Kabel über den Boden. Das Summen und Sirren und die Lichtblitze machten mir klar, dass die Kabel unter Strom standen.

Allein der Funkenregen bei der Berührung der Kabel mit ihrer Umgebung hätte jeden normalen Menschen zum Nachdenken bringen müssen.

Wenn, hätte, müssen, aber dazu war es jetzt zu spät, nicht nur für Emma Wayne.

Mit einem blitzschnellen Sidestep, den ich ihr gar nicht zugestanden hatte, entging die Wissenschaftlerin den zupackenden Klauen des Albinos. Sie wirbelte herum, entdeckte mich und öffnete den Mund zu einem Schrei.

In der gleichen Sekunde war sie tot.

Ich sah, wie sich ihre Muskeln verkrampften, wie ihre Haut regelrecht zu kochen begann und wie sie zu Boden fiel.

Durch die Kabel lief offensichtlich Starkstrom.

Ich gab Fersengeld.

Bevor irgendjemand der Mitarbeiter oder die Wachen begriffen hatten, was sich hier abspielte, war ich an einer naheliegenden Tür, riss sie auf und rannte weiter.

Ein schlauchartiger, hell ausgeleuchteter Gang führte auf eine Treppe zu, an deren Ende sich eine weitere Tür befand. Auf einem grünweiß leuchtenden Schild war in großen Lettern das Wort »Open« zu lesen.

Ich war in diesem Augenblick nicht in der Stimmung, mir den Kopf darüber zu zerbrechen, was oder wer sich dort hinter der Tür befand. Hinter mir herrschte das Chaos, außerdem gab es dort, wenn ich die Stärke des Wachtrupps zugrunde legte, mehr Menschen, die mir nach dem Leben trachteten, als mir lieb sein konnte.

Es war mein Wille zu überleben, der mich die Distanz zwischen der Tür in meinem Rücken und jener, die vor mir lag, in gefühlter olympischer Rekordzeit zurücklegen ließ.

Als ich dann über die Schwelle trat, blieb ich doch einen Moment lang sprachlos stehen.

Irgendwie dachte ich, im falschen Film gelandet zu sein.

Keine sechzig Yards hinter mir lief ein Monster Amok, starben Menschen, zuckten tödliche Stromkabel über den Boden und heulten Alarmsirenen. Schüsse krachten, Computer implodierten, Leute schrien.

Und hinter der Tür, die ich ins Schloss gezogen hatte, ... nichts. Totale Stille.

Der Zugang musste absolut schalldicht sein, denn anders konnte ich es mir nicht erklären, warum der Mann da vor mir in aller Selenruhe mit einer Pipette eine milchig weiße Flüssigkeit von einem Reagenzröhrchen ins andere Tropfen ließ.

Der Typ trug wie fast alle hier unten einen weißen Kittel, hatte die rotesten Haare, die ich jemals gesehen hatte, und war ungefähr so groß, dass er unter meinem ausgestreckten Arm durchlaufen konnte, ohne dabei mit dem Kopf daran zu streifen.

Was das Gewicht anging, hätte man ihn wahrscheinlich im

Boxen etwa ein Dutzend Klassen unter der Sparte Federgewicht aufgeführt. Ich schätzte nach einem flüchtigen Blick, dass der Typ augenscheinlich höchstens ein Kilo mehr auf den Rippen hatte als der Truthahn, den es jedes Jahr bei der Weihnachtsfeier von Borthwick International Service und Security zum Essen gab.

»Einundzwanzig, zweiundzwanzig ...«

Er hielt einen Moment inne und sah beinahe andächtig zu, wie sich die Flüssigkeit in dem neuen Röhrchen verteilte, und sprach mich dann an, ohne sich dabei umzudrehen.

»Sie kommen fünf Minuten zu früh, Norman. Ich muss mit Adams Befruchtungsflüssigkeit nur noch einen letzten Test durchführen, bevor ich an unserer Versuchsperson die intrazytoplasmatische Spermieninjektion durchführen kann.«

Mir klingelten die Ohren.

Wenn ich es richtig verstanden hatte, machte der rothaarige Hänfling da vor mir Anstalten, irgendeinem armen Schwein das Sperma des Albinoriesen einzuspritzen, was auf nichts anderes hinauslief, als dass man dabei war, diesem Monster auf natürlichem Wege zu Nachwuchs zu verhelfen.

Meine Reaktion vermag im Nachhinein vielleicht brutal und menschenverachtend erscheinen, aber ich konnte nicht anders.

Auch wenn ich wissentlich seinen Tod in Kauf nahm, es durfte nicht geschehen, dass dieses entsetzliche Experiment in die Tat umgesetzt wurde. Ich hob meine Waffe, krümmte den Finger und schoss Rothaar das Reagenzglas aus der Hand.

Wenn Sie Wildwestgeschichten mögen und dort lesen, wie der Held aus der Hüfte heraus ein Loch in einen Silberdollar schießt, obwohl dieser mindestens zehn Schritte von ihm entfernt durch die Luft wirbelt, so mögen Sie das vielleicht spannend finden, aber das ist völliger Quatsch. Im Bruchteil einer Sekunde auf diese Entfernung ein bewegliches und so kleines Ziel zu treffen, ist ein Ding der Unmöglichkeit, und genauso war es bei mir auch.

Ich traf zwar das Reagenzglas, das der rothaarige Hungerhaken in seinen Fingern hielt, aber gleichzeitig traf ich auch seine Hand.

Meine Kugel verwandelte seine Rechte in einen Brei aus Blut, Fleisch und zersplitterten Knochen. Der Typ begann zu kreischen und schreien, dass sich mir schier der Magen umdrehte. Aber nicht, weil ich ihm seine Hand zu Klump geschossen hatte, sondern weil ich das Reagenzglas zerstört hatte und somit die darin befindliche Flüssigkeit unbrauchbar war.

Wie krank konnte ein Mensch nur sein?

Angewidert von seinen Hasstiraden, die er mir entgegenschleuderte, trat ich auf ihn zu und schlug ihn mit dem Griff meiner Waffe bewusstlos.

Danach begann ich meine Umgebung zu inspizieren.

Neben der Tür entdeckte ich einen Schaltkasten, in dem sich genau jenes grünweiß leuchtende Schild befand wie über dem Eingang, nur diesmal in Miniaturgröße. Darunter war ein rotweißes Schildchen zu sehen, auf dem das Wort »Closed« zu lesen war.

Ohne zu überlegen drückte ich auf das Schild, das nicht

größer war als meine Haustürklingel, und harrete der Dinge, die da kamen.

Es geschah genau das, was ich mir erhofft hatte.

Mit einem Zischen presste irgendein Druckluftsystem die Stahltür so fest in ihren Rahmen, bis ich mir sicher war, dass man sie jetzt von außen nicht mehr öffnen konnte.

Damit schien ich vorläufig in Sicherheit zu sein.

Wie um mein gutes Gefühl zu bestätigen, wuchsen plötzlich oben und unten jeweils zwei handbreit große Stahlriegel aus der Wand, welche die Tür zusätzlich sicherten.

Nach einem kurzen Blick auf den immer noch bewusstlosen Kittelträger sah ich mich etwas genauer in dem Raum um.

Der rechteckige Raum unterschied sich von der Einrichtung her nicht viel von irgendeinem herkömmlichen Labor. Der einzige Unterschied waren drei Monitore auf dem Stahl-tisch an der rechten Wand.

Die Bilder, die sie zeigten, waren allesamt unscharf, sie ruckelten ständig und ab und zu verschwand das Bild auch wieder ganz, trotzdem war zu erkennen, dass alle drei Monitore ein und dasselbe zeigten: Einen abgedunkelten Raum, der von mehreren Kameras überwacht wurde.

Als ich näher kam, erkannte ich, dass sich in diesem Raum etwas bewegte.

Ein Mensch?

Ich nahm mir die Zeit und starrte solange auf die Bildschirme, bis mir die Augen tränten.

Danach hatte ich Gewissheit.

Es war tatsächlich ein Mensch.

Aber nicht irgendeiner, es war ...

In letzter Sekunde

Ich rannte durch das Labor nach hinten. In Richtung jener Tür, die meiner Meinung nach in den Raum führen musste, den mir die Überwachungskameras auf den Monitoren aufzeigten.

Meine Hände legten sich um den Türknauf.

Verschlossen!

Ich rüttelte wie ein Verrückter an der Klinke.

»Scheiße!«, brüllte ich, als sich das verdammte Ding trotz allem Zerren und Ziehen keinen Inch bewegte.

Die Angst um jene Person, die man hinter der Tür mit Lederriemen auf einem Labortisch festgeschnallt hatte, ließ für einen Moment meinen Verstand aussetzen.

Diese Person war niemand anderes als Yalla.

Tausend Gedanken wirbelten durch meinen Kopf, nachdem ich eingesehen hatte, dass ich hier selbst mit roher Gewalt nicht weiterkam. Meine Blicke huschten durch das Labor. Schweiß stand auf meiner Stirn, meine Handflächen waren feucht und mein Herz klopfte bis in den Hals hinauf; um es genau zu sagen, ich war kurz davor durchzudrehen.

In diesem Moment hörte ich ein Röcheln.

Meine Augen ruckten nach links. Der rothaarige Laborgehilfe, den ich niedergeschlagen hatte, kam allmählich wieder zu sich.

Mit einem Satz war ich bei ihm. Ich packte ihn am Kragen,

zog ihn hoch und deutete dabei auf die vermaledete Tür.

»Wie geht dieses Scheißding auf?«, brüllte ich ihm ins Gesicht, noch bevor er die Augen aufgeschlagen hatte.

»Wie, was ...«, sagte er irritiert, während er sich gehetzt umblickte.

Der Griff meiner Rechten, die auf seinem Hals ruhte, wurde stärker.

»Hör zu, du Penner. Wenn du mir nicht schleunigst erzählst, wie man diese Tür da öffnen kann, drehe ich dir den Hals um.«

Das Röcheln des Typs wurde lauter, während er mir statt einer Antwort seine zerschossene Hand unter die Nase hielt.

Eine Sekunde lang hatte ich fast Mitleid mit ihm, aber nur für eine Sekunde. Dann sagte er etwas zu mir, was kein vernünftiger Mensch in seiner Situation zu jemand sagen sollte, der in der Lage war, mit einem Nicken über sein Leben zu entscheiden.

Er sagte es trotzdem.

Sie wissen schon, das böse F-Wort.

Er spuckte es mir regelrecht ins Gesicht.

Ich hatte sein »Fick dich« kaum in den Ohren, als ich reagierte. Während sich meine Rechte wie eine Schraubzwinge um seinen Hals legte und ihm langsam die Luft zum Atmen nahm, hämmerte ich ihm mit der Linken auf seine zerschossene Pfote. Immer und immer wieder, bis das Blut nur so spritzte und der Typ quiekte wie ein abgestochenes Schwein.

»Wie macht man diese Tür auf?«, fragte ich, während sich die Fingernägel meiner Rechten immer tiefer in seine Kehle

gruben.

Danach hatte er genug. Die Worte sprudelten förmlich aus ihm heraus und ich bekam mehr zu hören, als ich mir merken konnte. Ein Umstand, der mir absolut nicht gefiel, da ich Sekunden später keine Möglichkeit mehr hatte nachzufragen.

Der Typ war nämlich tot. Seine Verletzung war schwerwiegender, als ich gedacht hatte.

Er war mir im wahrsten Sinn des Wortes unter den Händen weggestorben.

Als ich in seine gebrochenen Augen sah, nahm ich meine Rechte von seinem Hals. Der rothaarige Labormensch sackte sofort zu Boden. Ich sprang auf und rollte ihn auf die Seite. Ohne Rücksicht auf irgendwelche Pietät begann ich ihn abzutasten.

Es dauerte nur Sekunden, bis ich fündig wurde.

Den Generalschlüssel an einer Kette um den Hals zu tragen, war zugegebenermaßen zwar nicht gerade die originellste Idee, ein derart wichtiges Utensil zu verstecken, aber es erleichterte mir vieles.

Mithilfe des Schlüssels gelang es mir keine zehn Sekunden später, besagte vermaledeite Tür zu öffnen, hinter der ich Yalla wusste. Nach weiteren zehn Sekunden stand ich ihr endlich wieder gegenüber. Wortlos öffnete ich ihre Lederverschnürungen, mit denen man sie auf dem Labortisch festgebunden hatte. Yalla sagte während dieser Zeit kein Wort.

Erst als die Gurte von ihr abgefallen waren und sie aufstehen konnte, brachen alle Dämme.

In diesem Moment wurde mir erst so richtig bewusst, was mir Yalla bedeutete.

Ich weiß, es klingt kitschig, aber es hätte nicht viel gefehlt und ich wäre tatsächlich vor ihr auf die Knie gegangen und hätte sie gefragt, ob sie meine Frau werden will.

Aber wie so immer, erstens kommt es anders und zweitens als man denkt ...

Sie lag in meinen Armen, ich spürte die Wärme ihres Körpers, genoss den Geruch ihrer Haut und ihrer Haare und wollte sie gerade küssen, als jemand von außen an die verschlossene Labortür hämmerte.

Yalla zuckte regelrecht zusammen, entzog sich meinem Griff und starrte mit einem derart panischen Ausdruck in den Augen auf die Tür, dass selbst mir angst und bange wurde.

»Was zum Teufel ...«

Statt einer Antwort legte mir Yalla mit einer verschwörerischen Miene ihren Zeige- und Mittelfinger auf die Lippen.

»Lass uns später darüber reden. Zuerst müssen wir von hier verschwinden, sonst erleben wir den nächsten Tag nicht mehr.«

Dann nahm sie mich an der Hand und zog mich quer durch das Labor auf eine weitere Tür zu. Dort angekommen deutete sie auf das Schloss. »Beeil dich, wir müssen da hinein, wenn wir ihnen entkommen wollen.«

Ich fragte nicht wie und warum, sondern zückte den Schlüssel und öffnete die Tür. Als wir über die Schwelle tra-

ten, bestand Yalla darauf, dass ich den Schlüssel dreimal im Schloss drehte, obwohl ich ihr ansah, dass uns die Zeit unter den Nägeln brannte.

Dann hasteten wir weiter.

Der Gang, der vor uns lag, war nur spärlich ausgeleuchtet. Trotzdem bemerkte ich, dass er langsam aber stetig nach oben führte.

Während wir weiterliefen, drängten sich Dutzende Fragen in mir auf. Aber bevor ich dazu kam, Yalla eine davon zu stellen, zog sie mich plötzlich nach rechts in eine Nische.

»Was zum Teufel ...« Weiter kam ich nicht, weil sie mir plötzlich ihre Hand so fest auf den Mund presste, dass ich kaum noch Luft bekam. Instinktiv spürte ich, dass es besser war, wenn ich die nächsten fünf Minuten die Klappe hielt.

Einen Herzschlag später wusste ich, wie ratsam es gewesen war, wieder einmal meinen Instinkten zu vertrauen. Vor uns hallten plötzlich die gleichmäßigen Schritte mehrerer genagelter Armeestiefel durch den Gang und nur wenig später hastete eine Gruppe von mindestens sechs Uniformierten an uns vorbei. Es konnten auch sieben gewesen sein oder acht, so genau hatte ich nicht gezählt. Wieso auch, wir hatten im Moment ganz andere Probleme.

Als die Schritte verklungen waren, rannten wir weiter. Wohin, wusste ich nicht, aber für die Richtung war Yalla zuständig. Mein Teil bei dieser Sache war, für unsere Sicherheit zu sorgen, und das war mehr als genug, wie ich im

nächsten Moment erfahren sollte.

Ich wusste nicht, warum und weshalb, aber Tatsache war, dass hinter uns plötzlich Schritte laut wurden. Yalla deutete mit dem Kopf nach vorne und ich nickte, als ich sah, dass sich der Gang etwa zwanzig Schritte vor uns teilte. Zielstrebig steuerte Yalla die linke Abzweigung an, die kaum beleuchtet war. Kaum hatte uns die Dunkelheit verschluckt, hörten wir auch schon, wie jemand die rechte Seite der Abzweigung entlang hastete.

Puh, dachte ich noch, das war Rettung in letzter Sekunde, als die Schritte plötzlich verstummten. Ich hielt die Luft an und presste mich so eng wie möglich gegen die dunkle Wand. Yalla war anscheinend meinem Beispiel gefolgt. Jedenfalls war weit und breit nichts von ihr zu sehen.

Eine Sekunde später wurde ich eines Besseren belehrt.

Kein Wunder, dass ich nichts von ihr sehen konnte, diese Verrückte war doch tatsächlich zurückgelaufen, um sich den Unbekannten zu schnappen. Als ich sie hinter der Abzweigung keuchen und eine Männerstimme fluchen hörte, wusste ich, dass die Reihe wieder einmal an mir war, etwas zu unternehmen.

Als ich die beiden erreicht hatte, blieb mir vor Schreck fast das Herz stehen.

Der Unbekannte, mit dem sich Yalla angelegt hatte, war mehr als nur ein Mensch in Uniform.

Er war ein Riese!

Er war mindestens doppelt so groß wie Yalla, die er am Kragen gepackt hatte und wie eine willenlose Gliederpuppe durchschüttelte. Als er mich herankommen sah, drehte er

den Kopf und begann zu knurren.

Mein Magen zog sich zusammen.

Der Typ war nicht nur ungewöhnlich groß, sondern hatte auch dieselbe helle Hautfarbe und das weiße Haar wie jene verdammte Kreatur, die vor einigen Stunden in einem der hinter mir liegenden Labors Amok gelaufen war. Er sah aus wie das Abziehbild von diesem Albinoriesen, den sie Adam genannt hatten.

Wiedersehen mit Hindernissen

Im nächsten Moment schob ich Panik!

Ich hatte Adam, diesen anderen Albino, erst vor Kurzem in Aktion erlebt und konnte mich daher noch genau daran erinnern, zu was diese hellhäutigen Riesen fähig waren.

Kalter Schweiß stand plötzlich auf meiner Stirn.

Als ich sah, wie er mit der einen Hand in Yallas Haare griff, während sich seine andere wie eine Schraubzwinde um ihren Hals legte, vergaß ich jede Vorsicht.

Ich wusste um die Kräfte dieses Wesens.

Ein einziges Zupacken seiner schaufelartigen Hände genügte, um Yalla den Kopf von den Schultern zu reißen.

Alles durfte geschehen, nur das nicht.

Obwohl ich seit meinem Eintreffen in der verrückten Welt nur wenige Wochen mit dieser Frau zusammen war, hatte sich in der kurzen Zeit unseres Zusammenseins zwischen uns etwas entwickelt, das mehr war als nur Freundschaft. Der Gedanke, dass Yalla diese Dinge inzwischen aus einem

anderen Standpunkt heraus betrachtete, war spätestens in dem Moment Vergangenheit, als ich ihre Fesseln löste.

Die Art, wie sie mich ansah, ihre Umarmung, ihr Kuss, all das zeugte davon, dass sich ihre Gefühle mir gegenüber nicht geändert hatten.

Dieses Wiedersehen, auch wenn es mit unzähligen Hindernissen behaftet war, bestärkte mich in meinen Gedanken.

Deshalb gab es für mich nur eine Möglichkeit.

Ich hob die Rechte mit der Pistole und zielte einen Moment lang auf den Albino.

Ich zielte gründlich, denn ich hatte nur die eine Chance. Ich musste ihn entweder von unten her in die Augen oder ins Gesicht treffen, und zwar so, dass die Kugeln bis in sein Gehirn vordrangen. Es war die einzige Möglichkeit, um sicherzugehen. Ich musste das Vorhandensein einer schusssicheren Uniform genauso einkalkulieren wie die Eventualität, dass es sich bei ihm um einen Cyborg handelte, ein Lebewesen, das durch irgendwelche Implantate wie Titanplatten oder künstliche Gelenke auf den ersten Blick fast unverwundbar war.

Der Albino schien meine Gedanken zu errahnen, er ließ Yalla einfach fallen und sprang mit einem wütenden Laut auf mich zu.

Kalt bis ins Mark blieb ich stehen und hielt den Atem an.

Als er nur noch einen Schritt von mir entfernt war, krümmte ich den Finger.

Einmal, zweimal.

Das dumpfe Belfern der schwerkalibrigen Waffe hallte wie das Donnerrollen eines sich rasch nähernden Gewitters

durch den Gang. Mir war klar, dass die Schussdetonationen umgehend sämtliche Patrouillen und Mitarbeiter der umliegenden Labors auf unsere Spur bringen würden, aber das war mir in diesem Moment egal. Was zählte war, dass ich die Frau, zu der ich mich hingezogen fühlte, vor einem grausamen Schicksal bewahrt hatte.

Meine Kugeln kappten den Lebensnerv des Albinos im Bruchteil einer Sekunde. Die großkalibrigen Geschosse bohrten sich in seine linke Wange und brachten sein Schädelinneres wie eine reife Melone zum Platzen. In einem Regen aus Blut, grauweißer Hirnmasse und zersplitterten Knochen sank der Albino wie ein leerer Kartoffelsack zu Boden.

Yalla starrte mich einen Atemzug aus weit aufgerissenen Augen an, dann machte sie einen Satz auf mich zu, packte mich an der Schulter und stieß mich vorwärts. Im gleichen Moment wurden hinter uns Stimmen laut.

Der Raum, in dem wir uns befanden, war etwa genauso schmal und eng wie der Garderobenschrank im Flur in meiner Wohnung daheim in London.

Der einzige Unterschied bestand darin, dass hier die Luft geradezu penetrant nach Putzmitteln roch.

Ich hob den Kopf und versuchte, das Dämmerlicht des Raumes zu durchdringen. Irritiert blickte ich mich um. Obwohl draußen bestimmt Dutzende von Wachsoldaten, Labormitarbeiter und Wissenschaftler aufgeregt durch die Gänge liefen, war hier drinnen kein Laut zu hören. Die Tür

musste also schalldicht sein.

Eine weitere Merkwürdigkeit war, dass niemand von ihnen auf die Idee kam, hier drinnen nach uns zu suchen, sowie das seltsame Surren und Brummen, das den Raum bis in den letzten Winkel zu erfüllen schien. Das Geräusch war zwar nicht besonders laut, aber durchdringend und mit der Zeit ziemlich nervtötend. Es klang, als würde da vor uns im Dunkeln irgendein batteriebetriebenes Spielzeugauto ständig seine Kreise ziehen.

Wo zum Teufel war ich hier gelandet?

So sehr ich mich auch anstrengte, ich fand keine Antwort.

Stattdessen flüsterte mir Yalla ins Ohr: »Keine Angst, hier drin sind wir in Sicherheit.«

Ich drehte den Kopf und starrte sie an. Unsere Nasenspitzen waren dabei höchstens einen Fingerbreit voneinander entfernt, so eng war es hier in der Bude.

»Dein Gottvertrauen in allen Ehren, aber ich wäre mir da nicht so sicher«, behauptete ich.

»Und warum nicht?«

»Nenn mir einen vernünftigen Grund, der die Leute da draußen davon abhält, diesen Raum zu betreten.«

Yalla lächelte. »Dieser Raum ist eine absolut streng geheime Zone, die niemand betreten darf, der nicht mindestens einen Sicherheitsstatus von 5 Punkten vorweisen kann. Keiner von denen da draußen wird deshalb sein Leben riskieren, um diese Tür zu öffnen.«

Ich runzelte die Stirn.

»Schön und gut, aber wie geht es jetzt weiter? Wir können hier drinnen schließlich nicht bis an unser Lebensende da-

rauf warten, bis die Luft rein ist. Wenn du verstehst, was ich meine.«

Yalla lachte erneut, warf den Kopf in den Nacken und schüttelte ihr schulterlanges Haar.

Dass sie mir dabei ihre Brüste förmlich entgegenstreckte, schien sie im Gegensatz zu mir nicht zu stören.

Mich schon, ich war schließlich nicht aus Eisen.

Welcher normale Mann bleibt ruhig, wenn seine Traumfrau mit ihm auf Tuchfühlung geht und ihm dabei ihre Titten unter die Nase hält?

Wahrscheinlich keiner, es sei denn, der Betreffende ist entweder stockschwul oder interessiert sich nur für Playstation oder PC-Spiele.

Da keines von beiden auf mich zutraf, hatte ich so langsam Mühe, mich zu beherrschen.

So hatte ich mir unser Wiedersehen wahrhaftig nicht vorgestellt.

Yalla hingegen schien da anderer Ansicht zu sein. Trotz der prekären Situation, in der wir uns befanden, schien sie Gefallen an unserer Lage zu finden. Sie schlang ihre Arme um meinen Nacken und flüsterte mir einige Worte ins Ohr, die alles andere als ladylike waren.

»Komm schon«, zischte sie schließlich. »Ich habe schon viel zu lange auf dich gewartet.«

»Aber ...«

»Nichts aber, oder gefalle ich dir etwa nicht?«

Bevor ich antworten konnte, stellte sie mich vor vollendete Tatsachen.

Ich weiß bis heute nicht, wie sie es angestellt hatte, jeden-

falls ließ sie ihr Kleid plötzlich zu Boden fallen.

Ich schluckte.

Yalla war darunter völlig nackt.

Geständnisse

Sie stieg aus dem Kleid und stieß den Stoff mit dem Fuß beiseite.

Ich blieb wie gebannt stehen und starrte sie an. Mein Herz klopfte wild und in meinem Kopf hämmerte es.

Sie war nackt!

Nackt ...

Tausend Gedanken wirbelten durch meinen Schädel.

Da war der Albino, den ich gerade eben erschossen hatte, die Verfolger, unsere Flucht in diesen seltsamen, kleinen, halbdunklen Raum und Yalla, die jetzt splitterfasernackt vor mir stand, obwohl uns nur noch eine schalldichte Tür vor dem sicheren Tod trennte.

Ich schüttelte den Kopf wie ein Boxer, der nach einem schweren Schlag die Betäubung loszuwerden versucht.

Nahm dieser Wahnsinn denn überhaupt kein Ende mehr?

Offensichtlich nicht, denn statt vor lauter Angst oder Sorgen zu zerfließen, zog mich Yalla fest an sich heran und suchte mit hungriger Leidenschaft nach meinen Lippen.

»Wir sollten besser zusehen, dass wir verschwinden, anstatt hier herumzuknutschen«, sagte ich keuchend, nachdem sie wieder von mir abließ.

Ihr Kuss hatte mir fast den Atem geraubt.

Yalla lachte leise. Dabei reckte sie mir die cremefarbenen Hügel ihrer Brüste herausfordernd entgegen.

Als ich keine Anstalten machte, etwas mit ihr anzufangen, zog sie einen Schmolmund.

»Was ist los mit dir? Als wir das letzte Mal zusammen waren, konntest du gar nicht genug von mir bekommen und jetzt ...« Sie ließ den Satz offen, wobei ihr deutlich eine gewisse Enttäuschung anzumerken war.

»Verstehe mich bitte nicht falsch«, antwortete ich zögernd. Die ganze Situation war irgendwie unwirklich. Kein normaler Mensch kommt im Angesicht tödlicher Gefahr auf die Idee, Liebe zu machen. Oder war es vielleicht gerade die Gewissheit, jeden Moment abtreten zu müssen, die Yalla dazu veranlasste, mit mir zu schlafen?

Ich wusste es nicht, ich wusste nur, dass ich nicht aus Stein war.

Trotz der prekären Lage, in der wir uns befanden, bekam ich allmählich gewisse Gefühle.

»Du weißt genau, dass ich dich immer noch begehre.« Mein Hals wurde trocken und aus meiner Kehle kam nur noch ein Krächzen, als ich ihre kundigen Finger in meiner Hose spürte.

»Aber warum muss es ausgerechnet hier und jetzt sein?«

»Weil es wahrscheinlich das letzte Mal ist.«

Im nächsten Moment war ich hellwach. Was hatte diese Aussage wieder zu bedeuten, wusste sie etwas, was ich noch nicht wusste?

»Was verheimlichst du mir?«

Anstelle einer Antwort grinste sie mich wie ein Jagdewolf

an.

»Das erzähle ich dir nachher.« Dabei langte sie mit einer Hand nach unten, während sie mit der anderen an meinem Gürtel nestelte. Als meine Hose zu Boden fiel, winkelte sie ihr linkes Bein an, schlang ihre Arme halt suchend um meinen Nacken und drängte ihren Unterleib gegen den meinen.

Danach warf ich alle Bedenken über Bord.

Als ich in sie eindrang, waren unsere Bewegungen noch etwas unbeholfen, doch schon nach einer kurzen Weile begannen wir wie eine gut geölte Maschine zusammenzuarbeiten. Die Welt um uns herum war plötzlich bedeutungslos geworden.

Das Einzige, was noch zählte, war das ungestüme Verlangen, den anderen zu befriedigen.

»Mein Gott«, murmelte Yalla, als wir uns voneinander lösten. Ihr Atem ging keuchend und auch mir zitterten die Knie. »Du bist unglaublich.«

Ich grinste bis zu dem Moment, in dem sie ihren Kopf an meine Schultern lehnte und scheinbar ohne Grund anfang zu weinen.

»Du verdammter Hund, du verdammter!«

Ich riss die Augen auf. Was zum Teufel war denn jetzt schon wieder los?

Anstatt auf meinen fragenden Blick hin zu antworten, musterte mich Yalla aus zusammengekniffenen Augen. Wobei ich das Gefühl hatte, dass sie mich überhaupt nicht

wahrnahm, ihr Blick schien durch mich hindurchzugehen. Es war so, als starre sie auf einen imaginären Punkt im Nirgendwo.

»Es wäre alles so perfekt gewesen, wenn ich dich nicht getroffen hätte«, sagte sie leise.

Die Resignation in ihrer Stimme wurde dabei mit jedem Wort hörbar größer. »Nur du hast alles plötzlich so kompliziert gemacht.«

Ich verzog das Gesicht und musterte sie ratlos.

Yallas Schultern zuckten krampfartig. Sie hatte die Lider geschlossen, trotzdem erkannte ich, wie ihr Tränen über die Wangen liefen.

Sie weinte.

Ich legte meine Hand unter ihr Kinn und hob ihren Kopf.

»Wieso ich, was meinst du damit?«

Ich hatte kaum ausgesprochen, als in ihr alle Dämme brachen und die Worte nur noch so aus ihr herausprudelten.

»Ohne dich wäre alles so einfach gewesen. Ich hätte weiterhin nur die Verbindungsperson zwischen dem Hauptquartier, den Nayanos und den anderen Primaten gespielt, meine Berichte abgegeben und wäre am Ende des Experiments eine gemachte Frau gewesen. Man hätte mir ein Haus in der Provence zugeteilt, jeden Monat eine lebenslange Rente von zehntausend Dollar überwiesen und ich hätte nie mehr in meinem Leben arbeiten müssen. Aber was mache ich dumme Kuh? Anstatt mir irgendeinen steinreichen Fatzke im Institut anzulachen, verliebe mich ausgerechnet in dich. Seither ist nicht nur meine Karriere im Eimer, sondern auch mein Leben. Ich gelte inzwischen als Risiko. Weißt du,

was man im Hauptquartier mit Leuten macht, die als Risiko gelten?

Man bringt sie um«, erwiderte Yalla, bevor ich ihr auf ihre Frage antworten konnte. »Verstehst du, man bringt sie um!«

Sie hatte inzwischen die Hände zu Fäusten geballt.

»Ich wünschte, ich hätte dich nie kennengelernt«, sagte sie zornig, doch ihre Blicke strafte ihre Worte Lügen.

»Moment mal«, sagte ich irritiert. »Willst du damit etwa andeuten, dass du auch zu diesem Verein gehörst?« Für einen Moment war ich fassungslos. »Ich dachte, dass du zu den Nayanos ...«

»Nicht ganz«, unterbrach mich Yalla hart. »Ich bin keine von ihnen, zwar nicht direkt, aber trotzdem gehöre ich irgendwie dazu. Ich bin sozusagen ein Teil dieses Experimentes.«

Als sie meine fragenden Blicke sah, winkte sie ab.

»Ich erkläre es dir später. Jetzt sollten wir erst einmal von hier verschwinden, bevor der Zufall doch noch eine der Wachen hier hereinspült.«

Ich blickte mich kurz um.

»Ich dachte, hier drin sind wir sicher. Was ist das übrigens für ein Raum hier?«

Yallas Gesicht wirkte ernst, als sie mir antwortete.

»In dieser dunklen Kammer werden die Embryonen zwischengelagert.«

»Embryonen?«, echote ich verständnislos, obwohl mir allmählich klar wurde, was Yalla damit gemeint hatte.

»Na diese Wesen, die ab dem Moment der Befruchtung in den Muttertieren, so nennen wir die Frauen, die diese neu

geschaffene Organismen austragen, heranwachsen.«

Ich kapierte die Zusammenhänge zwar noch nicht so ganz, aber das, was ich da zu hören bekam, war so entsetzlich, dass es mir für Sekunden schier den Atem nahm.

Ich hatte plötzlich das Gefühl, als ob eine eiskalte Hand über meinen Rücken strich. Als mich Yalla an der Hand nahm und wir durch den Raum liefen, war ich dankbar dafür, dass es hier drinnen so duster war.

In diesem Moment wurde hinter uns die Tür geöffnet.

Endlich frei

Ich verharrte mitten in der Bewegung, als wäre ich gegen eine unsichtbare Wand gelaufen.

Yalla erging es nicht anders.

Wie auf ein geheimes Kommando hin drehten wir unsere Köpfe beinahe gleichzeitig nach hinten und starrten mit weit aufgerissenen Augen auf die Tür, die langsam nach innen schwang.

Ein Mann mit einem weißen Arztkittel betrat den Raum. In seiner Rechten klirrte ein Schlüsselbund.

Nachdem er die Tür mit der anderen Hand hinter sich ins Schloss gezogen hatte, drehte er sich um und verschloss sie wieder. Dabei pfiß er die ganze Zeit einen alten Beatlessong vor sich hin.

Yalla und ich sahen uns erstaunt an.

Der Kerl war entweder blind oder blöd.

Ich vermutete beides, denn es war eigentlich unmöglich,

uns in diesem kleinen Raum zu übersehen. Ich wartete, bis er den Schlüsselbund in einer der Kitteltaschen verschwinden ließ.

Dann nickte ich Yalla zu und sprang dem Kerl ins Kreuz.

Der Aufprall ließ ihn einknicken und nach vorne stolpern, bis er mit dem Oberkörper gegen die Türklinke stieß. Das Metall der Klinke bohrte sich in seinen Brustkorb und trieb ihm offensichtlich sämtliche Luft aus den Lungen, jedenfalls endete sein Pfeifen abrupt.

Der Mann ging in die Knie und presste beide Hände auf die Brust. Dabei röchelte und schnaufte er wie ein altersschwacher Blasebalg.

Als er den Kopf hob und mich ansah, quollen ihm fast die Augen aus den Höhlen.

Ich überlegte nicht lange, sondern machte kurzen Prozess.

In unserer Situation konnte ich es mir nicht erlauben, darauf zu warten, bis der Kerl um Hilfe schrie. Ein gezielter Handkantenschlag beförderte ihn ins Land der Träume, bevor er den ersten Laut von sich geben konnte.

»Hast du nicht gesagt, dass wir hier vorläufig in Sicherheit sind?« Meine Stimme klang schroffer als ich es beabsichtigt hatte.

Yalla zuckte zusammen und im nächsten Moment tat es mir schon wieder leid, dass ich sie so hart angegangen war.

»Keine Ahnung, was der Kerl hier wollte«, erwiderte sie stockend. »Ich kenne ihn nicht, trotzdem würde es mich interessieren, woher er die Schlüssel für diesen Raum hat.«

»Das dürfte wohl unsere kleinste Sorge sein. Sag mir lieber, wie wir von hier verschwinden können, ohne dass uns

gleich wieder die Wachen im Nacken sitzen. Ich glaube kaum, dass es uns noch mal gelingen wird, sie abzuschütteln. Irgendwie habe ich das Gefühl, dass unser Vorrat an Glück so langsam aufgebraucht ist.«

Statt einer Antwort packte mich Yalla am Arm und zerrte mich weiter nach hinten. Erst jetzt konnte ich in dem Dämmerlicht, das hier vorherrschte, erkennen, dass es in dem Raum noch eine zweite Tür gab. Als wir sie passiert hatten, standen wir vor einer stählernen Wendeltreppe, die sich scheinbar bis in den Himmel hinauf schraubte. Jedenfalls war von unserem Standpunkt aus kein Ende der Stufen zu sehen.

»Und jetzt? Ich meine, wo führt die Treppe hin?«

»In die Freiheit«, sagte Yalla.

Ich hatte da so meine Zweifel, ich hatte diese Worte in letzter Zeit schon viel zu oft gehört, als dass ich noch daran glauben konnte. Aber als ich den zufriedenen Ausdruck auf ihrem Gesicht sah, kehrte die Hoffnung, dieses Irrenhaus endgültig verlassen zu können, doch wieder zurück, wenn auch zunächst nur zaghaft.

Keiner von uns redete ein Wort, während wir eine Stufe nach der anderen erklommen.

Wir benötigten unseren ganzen Atem, um diese vermaledeite Treppe hinter uns zu bringen. Das stählerne Ding schien tatsächlich bis in den Himmel hinauf zu führen. Dagegen nahm sich sogar der Fußweg zur Spitze des Eifel-

turms wie ein Spaziergang aus.

Ich weiß, wovon ich rede, ich hatte diese Strecke einmal während eines Frankreichurlaubs in einem Anfall von Selbstüberschätzung in Angriff genommen. Oben angekommen hatte ich das Gefühl, als ob mein damaliger unsolider Lebenswandel sich an mir rächen wollte. Jede Zigarette, jedes Glas Whisky und jede durchzechte Nacht schienen gleichzeitig noch einmal ihren Tribut zu fordern.

Hier erging es mir nicht anders.

Nach der dreihundertsten Stufe hörte ich auf zu zählen, dazu fehlte mir langsam die Kraft. Wie eine Maschine stapfte ich weiter, setzte meine Füße, die inzwischen Tonnen wiegen mussten, von einer Stufe auf die nächste.

Nach der vierhundertsten Stufe setzte mein Denken und Handeln aus. Jetzt gab es nur noch den Rhythmus meiner Schritte und meinen keuchenden Atem.

Dann, als ich fast schon nicht mehr daran glaubte, war die Treppe plötzlich zu Ende.

Eine massiv wirkende Stahltür versperrte uns den Weg.

»Und jetzt?«, keuchte ich.

»Jetzt öffnen wir die Tür.«

Anscheinend glotzte ich ziemlich dämlich aus der Wäsche, anders konnte ich mir Yallas Grinsen nicht erklären. Aber nachdem sie an mir vorbeigelaufen war und die Tür öffnete, als wäre es das Selbstverständlichste auf der Welt, war mir das alles egal.

So was von egal, dass es sich keiner vorstellen konnte.

Ich trat über die Schwelle und blickte mich ergriffen um.

Ich hätte nie gedacht, dass ich mich einmal an dem An-

blick zerklüfteter Felsen, Dornensträucher und staubflirrender Luft derart ergötzen konnte.

Yalla hatte recht behalten, wir hatten es geschafft.

Es war uns tatsächlich gelungen, einen Weg aus diesem halb in die Erde gebauten Häuserkomplex zu finden, hinter dessen Mauern im Namen der Wissenschaft Experimente stattfanden, von denen ich nicht einmal zu träumen wagte.

Dass wir überhaupt so weit gekommen waren, lag hauptsächlich an Yalla, schließlich unterlag hier alles der strengsten Geheimhaltung. Selbst ein unbedeutender Seitenausgang wie der, durch den wir das Gelände gerade verließen, war derart mit Tarnnetzen, Gestrüpp und elektronischen Sicherheitsvorrichtungen getarnt, dass ein Außenstehender nie im Leben hier Zugang gefunden hätte. Gott sei Dank war Yalla keine Außenstehende, und so konnten wir unerkannt in der Wüste untertauchen.

Jeder andere an unserer Stelle wäre wahrscheinlich losgerannt und hätte erst angehalten, wenn er wieder in der Zivilisation gelandet wäre. Ich nicht, denn es kam einem Selbstmord gleich, die australische Wüste zu Fuß zu durchqueren. Deshalb trabte ich hinter Yalla, die sich hier auszukennen schien, wie ein treuer Jagdhund her.

Wortlos führte sie mich durch eine karge Steppe auf zwei Tafelfelsen zu, die sich, mächtigen Grabhügeln gleich, aus der Landschaft erhoben. Hinter uns strebte die Sonne dem Horizont entgegen und ihre Kraft wuchs mit jedem unserer

Schritte. Dazu kam ein Wind auf, der uns Staubschleier entgegen wehte, die uns schier den Atem nahmen.

Ich war deshalb froh, als wir die Tafelfelsen endlich erreicht hatten.

Yalla führte mich in den Schatten einer überhängenden Felsplatte, wo es bedeutend kühler war. Meine Stimmung hob sich deutlich, als wir dort auf ein Wasserloch stießen.

Wir stillten unseren Durst und setzten uns in den Sand.

Ich lehnte mich mit dem Rücken an einen Felsbrocken, tätschelte meinen Bauch, der vor lauter Wasser fast zu platzen schien, und dachte: Jetzt noch ein Steak und der Tag ist gerettet.

Wunschdenken, das sich im Nichts auflöste, als Yalla plötzlich zu reden begann.

Letzte Chance Iswa

Ich fühlte mich wie ein Boxer, der zum zehnten Mal auf die Bretter geschickt wurde. Mein Kopf dröhnte wie eine Kesselpauke und das Blut rauschte in meinen Ohren. Die ganze Welt schien sich um mich zu drehen.

Wenn ich auch einiges von dem, was mir Yalla da erzählte, nicht wirklich kapierte, war alles andere trotzdem so grauhaft und unvorstellbar, dass es mir beinahe die Luft zum Atmen nahm.

Ihre Worte und das, was ich im Einzelnen noch aus den Unterhaltungen der vergangenen Tage und Wochen mit Linda, dem Franzosen und anderen Mitarbeitern dieses un-

seligen Projekts aufgeschnappt hatte, ergaben für mich ein Szenarium, welches ich eher in einem Horrormoman erwartet hätte als im realen Leben.

»Habe ich das richtig verstanden?«, fragte ich sie, während ich nach Worten suchte. »Es gibt diese Vereinigung steinreicher Männer, die ein Projekt finanzieren, bei dem Menschenversuche durchgeführt werden also tatsächlich?«

Linda hatte damals schon so etwas Ähnliches angedeutet, aber ihre Berichte waren zu vage, als dass ich zu diesem Zeitpunkt schon tatsächlich das ganze Ausmaß dieser Sache hätte erkennen können.

Anders bei Yalla, sie war direkt in diese Experimente mit eingebunden und zählte im Gegensatz zu Linda sozusagen zum Inneren Zirkel des Projekts.

Ein weiterer Grund meiner gesteigerten Aufmerksamkeit war, dass ich Linda nur als Affäre betrachtete, während mir Yalla hingegen wirklich etwas bedeutete. Deshalb trafen mich die Schilderungen diesmal auch bis ins Mark.

Ich rekapitulierte noch einmal, was ich in der letzten halben Stunde erfahren hatte, oder besser gesagt, ich versuchte es. Dabei entging mir keineswegs, wie mich Yalla die ganze Zeit über aufmerksam beobachtete.

»Dann ist es also wahr, was ich bisher nur durch Hörensagen mitbekommen habe?«

»Es kommt darauf an, was du mitbekommen hast.«

»Es soll alles damit angefangen haben, dass ein alter, milliardenschwerer Sack nicht wusste, was er mit seinem ganzen Geld machen soll, und deshalb begonnen hat, Gott zu spielen.«

»Nicht ganz, die Idee zu diesem Projekt reifte in ihm erst heran, als ihm das Schicksal aufzeigte, wie unbedeutend und klein der Mensch eigentlich gegenüber den Unbilden des Lebens ist, ganz gleich wie arm oder reich er sein mag.«

Ich verzog das Gesicht.

»Das ist auch der Grund, warum ich keine Angst vor diesen großen Tieren habe. Abgerechnet wird zum Schluss, und dabei ist es schön für unsereins zu wissen, dass der letzte Kittel auch für diese Herrschaften keine Taschen hat. Wenn du verstehst, was ich meine.«

»Sicher, aber ihm hat das Leben wirklich böse mitgespielt.«

Neugierig hob ich den Kopf.

»Es wird erzählt, dass er die fünfzig fast schon überschritten hatte, bis er endlich die Frau seines Lebens traf. Eine Frau, die ihn angeblich auch genommen hätte, wenn er nicht so reich gewesen wäre.«

»Kann man das glauben?«

Yalla nickte.

»Er hat sie anscheinend diesbezüglich nicht nur einmal auf die Probe gestellt. Aber egal, sie waren jedenfalls glücklich und wären es auch noch heute, wenn die Frau nicht plötzlich an Krebs erkrankt wäre. Knochenkrebs munkelte man, sie starb innerhalb eines halben Jahres. Drei Monate später nahm sich sein Sohn das Leben, HIV-positiv, Endstadium. Er war ihr einziges Kind. Es hat ihn beinahe zerbrochen.«

Mein Gott, dachte ich, das klang ja beinahe so wie bei einer dieser unsäglichen Liebesschmonzetten im Vorabendprogramm. Wäre unsere Situation nicht so ernst gewesen, hätte ich ihr das auch freiweg auf den Kopf zugesagt, aber so fiel

meine Antwort etwas diplomatischer aus.

»Das hört sich zwar alles ziemlich melodramatisch an, aber es gibt ihm trotzdem noch lange nicht das Recht Leute anzuheuern, damit sie mit Menschen herumexperimentieren.«

»Das war doch nie seine Absicht«, antwortete mir Yalla heftig. »Er hat vielmehr sein ganzes Vermögen in Forschungen gesteckt, die das Ziel hatten, Krankheiten wie Krebs und Aids zu heilen.«

Ihrem Gefühlsausbruch nach zu urteilen, hegte sie für diesen Mann, aus was für Gründen auch immer, große Sympathie. Ich wechselte deshalb das Thema, um sie nicht weiter gegen mich aufzubringen. Ich war im Moment einfach noch zu sehr auf sie angewiesen, um hier aus diesem Schlamassel herauszukommen.

»Weiß man eigentlich, wer der Typ ist?«

Yalla zuckte die Achseln. »Manche sagen ein arabischer Scheich, manche ein russischer Oligarch, andere wiederum behaupten, er wäre ein britischer Börsenguru. Aber jetzt genug davon, wir sollten langsam weitergehen.«

»Und wohin?«, fragte ich neugierig.

»Raus aus dieser Area, oder hast du keine Sehnsucht mehr nach der freien Welt?«

Ich folgte Yalla blindlings.

Es blieb mir zugegebenermaßen auch nichts anderes übrig, denn ich hatte nicht die geringste Ahnung, wo ich mich derzeit befand. Nachdem wir aus den Tafelbergen heraus wa-

ren, schien der mühsamste Teil unseres Fußmarsches hinter uns zu liegen. Für mich fühlte sich das nachfolgende Durchqueren der vor uns liegenden Steppenlandschaft jedenfalls wie ein Spaziergang an. Deshalb hatte ich auch wieder genügend Luft, um auf unser letztes Gespräch zurückzukommen. Das Thema brannte mir immer mehr unter den Nägeln.

»Wie kam es dann, dass aus seinen ach so hehren Zielen plötzlich eine Schweinerei wurde, die für mich verdammt Ähnlichkeit mit dem hat, was die Nazis damals in Germany in gewissen Lagern veranstalteten?«

Yalla blieb abrupt stehen. Sie sah plötzlich ziemlich nachdenklich aus, während sie mir antwortete.

Es dauerte ungefähr eine Viertelstunde, bis ich weitgehend die Hintergründe kapiert hatte.

Worte wie menschliche Cyborgs, Unsterblichkeit und Weltuntergang brannten sich in meine Gedanken. Trotz der Hitze des australischen Outbacks begann ich zu frieren. Mir wurde plötzlich klar, dass, sollte sich Yallas Horrorszenario tatsächlich bewahrheiten, wir auch nach unserer Flucht aus dieser Area unseres Lebens nicht mehr sicher waren.

Diese Organisation und ihre Hintermänner, gegen die wir uns gestellt hatten, besaßen Beziehungen bis in die höchsten Regierungskreise der gesamten westlichen Welt.

Als mir bewusst wurde, was für ein Machtpotenzial und welcher Einfluss dahinter stecken musste, war ich kurz davor zu resignieren.

Eine Auseinandersetzung mit der Russenmafia nahm sich dagegen wie ein Kindergeburtstag aus.

Aber mir blieb keine Zeit dazu, weiter darüber nachzuden-

ken. Yalla war nach ihren letzten Worten einfach weitergelaufen.

»Wohin gehen wir?«, fragte ich keuchend, nachdem ich sie eingeholt hatte.

Statt einer Antwort deutete sie nach Osten auf eine Hütte zu, die sich deutlich am Horizont abzeichnete.

Meine Kopfhaut begann sich zusammenzuziehen, denn bisher hatte jede Hütte oder sonstige menschliche Behausung in diesem Landstreifen für mich zu Verwicklungen geführt, auf die ich getrost hätte verzichten können. Ich musste dazu nur an Balun, diesen komischen Vogel denken, oder an die alte Hella, die aufgrund der Experimente, die man mit ihr gemacht hatte, zu einer Art Tiermensch degeneriert war.

»Was sollen wir dort?«

Yalla lächelte, während sie ihre Schritte zusehends beschleunigte.

»Mindestens ein halbes Dutzend Annehmlichkeiten der menschlichen Zivilisation in Anspruch nehmen. Frisches Wasser zum Beispiel, ein bequemes Bett und Decken gegen die Kälte der Wüstennacht und Proviant.«

»Und wahrscheinlich auch noch einen Freifahrschein nach London in meine Bude«, antwortete ich spöttisch. »Willst du mich eigentlich verarschen? Du glaubst doch etwa nicht im Ernst, dass unsere Freunde diese Hütte vergessen haben? Ich würde mich nicht wundern, wenn uns gleich ein Begrüßungskomitee entgegen kommt.«

Yalla legte den Kopf in den Nacken und musterte den Stand der Sonne.

»Nicht, solange es hell ist. Bis zum Einbruch der Dunkel-

heit kommt niemand aus der Area hierher.«

»Und warum dann wir?«

»Weil ich weiß, wie man die Iswa in Schach halten kann. Sie sind unsere letzte Chance, um von hier wegzukommen.«

»Wer oder was zum Teufel sind diese Iswa?«

Yalla sagte nichts, aber als ich beobachtete, wie sie von diesem Moment an damit anfang, jeden Millimeter des Bodens genau abzusuchen, begannen in mir sämtliche Alarmglocken zu schrillen.

Die Stunde der Monster

Ich stellte die Beine breit, knickte etwas ein und hob die Waffe in beidhändigem Anschlag.

Meine Nerven waren bis zum Zerreißen gespannt.

Ich legte meinen Zeigefinger um den Abzug der Pistole und schwenkte den Lauf hin und her.

Neben mir war Yalla unvermittelt in die Knie gegangen.

»Was machst du da?«, fragte ich hektisch.

»Ich suche nach Landiswurzeln.« Sie sagte es so beiläufig, als würde sie mir gerade mitteilen, dass es heute Kartoffeln zum Essen gab.

»Du machst was bitte?«

Ihrem Mienenspiel nach zu urteilen machte ich dabei scheinbar nicht gerade den intelligentesten Eindruck.

Sie seufzte, verdrehte die Augen und deutete mit der Hand über den Boden.

»Ich sagte, ich suche Landiswurzeln.« Ihr Tonfall klang ge-

nervt. Sie wühlte mit beiden Händen im Boden. »Die Hütte, die du dort im Osten siehst, ist unser Freifahrschein zurück in die Zivilisation. Es gibt nur ein Problem, dort beginnt auch das Jagdrevier der Iswa. Obwohl sie nicht größer als Mäuse werden, sind sie wahrscheinlich die gefährlichsten Tiere in diesem Areal. Sie bestehen zu zwei Dritteln nur aus Maul und Zähnen und sind Allesfresser. Gott sei Dank sind diese pelzigen Biester ektotherm, das heißt, sie sind nur tagsüber aktiv, wenn die Sonne scheint, und liegen dann nachts praktisch bewegungsunfähig in ihren Höhlen.«

»Aha, und was für Eigenschaften besitzen diese Kuscheltiere sonst noch?«

»Sie treten immer rudelweise auf. Man erzählt sich, dass sie einen ausgewachsenen Menschen innerhalb von zehn Sekunden bis auf die Knochen abnagen können, am besten vergleichst du sie mit den Piranhas.«

»Entzückend«, sagte ich und sah mich hastig um.

Der Anflug eines Lächelns überzog Yallas Gesicht. Ihre Antwort zeigte mir, dass sie den Grund meiner plötzlichen Nervosität genau kannte.

»Keine Angst, es ist noch keinem Iswa gelungen, jemals hierher zu kommen. Neben der Hütte verläuft ein Fluss und die Tiere können nicht schwimmen.«

»Aber sie könnten ihn umgehen«, warf ich ein.

»Kaum, denn um ihn zu umgehen, braucht man zu Fuß knapp drei Tage, egal, in welche Richtung man geht. Durch ihre Körpereigenschaften ist es den Iswa aber nicht möglich, länger als eine oder zwei Stunden aktiv zu sein. Das reicht zwar zum Fressen, aber erlaubt keine größere Unterneh-

mungen.«

»Okay, das habe ich soweit verstanden. Jetzt musst du mir nur noch zwei Dinge erklären und ich bin wieder beruhigt. Erstens, warum ist ausgerechnet diese Hütte da im Osten unser Ticket in die Freiheit, und zweitens, was zum Teufel hat es mit diesen Landiswurzeln auf sich?«

Die Antwort war Schweigen. Jedenfalls so lange, bis Yalla plötzlich etwas in der Hand hielt, das wie eine kleine Ingwerwurzel aussah, und dieses Teil triumphierend in die Höhe reckte.

»Geschafft, jetzt können wir weitergehen.«

Ich hatte plötzlich einen Kloß im Hals, angesichts der Existenz der Iswa fand ich diese Idee alles andere als nett.

»Moment mal«, sagte ich hastig. »Du hast mir immer noch keine Antwort auf meine beiden Fragen gegeben. Und solange das nicht der Fall ist, werde ich nirgendwohin gehen.«

»Das ist schon okay, wir haben ja jetzt die Landiswurzel.«

Ich blieb trotzdem stur. Solange ich nicht wusste, was es mit der Wunderwurzel auf sich hatte, war ich zu keinem weiteren Schritt bereit. Ich war schließlich nicht lebensmüde.

»Du willst mir doch jetzt nicht etwa erzählen, dass wir zu diesen menschenfressenden Viechern hinüberlaufen, nur weil du eine vertrocknete Wurzel in der Hand hast? No Baby, nicht mit mir, noch hänge ich am Leben.«

»Feigling!«

»Dann erkläre mir endlich, warum«, antwortete ich unge-

halten. Allmählich hatte ich meine Bitten um weitere Erklärungen satt. Mir stand es langsam bis ganz oben.

Egal ob Linda, der Franzose oder Yalla, mit wem ich auch in dieser verrückten Welt zu tun hatte, ich musste jeden um eine Erklärung bitten, weil ich alleine in diesem Land so hilflos wie ein Neugeborenes war. Ich wusste weder, was für Tiere, noch, was für Menschen oder Naturgewalten mir begegnen würden. Natürlich hatte ich mich über Down Under schlaugemacht, aber das war das normale Australien und nicht diese verrückte Welt, in der es vor degenerierten, genmanipulierten und künstlichen Lebewesen nur so wimmelte.

Um das Kind beim Namen zu nennen: Ich bekam so langsam Minderwertigkeitskomplexe. Durch meine Unwissenheit lief ich wie ein Blinder durch die Botanik, und das war etwas, was mir überhaupt nicht schmeckte: Jede Sekunde meines Lebens von anderen abhängig zu sein.

Yalla schien zu spüren, dass mir eine Laus über die Leber gelaufen war. Anders konnte ich es mir nicht erklären, dass sie mir unsere Situation plötzlich so ausführlich schilderte.

»Die Sache ist ganz einfach«, sagte sie und hielt mir die Landiswurzel unter die Nase. »Die Iswa sind praktisch blind. Sie machen ihre Beute nur durch ihren Geruchssinn. Aber diese kleine Wurzel hier sondert einen Saft ab, der ihnen überhaupt nicht schmeckt. Sobald sie ihn riechen, suchen sie das Weite. Also werden wir uns damit einreiben, bevor wir ihr Gebiet betreten, und so unbehelligt zur Hütte gelangen. Bis dann ist es dunkel und die Kreaturen sind in ihren Höhlen verschwunden. Wir sind also vor ihnen sicher,

bis der Konvoi bei der Hütte Rast macht.«

Yalla steckte die Wurzel in die Tasche und wischte sich ihre dreckigen Hände an den Kleidern ab.

Bevor ich sie fragen konnte, was denn das jetzt wieder für eine Geschichte mit dem Konvoi war, redete sie weiter.

»Das Hauptquartier wird zum größten Teil aus der Luft versorgt, Nahrungsmittel, Proviant, Ersatzteile und so weiter. Nur das Benzin wird mit Lastwagen herangeschafft und das ist unsere Chance. Die Wagen durchqueren das Gebiet der Iswa nur nachts. Bei Sonnenlicht ist man selbst in den Fahrzeugen nicht sicher vor ihnen. Ob du es glaubst oder nicht, aber es ist tatsächlich schon vorgekommen, dass diese Tiere sogar die Reifen angeknabbert haben, sie sind wirklich Allesfresser.«

Langsam dämmerte mir, worauf Yalla hinaus wollte.

»Verstehe, du willst also einen dieser Lastwagen kapern und damit fliehen.«

»Nicht ganz, so einen Wagen zu entern würde nur die Aufmerksamkeit der Soldaten aus dem Hauptquartier auf sich ziehen. Wir werden uns in einem dieser Lkws verstecken, denn die Transporte werden kaum kontrolliert. Wir setzen uns dann ab, wenn die nächste Stadt in Sichtweite ist.«

Im Grunde genommen hörte sich das Ganze ziemlich einfach an. Das mit dem Verstecken war wahrscheinlich ziemlich einfach, nur die Sache mit diesen Allesfressern lag mir schwer im Magen. Trotzdem folgte ich Yalla.

Wie immer blieb mir keine andere Wahl.

Kurz vor dem Fluss, der uns noch von der Hütte trennte, hielten wir an.

Yalla zog die Wurzel aus der Tasche und brach sie entzwei. Sofort sammelte sich an der Bruchstelle ein dünner, weißlicher Saft, den Yalla auf meiner Haut verschmierte.

Als ich auf meine weißen Hände starrte, wusste ich, warum die Iswa vor diesem Zeug Reißaus nahmen. Gegen diesen Pflanzensaft machte sich sogar der Geruch von Buttersäure wie ein Veilchenduft aus. Es erinnerte mich stark an Beta-Mercaptoethanol, einem Stoff, mit dem ich einmal in Berührung gekommen war, als ich vor drei Jahren ein Chemiewerk observierte, das militante Umweltschützer mit Sabotageakten überzogen hatten. Dieser Geruch hatte sich bis heute in meine Nase eingebrannt. Er war das, was man den Gestank des Bösen nennt, fremdartig, stechend, als ob alles Kranke, alles Gären, alle Fäulnis und aller Verfall dieser Erde gleichzeitig in der Luft schwebte.

Nachdem die Prozedur des Einreibens beendet war, marschierten wir Seite an Seite auf die Hütte zu. Die Duftwolke, die uns dabei umgab, war kaum zum Aushalten. Ich hatte Mühe, einen Brechreiz zu unterdrücken.

»Wie um alles in der Welt sollen wir uns mit diesem Gestank verstecken? Die Lkw-Fahrer werden uns zehn Meilen gegen den Wind riechen können«, keuchte ich, während das Gefühl, mich übergeben zu müssen, immer stärker wurde.

»Keine Angst, der Saft lässt sich ohne Schwierigkeiten einfach mit klarem Wasser wieder entfernen, danach ver-

schwindet auch der Geruch. Sobald es dunkel wird und die Iswa in ihre Höhlen kriechen, waschen wir uns das Zeug wieder ab.«

Yalla gab mir während des Laufens die eine oder andere Verhaltensregel und verstummte dann, als die Hütte in greifbare Nähe gerückt war. Mit einigen knappen aber unmissverständlichen Handbewegungen machte sie mir deutlich, dass es besser war, von nun an zu schweigen. Als der erste Iswa vor uns auftauchte, beschloss auch ich, die Klappe zu halten, obwohl mir noch soviel auf der Zunge lag.

Hätte mich Yalla nicht vorher gewarnt, ich hätte wahrscheinlich vor Entsetzen laut aufgeschrien.

Diese Kreatur war ein einziger Alptraum.

Und sie war nicht alleine!

Als ich mich umblickte, sah ich rechts von uns mindestens zehn dieser kleinen Monster auf dem Boden hocken. Links waren es vier und vor uns etwa doppelt so viele.

Einen Moment lang war nur das Klacken ihrer weit aufgerissenen Kiefer zu hören.

Yalla machte vorsichtig einen Schritt auf die Hütte zu.

Im selben Moment rutschte mir beinahe das Herz in die Hose.

Die Hützentür schwang wie von Geisterhand bewegt zur Seite und aus dem Eingang strömten weitere Iswa. Es mussten Dutzende sein, kleine, kaum faustgroße Pelzwespen, die nur aus reißenden Zähnen und Klauen zu bestehen schienen.

Sie kamen direkt auf uns zu!

Die Freiheit winkt

Es mussten Hunderte sein, pelzige augenlose Wesen, die nur aus zwei Fühlern und einem Maul voller Zähne zu bestehen schienen.

Sie umgaben uns wie ein lebender Teppich. Mit ihren beiden Füßen, die bis auf einen kurzen, knöchigen Wust direkt am Körper saßen, waren sie zwar nicht besonders schnell, aber ihre unendliche Zahl machte diesen Umstand mehr als wett.

Es war ein geradezu groteskes Bild.

Dieser lebende Teppich bedeckte fast das gesamte Innere der Hütte, den Boden, die Wände, die Möbel, sogar Teile der Decke. Er teilte sich nur an den Stellen, an denen wir uns befanden, um sich in einem Umkreis von etwa zwei Yards um uns herum sofort wieder zu schließen. Jedes Mal, wenn ein paar vorwitzige Iswa versuchten, doch näher zu kommen, begannen ihre Fühler wie Espenlaub zu zittern.

Die Wesen schüttelten sich und suchten dann sofort das Weite. Die Geräusche, die sie dabei von sich gaben, klangen, als litten sie unter Brechreiz.

Der Saft der Landiswurzeln schien uns tatsächlich vor diesen Biestern zu schützen.

Zielstrebig steuerte Yalla das Bett an, das an der Nordwand der Hütte stand. Anscheinend wollte sie dort den Einbruch der Dunkelheit abwarten.

Sie gab mir ein paar knappe Handzeichen und ich nickte zustimmend.

Der Platz war gut gewählt.

Bis zur Dunkelheit waren es noch eineinhalb Stunden und der bequemste Platz in der ganzen Hütte war nun einmal dieses Bett. Hinzu kam, dass wir auf seiner Liegefläche mindestens einen halben Yard über den umherwuselnden Iswa thronten und so jede ihre Bewegungen verfolgen konnten. Ein weiterer, nicht zu unterschätzender Aspekt war der Umstand, dass wir eine Wand im Rücken hatten, die durch den Geruch des Wurzelsaftes frei von diesen Biestern war.

Yalla rollte die Decke zusammen und wir machten es uns bequem.

Ich versuchte, eine Unterhaltung anzufangen, in die ich immer wieder Fragen einstreute, durch deren Antworten ich diese verrückte Welt besser zu verstehen erhoffte.

Yalla ging aber nur teilweise darauf ein.

Während ich noch überlegte, wie ich sie wohl aus der Reserve locken könnte, beugte sie sich plötzlich vor und starrte zu dem einzigen Fenster der Hütte hinüber, das genau gegenüber dem Bett lag. Gleichzeitig bemerkte ich, dass die Iswa zu unseren Füßen immer nervöser wurden.

»Es wird bald dunkel«, sagte Yalla. »Sie fangen an, sich in ihre Höhlen zurückzuziehen.«

Ich riskierte einen Blick über den Bettrand.

Tatsächlich, die pelzigen Biester verfielen allmählich in hektische Betriebsamkeit.

In diesem Moment geschah etwas, das mir die Gefährlichkeit der Iswa auf erschreckende Art und Weise vor Augen führte.

Vor dem Fenster erschienen plötzlich zwei dreieckige Schatten, die in geradezu atemberaubender Weise vor unseren Augen hin und herhuschten. Selbst ohne großartige Zoologiekenntnisse war mir klar, dass hier gerade ein Raubvogel versuchte, Beute zu machen.

Sein Opfer hatte nicht die geringste Chance.

Bereits mit dem zweiten Sturzflug gelang es dem Raubtier, seine ausgestreckten Krallen in den Balg des bedauernswerten Vogels zu schlagen.

Federn stoben, und für einen Atemzug hing ein schrilles Krächzen in der Luft, das nur eine Kreatur ausstoßen konnte, die den sicheren Tod vor Augen hatte.

Danach überschlugen sich die Ereignisse.

Es musste Schicksal sein oder so etwas wie höhere Bestimmung, eine andere Möglichkeit gab es nicht. Wie sonst war es zu erklären, dass die beiden ineinander verkrallten Vögel bei ihrem Sturz zurück zur Erde ausgerechnet durch das kleine Fenster unserer Hütte hereinflatterten. In einer Wolke aus Staub und Federn rollten die beiden durch den Raum, wo sie keine Sekunde später ihr Schicksal erlitt.

Der Boden unter uns schien plötzlich zu kochen.

Ein schriller Vogelschrei, und dann waren mit einem Mal unzählige, schnappende, reißende, pelzige Iswa da, die über die Vögel hinwegfluteten und binnen zwei Sekunden nicht mehr als eine Handvoll blank genagter Knochen hinterließen.

Schweiß trat auf meine Stirn, als ich mir vorstellte, dass

uns ohne diesen Wurzelsaft schon längst dasselbe Schicksal ereilt hätte. Kurze Zeit später legte sich die Dämmerung wie ein dunkles Tuch über das Land und plötzlich schien es, als hätte es die Iswa nie gegeben.

Für einen Moment noch fiepten sie wie aufgeregte Murmeltiere, auf deren Bau ein Adler zugeflogen kam, dann, in der nächsten Sekunde, waren sie auch schon alle in ihren unterirdischen Höhlen verschwunden.

Yalla wartete mit dem Aufstehen noch, bis es völlig dunkel war, dann beugte sie sich zur Seite und öffnete ein kleines Schränkchen, das neben ihr am Bett stand. Sie warf mir eine der beiden Stablampen zu, die sich darin befanden, und zog sich ungeniert neben mir aus.

Obwohl ich wusste, in was für einer brenzligen Situation wir uns befanden, konnte ich es nicht verhindern, dass ich plötzlich einen trockenen Mund bekam.

»Ich denke kaum, dass dies der richtige Moment ist, mich scharf zu machen.«

Sie lächelte und streckte mir ihre wunderschönen Brüste aufreizend entgegen. Wie mit Absicht strichen ihre Hände langsam über jede Kurve ihres Körpers.

»Ich weiß, ich wollte dir nur mal wieder zeigen, was du an mir hast.« Dann wandte sie sich lachend ab, lief aus dem Haus zum nahen Fluss hinunter und wusch sich im Schein der Stablampe den stinkenden Wurzelsaft vom Leib.

»Dieses verdammte Luder«, dachte ich, zog mich aus und folgte ihr.

Am Fluss wuschen wir uns gegenseitig das weiße Zeug von der Haut. Es war wichtig, keine Stelle zu übersehen,

denn sobald die Sonne aufging, würden wir wieder zu stinken anfangen. In diesem Zustand war es unmöglich, sich vor den Fahrern der Tankwagen zu verbergen.

Als wir wieder zurück in der Hütte waren und in unsere Kleider schlüpfen, staunte ich immer noch, wie leicht sich das weiße Zeug hatte abwaschen lassen und vor allem, wie schnell der Gestank verschwunden war. Ich wollte gerade etwas zu ihr sagen, als ich in der Ferne Motorengeräusche hörte.

Yalla eilte zum Fenster und prüfte den Stand der Gestirne.

»Sie sind diesmal ziemlich spät dran. Bis sie hier sind, ist es fast schon wieder hell.«

»Das hängt vielleicht mit unserer Flucht zusammen. Inzwischen dürfte es wohl jeder mitbekommen haben, dass wir getürmt sind«, mutmaßte ich.

Sie nickte.

»Wahrscheinlich hast du recht. Sie werden deshalb vermutlich nur frisches Wasser aufnehmen und dann gleich weiterfahren. Deshalb sollten wir langsam nach einem Platz suchen, an dem sie uns nicht sehen können. Am besten, wir warten hier in der Nähe der Hütte auf ihre Ankunft. Mit den schweren Lkws kommen sie nicht bis runter zum Fluss. Sobald sie dann ihren Wasservorrat auffüllen, verstecken wir uns im letzten Wagen.«

»Und wo dort?«, fragte ich skeptisch.

Ich wusste ungefähr, wie so ein Tanklastzug aussah, deshalb konnte ich mir nur schwer vorstellen, wo sich bei diesem Laster zwei Menschen verstecken konnten, ohne gesehen zu werden. Meines Wissens nach bestand das Ding

nämlich nur aus einem Führerhaus, etlichen Rädern und einem blanken Metallgestell, auf den ein riesiger Tank anstelle einer Ladefläche montiert war. Nicht gerade das beste Terrain, um Verstecken zu spielen.

Yalla schien das anders zu sehen, sie grinste die ganze Zeit voller Vorfreude.

Kurze Zeit später war es dann soweit.

Mit unüberhörbarem Motorenlärm und einem lauten Zischen der Druckluftbremsanlagen kamen die beiden Riesentraktoren keine zehn Schritte vor der Hütte zum Stehen. Dann öffneten sich die Türen der beiden Fahrerhäuser und vier Männer sprangen in den Sand.

Es war genau so, wie es Yalla vorhergesagt hatte.

Keiner der vier nahm sich auch nur eine Minute Zeit, sich etwas genauer umzusehen.

Wie die Kastenteufel hasteten sie zum Fluss hinunter. Ein jeder von ihnen hatte dabei einen Wassersack und mindestens zwei Wasserflaschen in den Händen.

»Schneller, schneller!«, schrie einer von ihnen immer wieder. »In spätestens einer halben Stunde müssen wir wieder von hier verschwunden sein, sonst haben wir diese Pelzmonster am Arsch.«

Ein Blick auf den ersten hellen Streifen am Horizont zeigte mir, dass sich der gute Mann um mindestens eine Stunde verschätzte, aber ich ließ ihm seinen Glauben. Je weniger Zeit sie hatten, umso nervöser und hektischer waren sie und achteten überhaupt nicht auf ihre Umgebung. Wir nutzten das aus und kamen von Osten her an den hinteren der beiden Wagen heran. Als wir das Ende des Tanklastzugs er-

reicht hatten und ich dort den Aufbau mit der großen Holzkiste sah, wurde mir klar, wo sich Yalla zu verstecken beabsichtigte. Das Ding war so breit wie ein Sarg und so hoch, dass wir bequem darin sitzen konnten. Das einzige Problem war, dass diese Kiste mit allerlei Zeug zugemüllt war, das uns den Platz versperrte.

Während Yalla Schmiere stand, warf ich alles, was nicht niet- und nagelfest war, aus der Kiste. Seile, Schaufeln, Positionslichter, Werkzeug. Wir versteckten das Ganze hinter einer nahen Buschgruppe und schaufelten Sand darüber, und glauben Sie mir, wenn das eigene Überleben von solchen Dingen abhängt, kann man in zehn Minuten eine ganze Menge verstecken und mit Sand zuschütten.

Wir saßen dann kaum in der Kiste und hatten es uns so bequem wie möglich gemacht, als auch schon das Geräusch zuschlagender Türen durch den Wüstenmorgen hallte. Kurz darauf brüllten die Motoren wieder auf, durch den Lkw ging ein Ruck und dann setzten wir uns langsam aber stetig in Bewegung.

Plötzlich hörte ich einen der Männer im Führerhaus brüllen. Ich verstand ihn deshalb so gut, weil er das Seitenfenster heruntergekurbelt hatte.

»He, halt mal an. Ich habe da hinten was gesehen, ich glaube, da stimmt was nicht.«

Zu unserem Entsetzen wurde der Lastwagen langsamer.

Ich glaube, wenn ich so zurückdenke, damals, in diesem

Moment, war ich kurz davor, mir vor Angst in die Hose zu machen.

Alles oder nichts

»Ich hoffe, du weißt, was du da sagst. Jack reißt mir den Kopf runter, wenn ich den Anschluss an seinen Truck verliere.«

»Vergiss Jack, ich sage dir, da stimmt was nicht. Halt endlich an!«

»Das kann ich nicht!«

Trotzdem schaltete der Fahrer einen Gang herunter, nahm den Fuß vom Gas und ließ den Lkw langsam ausrollen.

Mir blieb fast das Herz stehen. Wenn der Wagen jetzt anhielt und die beiden Männer nach hinten kamen, waren wir geliefert. Dann gab es nichts mehr, was uns noch hätte retten können.

Ein Blick zur Seite zeigte mir, dass Yalla von dem gleichen Gedanken beseelt war.

Aber wir hatten Glück.

Kurz bevor der Truck endgültig zum Stehen kam, ertönte in dem vorausfahrenden Lastwagen eine herrische Stimme. Das laute Organ des Sprechers, der bis zum Anschlag aufgedrehte Lautstärkeregerler der Funksprechanlage und die heruntergekurbelte Fahrerscheibe sorgten dafür, dass wir in unserer hölzernen Transportkiste jedes Wort verstehen konnten.

»Verdammt Pete, was soll die Scheiße, hast du sie nicht

mehr alle? Du kannst doch hier nicht anhalten, vor allem nicht um diese Zeit! Oder hast du vergessen, was sie damals mit Mikes Wagen gemacht haben?«

Mike war, wie ich von Yalla wusste, jener Trucker, der es bisher als Einziger gewagt hatte, während der Mittagszeit im Gebiet des Iswa eine Rast einzulegen. Darüber, was danach geschah, lag heute noch der Mantel des Schweigens, aber es muss schrecklich gewesen sein. Der knapp 40-jährige Mann bekam über Nacht schlohweiße Haare und setzte sich nie wieder hinter das Steuer eines Tanklastwagens. Der Wagen selber fuhr bei seiner Ankunft in Perth nur noch auf Felgen. Die Reifen und der gesamte Unterbau des Lkws hatten angeblich ausgesehen, als wären sie in einen Reißwolf gefallen.

»Aber ich habe da was gesehen, ehrlich Jack, ich ...«

»Ist mir egal, was du gesehen hast. Es gibt nichts, wofür es sich lohnt, dafür das Risiko auf sich zu nehmen, von diesen verdammten Biestern entdeckt zu werden. Hast du mich verstanden?«

Die Antwort kam erst Sekunden später.

»Ja, aber ich dachte ...«

»Überlass das Denken mir, dafür werde ich schließlich bezahlt. Und jetzt gib endlich Gas oder ich Sorge dafür, dass du den Rest der Strecke zu Fuß laufen kannst.«

Die Aussicht darauf ließ Pete schnell sein Vorhaben vergessen. Der Motor des Lastwagens heulte auf und es krachte und knackte im Getriebe, als Pete einen höheren Gang einlegte. Rasch gewann der Tankwagen an Fahrt, was dem Sprecher im vorderen Wagen ein zufriedenes Grunzen ent-

lockte.

Auch Yalla und ich waren erleichtert, je schneller der Wagen wurde.

Bis zum Nachmittag passierte nichts. Das Gelände um uns herum wurde langsam hügeliger und unübersichtlicher.

Wir wurden in unserem Versteck ordentlich durchgeschüttelt und ich musste mich einige Male beherrschen, um nicht laut aufzuschreien, nachdem ich wieder einmal mit dem Kopf gegen das Holz der Kiste geknallt war, weil der Truck unverhofft in ein Schlagloch geriet.

»Wenn dieses Geschaukel nicht bald aufhört, breche ich mir hier drinnen noch sämtliche Gräten.«

»Meinst du vielleicht, mir geht es anders?« Yalla schien es keinen Deut besser zu ergehen. Wie zur Bestätigung ihrer Behauptung schob sie ihr Hemd bis zu den Brüsten hoch.

»Sehr schön«, entfuhr es mir bei dem Anblick der beiden wippenden, apfelförmigen Gebilde.

Yalla musterte mich völlig konsterniert, bis ihr klar wurde, dass ich nicht auf die vier oder fünf blauen Flecke starrte, die ihren Oberkörper zierten, sondern auf ihre Brüste.

Ihr Blick verfinsterte sich.

»Verdammtter Macho, interessiert dich außer meinen Titten eigentlich sonst noch was an mir?«

Als Antwort beugte ich mich vor, küsste zärtlich ihre linke Brust und zog ihr danach wieder züchtig das Hemd über die Hose.

»Ja«, sagte ich dann. »Ich zeige es dir, sobald wir aus diesem Schlamassel herausgekommen sind.«

Mit Einbruch der Dunkelheit steuerten die beiden Tankwagen auf ein Felsplateau zu, auf dem die ersten Anzeichen einer befestigten Straße zu sehen waren.

Schilder, ein asphaltierter Untergrund, hier und da eine vereinzelte Laterne.

Wir näherten uns allmählich der Zivilisation.

Das Rütteln und Schütteln ging übergangslos in ein angenehmes Vibrieren über, als die Lastwagen statt der buckligen Wüstenpiste plötzlich Asphalt unter den Rädern hatten.

Kurz darauf hielten die beiden Trucks am Straßenrand an.

Hintereinander, nicht nebeneinander, unsere Glückssträhne hielt offensichtlich weiterhin an.

Während die beiden Männer unseren Tankwagen verließen und nach vorne liefen, machten wir uns daran, die Werkzeugkiste so schnell wie möglich zu verlassen. Die Männer trafen sich neben der Fahrerseite des vorderen Trucks und öffneten unter großem Hallo ein paar Dosen Castlemain Bitter Beer.

Ihr Lachen und die Erleichterung, das Gebiet der Iswa schadlos durchquert zu haben, machte es uns einfach, in das Führerhaus zu kommen. Ich hatte seit meiner Armeezeit so ziemlich alles gefahren, was Räder hatte, deshalb war ich sicher, auch mit diesem Truck zurechtzukommen.

Im Fahrerhaus angekommen, nickte ich zufrieden. Das Cockpit des Trucks war mir vertraut.

Ich gab Yalla meine Waffe, damit sie die Männer in Schach halten konnte, während wir losfuhren, und drehte den

Schlüssel.

Der Motor begann zu röhren. Es klang wie das Brüllen eines gereizten Drachens, aber dann setzte er sich in Bewegung. Ich hatte offensichtlich zu viel Gas gegeben, denn der Wagen begann etwas zu schlingern.

Von vorne rannten die Männer heran. Sie schrien wie die Verrückten und wedelten mit den Armen. Ihre Gesichter waren verzerrt vor Überraschung und vor Wut.

Ich sah es im Licht der Scheinwerfer.

Einer von ihnen zog einen Revolver.

Yalla feuerte, ohne zu zögern. Sie traf den Mann in die Schulter.

Die anderen stoben auseinander, als wäre in ihrer Mitte eine Bombe explodiert.

Ich stoppte den Truck ein letztes Mal.

»Haut ab, Jungs«, brüllte ich und legte den Leerlauf ein.
»Oder die nächsten Kugeln treffen besser.«

Ich hatte es mir anders überlegt.

Ich wies Yalla an, die Männer in Schach zu halten, und stieg aus.

Der Revolver in ihrer Hand hielt die Kerle davon ab, sich auf mich zu stürzen, obwohl ich in ihren Gesichtern sah, dass sie nichts lieber als eben dieses getan hätten. Ich öffnete die Motorhaube des vorderen Tankwagens und begann nach einem prüfenden Blick, Schläuche und Kabel, die zur elektronischen Einspritzpumpe sowie zur EBS führten, als auch die Ölleitung und die Kraftstoffzufuhr mit meinem Messer zu bearbeiten. Innerhalb von Sekunden machte ich den Riesentruck mit ein paar kleinen Schnitten sozusagen

unbrauchbar.

Natürlich vergaß ich auch das Funkgerät nicht.

Die Männer begleiteten mein Tun mit wilden Flüchen, die mich verfolgten, bis ich wieder in unserem Lastwagen saß.

Ich nickte Yalla zu und sie zerschoss mit zwei, drei gezielten Schüssen die Vorderreifen.

Die Wut der Männer kannte jetzt keine Grenzen mehr.

Sie warfen Steine auf das Führerhaus.

Ich ignorierte es und drückte auf die Tube.

Der Truck wurde immer schneller.

»Wohin?«, rief ich gegen den Lärm des dröhnenden Motors an.

»Bleib einfach auf der Straße. Immer geradeaus, spätestens morgen sind wir am Ziel.«

Ich fragte nicht weiter, sondern konzentrierte mich aufs Fahren. Ich verließ mich einfach auf Yalla, sie kannte das Land und hatte bis jetzt immer gewusst, was sie tat.

Obwohl die Fahrt mit dem Tanklastzug nicht gerade ein Zuckerschlecken war, ließ allmählich die innere Anspannung in mir nach. Langsam begann ich zu begreifen, was geschehen war.

Wir hatten es tatsächlich geschafft.

Die Flucht war geglückt, wenigstens zum größten Teil.

Wir waren frei!

Frei!

Ich drehte kurz den Kopf und starrte auf Yalla.

Sie hockte neben mir auf dem Beifahrersitz, nickte mit dem Kopf und wiederholte immer wieder ein und dasselbe Wort.

»Ja, ja, ja!«

Dann lachte sie mich an.

»Wir haben es geschafft, Jackson. Hast du gehört? Wir haben es geschafft!«

»Ja, zur Hölle. Obwohl ich lange Zeit nicht daran geglaubt habe.«

»Aber ich!«, behauptete Yalla. »Ich wusste es, weil ich dich als Partner neben mir hatte. Mir war von Anfang an klar, dass man es nur zu zweit schaffen kann. Einer alleine hat keine Chance gegen beide Fahrgespanne und zu dritt hast du nicht genügend Platz in der Werkzeugkiste, um dich zu verstecken. Zwei ist das optimale Team, einer lenkt die Männer ab, der andere kümmert sich um den Truck.«

Ich nickte und lenkte den Lkw über die Straße.

Ich fuhr nicht besonders schnell, obwohl uns die Zeit unter den Nägeln brannte. Aber ich wollte das Fahrzeug nicht übermäßig beanspruchen, außerdem wusste ich nichts über seine Tücken oder Macken. Uns war nicht damit geholfen, liegen zu bleiben.

Das Land wurde immer hügeliger.

Wir fuhren auf eine Bergkette zu.

Irgendwann zeigte Yalla nach links auf einen Durchlass zwischen den Felsen.

»Da vorne ist Endstation, jedenfalls für den Truck.«

»Und dann?«

Yalla grinste. »Lass dich überraschen!«

Frei!

Ich grinste zurück.

Diese Bemerkung hätte sich Yalla sparen können.

Mich konnte nichts mehr überraschen, jedenfalls nichts, was aus dieser verrückten Welt stammte, in der Dinos, Experimente an Menschen und genmanipulierte Kreaturen anscheinend zur Tagesordnung gehörten.

Anstatt den Fuß vom Gas zu nehmen, drückte ich das Pedal bis zum Anschlag durch und der Tankwagen raste wie eine ferngesteuerte Rakete zielgenau durch die Dunkelheit auf den Felsendurchlass vor uns zu.

Die Lichtkegel der Scheinwerfer spendeten gerade soviel Licht, dass ich die Fahrbahn sehen konnte. Die Sicherheitslampen am Tank und die Strahler auf dem Dach des Führerhauses hatte ich ausgeschaltet. Bis zum Sonnenaufgang war es noch mindestens eine Stunde und ich hatte nicht die Absicht, beleuchtet wie ein Weihnachtsbaum durch Feindesland zu rasen.

»Bist du verrückt geworden?«, kreischte Yalla, während wir im Höllentempo über die Sandpiste rumpelten. »Ich habe anhalten gesagt! Oder willst du uns umbringen?«

Ich schwieg und fuhr weiter.

Fünf Minuten später, als sich ihre Stimme förmlich überschlug, tat ich ihr den Gefallen und stieg in die Eisen.

Ungefähr zehn Yard vor den Felsdurchlass brachte ich den Tanklastwagen zum Halten. Das wäre mir zwar auch so gelungen, schließlich beherrschte ich als alter Autofreak den

Truck inzwischen im Traum, aber mein Verhalten hatte Gründe. Ich wollte Yalla mit meinem Tun nur etwas erschrecken in der Hoffnung, einige Dinge aus ihr herauskitzeln zu können. Ein unbedachtes Wort, eine Geste, irgendetwas, was mir mehr Informationen über unsere Situation gab als ihre knappen Antworten.

»Zufrieden?«, fragte ich, als der Lastwagen stand.

Yalla musterte mich ärgerlich. »Wenn du weiterhin genau das Gegenteil von dem machst, was ich dir sage, sind wir bald geschiedene Leute. Dann kannst du dir deinen Weg aus dieser Area alleine suchen.«

»Dann entscheide dich endlich, was du willst. Die ganze Zeit über sagst du schneller, schneller, und wenn ich dann aufs Gas drücke, heißt es wieder Stopp. Da soll einer draus schlau werden«, brummte ich ebenso mürrisch zurück.

»Warum kannst du nicht einfach tun, was ich sage, und mir vertrauen! Ist das so schwer?«

Ich wiegte unentschlossen den Kopf.

»Versetz dich doch einmal in meine Lage. Da, wo ich herkomme, gelte ich als einer der besten Sicherheitsagenten des ganzen Landes. Ein Mann, der Waffen, Autos und die verschiedensten Arten der Selbstverteidigung genauso beherrscht wie andere Leute das Lesen und Schreiben. Ich bin es gewohnt, mich in einer Welt von skrupellosen Geschäftemachern, Betrügern, Mördern und Dieben zu behaupten. Das ist mit ein Grund, warum es mir schwerfällt, mich jemandem unterzuordnen, der nichts anderes als seine Forschungen kennt und in einer degenerierten Welt lebt. Noch dazu, wenn dieser jemand eine Frau ist.«

Sie bedachte mich mit einem nachsichtigen Blick.

»Deine Fähigkeiten mögen vielleicht in deiner Welt genügen, aber nicht hier. Hier weißt du nicht einmal, was dich hinter der nächsten Ecke erwartet. Im Gegensatz zu mir hast du allein keine Chance, in dieser Area zu überleben. Also halte dich in Zukunft an die Anweisungen von jemandem, der sich hier auskennt. Auch wenn es dir schwerfällt, wenn dieser jemand eine Frau ist, du verdammter Macho!«

Nachdem das geklärt war und sie mir einen Versöhnungskuss auf den Mund gegeben hatte, erklärte sie mir auch ihren plötzlichen Sinneswandel.

»Das mit dem schneller fahren war okay, solange wir damit eventuelle Verfolger abgehängt haben, aber dann wäre es besser gewesen, wenn du angehalten hättest, als ich es dir sagte.«

»Warum?«, fragte ich naiv.

»Weil mit dem Ende des Felsdurchlasses auch die Area endet. Der Grenzpunkt ist bewacht, und hättest du den Wagen angehalten und den Motor abgestellt, so wäre unsere Ankunft unbemerkt geblieben. Aber du musstest ja unbedingt auf die Tube drücken und unser Kommen mit röhrenden Motoren ankündigen. Die Männer dort erwarten uns jetzt bestimmt mit der Waffe im Anschlag und haben dank deiner Sturheit wahrscheinlich auch schon das Hauptquartier benachrichtigt.«

Ich schluckte. Scheinbar hatte ich da eine Riesendummheit begangen.

»Und jetzt?«

»Was fragst du mich? Jetzt bist du an der Reihe, lass dir

was einfallen.«

Als wir auf den bewaffneten Grenzposten stießen, war es immer noch dunkel. Das Anwesen lag gleich hinter dem Felsdurchlass. Dahinter war im fahlen Licht des Mondes ein mannshoher Stacheldrahtzaun zu erkennen, der sich sowohl nach Westen als auch nach Osten weit in die Nacht hinein erstreckte.

Das Wachhaus selber lag im Dunkeln. Hinter den Fensterscheiben des Gebäudes war kein Licht zu erkennen.

Vor dem Haus standen drei Armeejeeps.

Wie hungrige Wölfe starteten wir durch die Nacht auf das Anwesen. Wir waren müde, hungrig und am Ende unserer Kräfte. Dort gab es Proviant, Wasser und Fahrzeuge, mit denen wir endgültig in die Freiheit fahren konnten.

»Da drüben scheinen noch alle zu schlafen, umso besser. Schätze, das erhöht unsere Fluchtchancen deutlich.«

Ich zog meine Waffe aus dem Hosenbund und schlich vorwärts.

»Sei vorsichtig, wir wissen schließlich nicht, ob sie uns nicht doch schon längst durch irgendwelche Kameras oder andere elektronische Sicherheitsvorkehrungen beobachten. So kurz vor dem Ziel möchte ich jedes Risiko vermeiden.«

Yalla hatte kaum ausgesprochen, als im Haus Licht aufflamte.

»Scheiße«

Ich hob den Revolver und duckte mich hinter einen Felsen.

Im selben Moment ging vor uns die Tür auf.

»Wer ist da?«, schrie eine Stimme, in der deutlich Nervosität mitschwang. »Verdammte Scheiße, meldet euch oder ich schieße!«

Ich spurtete los.

Mit zwei, drei Sätzen war ich bei dem Mann. Der Kerl blieb wie angewurzelt stehen, als ich vor ihm auftauchte. Er war mittelgroß, mit breiten Schultern und einem ungepflegten Dreitagebart. Er trug schmutzige Boxershorts und ein nicht minder schmutziges T-Shirt. Das Haar stand ihm wirr vom Kopf ab und es schien, als hätten wir ihn mit unserer Ankunft aus dem Schlaf gerissen.

Bevor er reagieren konnte, presste ich ihm die Mündung meines Revolvers gegen die Brust, während Yalla von der Seite her an ihn herantrat und ihm sein Gewehr aus den Händen nahm.

Er war so überrascht, dass er es widerstandslos geschehen ließ.

»Ins Haus!«, sagte ich knapp und versetzte dem Typ mit meinem Revolver einen Stoß.

Der Mann nickte hastig und drehte sich um.

Yalla und ich folgten ihm.

Seite an Seite traten wir gemeinsam beinahe gleichzeitig über die Schwelle. In diesem Moment sah ich den hageren Mann, der aus einem der hinteren Zimmer in den Flur kam. In meinem Kopf begannen die Alarmsirenen zu schrillen.

Ich sah den Hausflur, die Tür am Ende des Gangs und den hageren Mann, der aus irgendeiner Falte seiner Uniform eine Pistole zum Vorschein brachte.

Ich schoss instinktiv. Sie sollten mich nicht noch einmal fangen. Ich war zu allem entschlossen,

Der Mann stürzte rückwärts wieder in die Tür hinein, aus der er gekommen war. Aus den Augenwinkeln sah ich, wie Yalla dem anderen den Gewehrkolben gegen die Stirn donnerte. Der Mann ging jaulend in die Knie.

Yalla hastete durch den Flur. Mit wenigen geübten Griffen riss sie mehrere Schlüsselbunde an sich, die an einem Sideboard am Ende des Flurs hingen. Sie schnappte sich die Dinger und rannte hinter mir aus der Tür.

Wir stürzten zu dem Jeep, der uns am nächsten stand, und enterten das Fahrzeug wie zwei Cowboys, die sich im Galopp in den Sattel ihrer Pferde schlangen.

Mein Hintern hatte die lederne Oberfläche des Sitzes kaum berührt, als hinter uns ein Mann aus dem Haus stürzte.

Ich feuerte, ohne zu zögern, und traf den Mann in den Bauch. Er wurde im gleichen Moment zu Boden geschleudert, als ich den Jeep startete.

Der Wagen machte einen Satz nach vorne und fuhr los. Im Höllentempo ließen wir den Grenzposten hinter uns.

Irgendwann, kurz nach Sonnenaufgang erreichten wir eine baumlose Ebene, die schnurgerade nach Westen führte. Als wir anhielten, war es Vormittag und von unseren Verfolgern nichts mehr zu entdecken. Stattdessen war vor uns die Skyline von Perth zu erkennen, deren Hochhäuser sich deutlich am Horizont abzeichneten.

Ich begann zu lachen wie ein Verrückter.

Wir hatten es geschafft.

Wir waren endgültig frei!

So dachte ich, bis mich Yalla, kurz bevor ich auf den Highway nach Perth einbog, mit einem knappen Befehl aus meinen euphorischen Träumen riss.

»Anhalten!«, sagte sie knapp.

Während ich den Kopf drehte und sie aus zusammengekniffenen Augen ungläubig musterte, war vor uns das Heulen mehrerer Polizeisirenen zu hören.

Die Jagd beginnt

Das Sirenengeheul kam näher und näher.

Ich zog den Kopf ein und starrte wie gebannt auf die blau-roten Positionslichter der Streifenwagen, die sich deutlich am Horizont abzeichneten.

Bremsen quietschten, Motorenlärm erfüllte die Luft und dann rasten die Polizeiautos so dicht an uns vorbei, dass ich noch Sekunden später vermeinte, den Luftzug der vorbeifahrenden Wagen zu spüren.

Neben mir stieß Yalla einen Seufzer aus und sackte in ihrem Sitz zusammen.

»Alles okay?«, wollte ich wissen.

Sie nickte. Ihre zitternden Hände und der dünne Schweißfilm auf ihrer Oberlippe sagten mir allerdings etwas anderes. Ich nahm den Fuß vom Gas, ließ den Wagen am Straßenrand ausrollen und zog die Handbremse an.

Nachdem ich den Motor abgestellt hatte, musterte ich sie ein zweites Mal.

»Wirklich? Du siehst aus, als ob dich gleich der Schlag

trifft.«

Yalla schnaubte wie ein junges Pferd, das vom Stall heraus auf die Koppel drängte, und lachte mich an. Die Erleichterung, die dabei in ihrer Stimme mitschwang, war nicht zu überhören.

»Ich habe mir vor Angst fast in die Hosen gemacht, als ich die Polizei vor uns sah. Einen Moment lang dachte ich, jetzt ist alles aus.«

Ich nickte stumm. Mir war es nicht anders ergangen.

»Warum wolltest du dann, dass ich anhalte?«

Yalla wischte sich den Schweiß von der Oberlippe.

»Ich kenne die australische Polizei gut genug, um zu wissen, dass man keinen Fluchtversuch riskieren sollte, wenn sie einen erst einmal ins Visier genommen haben.«

»Woher wusstest du, dass sie kommen würden? Sie waren doch noch gar nicht zu sehen, geschweige denn zu hören.«

»Für dich vielleicht nicht, aber für mich. Ich habe lange genug in der Wildnis der Area gelebt, um inzwischen sogar einen Floh husten zu hören.«

»Okay, lassen wir das jetzt. Sag mir lieber, wie es weitergehen soll.«

»Ich denke, dass wir den Wagen in einer der Vorstädte in der Darling Scarp stehen lassen und dann von dort aus mit den öffentlichen Verkehrsmitteln in die City fahren.«

»Schön und gut, aber woher willst du das Geld dafür nehmen?«

»Wofür Geld? In Perth sind die Busse bis ins Stadtzentrum kostenlos. Außerdem habe ich ja noch meinen Notgroschen.«

»Du hast was?«

Statt einer Antwort fasste sich Yalla in den Ausschnitt, fummelte ein wenig mit der Hand im Hemd herum und brachte schließlich ein Geldbündel zum Vorschein, das mir die Luft zum Atmen nahm.

Dieser sogenannte Notgroschen war gut und gerne fünftausend Dollar groß, wenn nicht sogar mehr. Die meisten der Banknoten zeigten nämlich das Konterfei von General Monash, das nur auf den Hundertdollarscheinen zu sehen war.

»Wo hast du das denn her?«

Yalla lächelte verschwörerisch.

»Erinnerst du dich noch an die Kammer, in der die Embryonen zwischengelagert wurden?«

Natürlich erinnerte ich mich an diesen Raum, aber nicht wegen der Embryonen, sondern daran, dass ich in diesem Raum das letzte Mal mit Yalla geschlafen hatte.

»Während du dich mit dem Kerl beschäftigt hast, der dort so überraschend auftauchte, habe ich mir erlaubt, die Brieftasche einzustecken, die dort auf dem Schreibtisch lag. Sie gehörte, wie ich später feststellte, dem Leiter des Labors.«

»Läuft in der Area jeder mit so einem Vermögen durch die Gegend?«

»Wie ich den Formularen, in denen das Geld eingewickelt war, entnehmen konnte, war der Mann kurz davor, eine Flugreise nach Europa anzutreten. Vielleicht hat er die Brieftasche in dem ganzen Durcheinander, das wir ausgelöst haben, einfach vergessen.«

Vielleicht, vielleicht auch nicht, aber das war mir im Mo-

ment ehrlich gesagt scheißegal.

Wir fuhren mit dem Jeep so unauffällig wie möglich in eine der Vorstädte und nahmen den nächsten Bus nach Perth City. In der Nähe des Kings Park stiegen wir aus und stürzten uns in das Gewühl eines hoffnungslos überfüllten Kaufhauses. Zum einen konnte man sich dort in der Menge hervorragend irgendwelchen Verfolgern entledigen und zum anderen wurde es Zeit, uns neu einzukleiden. Auch wenn Perth eine moderne und aufgeklärte Stadt war, mit unserem Wüstenoutfit lenkten wir doch mehr Blicke auf uns, als uns lieb war.

Zwei Stunden später, als wir in der Bakerstreet mitten im Bankenviertel standen, waren wir nicht mehr von einem australischen Durchschnittsehepaar zu unterscheiden. Ich trug einen billigen Leinenanzug von der Stange, ein blaues Hemd und ein paar Halbschuhe, denen man ansah, dass sie nicht mehr als 15 Dollar gekostet hatten. Yalla steckte in einem schlichten hellgrauen Kleid, dessen Rocksäum züchtig bis über die Knie ging. Dazu trug sie dunkle Riemensandalen und ein kleines herzförmiges Hütchen, das sie frech auf ihrem Haar drapiert hatte.

Derart ausgestattet betraten wir die nächste Bank.

Während ich im Vorraum des Geldinstitutes wartete, steuerte sie zielstrebig einen der unzähligen Schalter an. Wir benötigten jeden Dollar, um außer Landes zu kommen. Keiner von uns war so naiv zu glauben, dass uns die Betreiber der

Area so einfach davonkommen lassen würden.

Während Yalla am Schalter wartete, bis sie an die Reihe kam, steuerte ich einen der Stehpulte in der Vorhalle an, die mit allen möglichen Formularen bestückt waren. Ich schnappte mir irgendeines davon – es war ein Einzahlungsf formular – und begann damit, es mit irgendwelchen Fantasienamen und aberwitzigen Geldbeträgen auszufüllen.

Ich tat also etwas, oder gab zumindest vor, etwas zu tun, was man allgemein in einer Bank macht, nämlich Geldgeschäfte abzuwickeln. Der Grund war weder Langeweile noch der Versuch, die Zeit totzuschlagen, bis Yalla endlich ihr Geld vom Konto abgehoben hatte, sondern ein hagerer Sicherheitsbeamter, der mich immer wieder neugierig musterte.

Ich war lange genug in der Branche tätig, um zu wissen, dass es kein Zufall war, dass er mich ständig beobachtete.

Aber was zum Teufel wollte er von mir? Ich hatte diesen Burschen noch nie in meinem Leben gesehen. Während ich allmählich nervös wurde, kam Yalla wieder zurück.

Als ich ihre versteinerte Miene sah, wusste ich, dass etwas Schlimmes passiert sein musste.

»Es ist weg«, zischte sie, als sie neben mir stand. Sie zitterte dabei wie Espenlaub. »Es ist alles weg.«

Ich verstand kein Wort, jedenfalls im Moment noch nicht.

»Was ist weg?«

Yalla antwortete nicht. Sie stützte sich neben mir am Stehpult ab und hatte plötzlich wässrige Augen.

»Vor drei Wochen hatte ich noch über vierzigtausend Dollar auf dem Konto und der Mann am Schalter redete mich

mit meinem Vornamen an. Jetzt gibt es das Konto nicht mehr, das Geld ist weg und die Tussi, die jetzt hinter dem Schalter sitzt, hat mir ins Gesicht gelacht und mich eine Hochstaplerin genannt.«

Ihr Gesicht war vor Verzweiflung verzerrt.

Ein stählerner Ring schien sich um meine Brust zu legen und mehr und mehr zusammenziehen. Mein Herz hämmerte.

Schlagartig wurde mir klar, dass man uns bereits auf der Spur war. Die Jagd auf uns war sozusagen eröffnet.

In diesem Moment kam jener Sicherheitsbeamte auf uns zu, der mich schon die ganze Zeit über argwöhnisch beobachtet hatte.

»Einen Moment, Sir. Dürfte ich Sie etwas fragen?«

Nein, durfte er nicht!

Ich packte Yalla am Arm und rannte mit ihr aus der Bank.

Aus den Augenwinkeln heraus sah ich noch, wie der Mann zum Revolver griff.

Hetzjagd ohne Gnade

»Halt, stehen bleiben oder ich schieße!«

Mein Kopf ruckte herum und ich sah, wie sich der Sicherheitsbeamte aufplusterte.

Ich sagte nichts dazu, aber was ich dachte, war furchtbar. Ich packte Yalla und rannte mit ihr zusammen in Richtung Ausgang.

Inzwischen waren in der Bank immer mehr Leute auf uns

aufmerksam geworden. Viele der Umstehenden begannen uns allmählich wie Verbrecher zu mustern.

Dieser verdammte Sicherheitsbeamte brachte uns mit seinem Übereifer noch in Teufels Küche.

Ich nahm den Kopf zwischen die Schultern und fuhr die Ellbogen aus. Knurrend wie ein gereizter Pitbull auf Ecstasy bahnte ich mir einen Weg durch die Menge.

Zwei von den Typen versuchten den Helden zu spielen, bis sie Bekanntschaft mit meinen harten Knochen machten. Der erste setzte sich auf den Hosenboden und plärrte wie ein ungezogener Bengel, nachdem ich ihm mit dem Ellbogen das Nasenbein zertrümmert hatte, während der zweite einfach den Mund öffnete und lautlos in die Knie ging.

Mein Knie hatte ihn mitten in seine Kronjuwelen getroffen.

Dann waren wir draußen, mitten auf der Hauptstraße.

In Perth herrschte Rushhour. Zu beiden Seiten der Fahrbahn schob sich eine nicht endend wollende Blechlawine von einer Ampel zur anderen. Überall wurde gehupt, geflucht, gebremst. Dem Geschrei nach zu urteilen hatte der Sicherheitsbeamte die Bank inzwischen ebenfalls verlassen. Er schoss in die Luft und mehrere Passanten schrien erschrocken auf.

Irgendwo ertönte eine Polizeisirene.

Meine Blicke flogen umher, bis ich das Taxi vor uns entdeckte. Wir enterten das Fahrzeug, und während ich noch in das fragende Gesicht des Drivers blickte, hielt ihm Yalla einen zerknitterten Hunderter unter die Nase.

»Der ist für dich, wenn du sofort losfährst, und wenn du es schaffen solltest, uns in der nächsten Viertelstunde in die

Murray Street zu bringen, gibt es den Bruder davon noch als Zugabe. Noch Fragen?«

»Habt ihr die Bank überfallen?«

»Nein, nur Randalen gemacht, weil diese Scheißkerle mir das Konto gesperrt haben. Sonst noch etwas?«

Anscheinend nicht, denn unsere Hinterteile hatten kaum mit den Ledersitzen der Rückbank Bekanntschaft geschlossen, als sich der klapprige Wagen auch schon aus der endlosen Reihe der wartenden Wagen löste. Er schoss im spitzen Winkel quer über die Straße und raste entgegen jeglicher Verkehrsvorschrift in wilder Schlingerfahrt auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig den Highway hinunter.

Passanten schrien entsetzt, als sie den Wagen herandonnern sahen.

Das Taxi kehrte schließlich wieder auf die Straße zurück, überholte einen großen Truck, driftete nach links ab und jagte den Highway entlang Richtung Norden.

»Halleluja, für diese beiden Scheine fährt euch der alte Joe sogar bis in die Hölle.«

Als ich sah, wie sich Yalla im Polster der Rückbank zurücklehnte, begann sich auch mein Pulsschlag langsam wieder zu beruhigen.

In diesem Moment gab der alte Joe noch einmal Gas.

Obwohl die Ampel vor uns auf Rot umgesprungen war, donnerte der Driver über die Kreuzung.

»So«, sagte er dann und lenkte das Taxi nach links in eine kaum befahrene Seitenstraße. »Damit sind wir eure Verfolger los, jedenfalls vorläufig.«

Zehn Minuten später fuhren wir durch die Murray Street.

Mit einem Knurren gab ihm Yalla zu verstehen, dass er anhalten sollte.

Das Haus trug die Nummer 95 und lag am Ende der Straße.

Ich schürzte die Lippen, kratzte mich am Kopf und warf Yalla einen skeptischen Blick zu. Irgendwie hatte ich das Gefühl, dass wir hier falsch waren.

Das Haus entpuppte sich als eine heruntergekommene Mietskaserne und die Straße als Treffpunkt von mindestens einem halben Dutzend Junkies, Nutten und schrägen Typen, die zusammen garantiert schon tausend Jahre Knast auf dem Buckel hatten.

In dem Moment, in dem wir die Bruchbude betreten wollten, setzte sich direkt vor uns an der Eingangstür einer dieser Fixer gerade einen Schuss.

»Bist du dir sicher, dass die Adresse stimmt?«

Yalla zuckte die Achseln, es sah aus wie eine Entschuldigung.

»Ich dachte, hier findet mich keiner so schnell.«

Mit dieser Meinung hatte sie wohl recht.

Wir stiegen über den Junkie, der seinem dümmlichen Gesichtsausdruck nach zu urteilen inzwischen in höheren Sphären angekommen sein musste, und gingen in den dritten Stock. Im Treppenhaus roch es nach Pisse und Erbrochenem. Im ersten Stock kam der Geruch von verbranntem Essen hinzu und im zweiten das Aroma ungewaschener

Schweißsocken.

Ergo würde es im dritten Stock, wo sich gleich neben der Treppe Yallas Wohnungstür befand, garantiert auch nicht viel besser riechen.

Als wir das Stockwerk erreichten, sagte mir mein Geruchssinn, dass ich recht hatte, nur interessierte mich das plötzlich nicht mehr. Was mich dagegen interessierte, war die Tatsache, dass die Tür zu Yallas Wohnung einen Spalt offen stand.

»Hast du Besuch oder Ärger mit dem Vermieter?«

Yalla war neben mir stehen geblieben und schüttelte fassungslos den Kopf. »Diese Schweine, diese verdammten Schweine!«

Ihrem Gesichtsausdruck nach zu urteilen schien sie immer noch nicht begriffen zu haben, dass ihr ehemaliger Arbeitgeber uns selbst hier in Perth in allen Dingen immer einen Schritt voraus war.

Mir dagegen wurde langsam einiges klar. Ich wusste auch ohne Erklärungen, dass wir uns hier mit jemandem angelegt hatten, dessen Arm bis in höchste Regierungskreise reichen musste. Niemandem, außer vielleicht gewissen Geheimdiensten, war es sonst möglich, sich derart in das Privatleben einer Person einzumischen, ihr Konto sperren zu lassen und die Wohnung aufzubrechen, ohne Schwierigkeiten mit den Behörden zu bekommen.

So etwas in der Art hatte ich bisher nur bei der Mafia erlebt, aber nicht bei Wissenschaftlern.

Ich bückte mich und sah mir die Tür an.

Jemand hatte kurzen Prozess gemacht und das gute Stück

einfach aus der Halterung getreten.

Ich gab der Tür mit der Rechten einen Stoß.

Sie schwang nach innen und erlaubte mir einen Blick auf die Diele und die Flurgarderobe.

Der Schuhschrank war aufgebrochen und sein Inhalt auf dem Boden zerstreut. Das Glas des Garderobenspiegels zer-sprungen und die Holzleiste mit den messingfarbenen Klei-derbügeln aus der Wand gerissen.

»Schnapp dir alles, was man zu Geld machen kann, und dann raus hier!«

»Aber ich ...«

»Nichts aber«, zischte ich energisch. »Hast du es immer noch nicht begriffen?«

Der Kings Park lag etwa eine halbe Meile von Yallas Woh-nung entfernt. Dieser fast 400 Hektar große Park, der zum größten Teil noch aus ursprünglichem australischem Busch-land bestand, war im Moment unsere letzte Chance. Denn sie jagten uns schon wieder.

Während Yalla in ihrer aufgebrochenen Wohnung nach ir-gendwelchen Wertsachen suchte, hörte ich, wie sie die Trep-pe hochkamen.

Vier oder fünf Kerle, die sich einen Scheißdreck um ir-gendwelche Regeln scherten.

Sie fragten einen Stock unter uns irgendeinen armen Teu-fel nach dem Weg zu Yallas Wohnung und warfen ihn, als sie mit seiner Antwort nicht zufrieden waren, einfach aus

dem nächsten Fenster. Sein Brüllen klang mir noch in den Ohren, als ich mit Yalla zusammen über den Balkon die Feuerleiter hinunterlief.

Als wir in das Gebüsch des Kings Parks eintauchten, krachten hinter uns Schüsse. Ich drehte den Kopf und sah, wie hinter uns ein paar dunkle Gestalten aus dem Mietshaus strömten.

Während wir in den Park eintauchten, schüttelte ich den Kopf.

Wie mächtig musste unser Gegner sein, wenn er es sich leisten konnte, inmitten einer Zweimillionen Stadt eine Treibjagd auf uns zu veranstalten?

Anscheinend mächtig genug, denn in der zurückliegenden Viertelstunde entdeckte ich keinen einzigen Polizisten in unserer Nähe.

Finale in Perth

»Endstation ihr beiden!«

Mir blieb schier das Herz stehen, als ich die Stimme hörte. Danach ging alles so rasend schnell, dass ich überhaupt nicht mehr reagieren konnte.

Etwas raschelte rechts im Gebüsch, dann teilten sich die Sträucher und eine dunkle Gestalt sprang vor uns auf den Weg. Der Kerl schoss sofort. Die Kugel schlug vor meinen Füßen in den Boden, wühlte ihn auf und ließ feine Staubschleier aufsteigen. Dann ging er in Combat-Stellung und ließ mich in das Mündungsloch seiner 45er blicken. Yalla,

die direkt neben mir stand, packte mich am Arm und bohrte ihre Fingernägel so tief in meine Haut, dass ich Mühe hatte, einen Schmerzenschrei zu unterdrücken.

»Los jetzt, da hinüber und hinsetzen!«, bellte der Kerl und deutete mit dem Lauf der Waffe nach links.

Ich beeilte mich, seinen Befehlen nachzukommen.

Der Typ hatte ein breites, kantiges Gesicht mit einem vorgeschobenem Kinn und stechenden, schmalen Augen. Er war um die vierzig, hatte breite Schultern und einen kurzen, stämmigen Hals, der nahtlos in die Schultermuskulatur übergang. Der Kerl war ein Profi, jemand, dem man besser aus dem Weg ging, wenn man am Leben bleiben wollte.

Ich konnte ihm leider nicht mehr aus dem Weg gehen. Allerdings hatte ich auch nicht damit gerechnet, dass er oder irgendein anderer von den Typen, die uns seit dem Verlassen der Bank auf den Fersen waren, so schnell einholen würde.

»Was soll das?«, sagte ich schrill und versuchte, einen auf aufgebrachten Touristen zu machen. Immerhin befanden wir uns hier im Kings Park, einem riesigen, am Stadtrand von Perth gelegenen Naturschutzpark, der jährlich Millionen von Besuchern in die Stadt lockte.

»Wenn das ein Raubüberfall sein soll, muss ich Sie leider enttäuschen.« Ich zerrte an meinem Hemd und streckte ihm den Stoff entgegen. »Wie Sie sehen können, haben wir die Kamera und fast alles Bargeld im Hotelsafe deponiert.«

Aber die Masche ging fehl. Das Gesicht des Kerls wurde nur noch kantiger.

»Lass den Quatsch«, zischte er. »Ich bin kein Straßenräuber und du kein Tourist. Du weißt genau, weshalb meine Freun-

de und ich hier sind. Du bist uns schon etliche Male entwischt, aber das hat jetzt ein Ende. Früher oder später erwischen wir alle, an uns kommt keiner vorbei.«

»Was hast du mit uns vor?«, fragte ich beiläufig. Ich versuchte Zeit zu gewinnen. Wofür, wusste ich selber noch nicht, denn wir steckten bis zum Hals in der Scheiße. Vor uns ein Profi mit einer geladenen 45er in den Händen und hinter uns mindestens ein halbes Dutzend seiner Freunde und alle von dem Gedanken beseelt, uns beim geringsten Anzeichen von Widerstand über den Haufen zu schießen.

»Ich selber nichts, ich bin nur jemand, der Befehle ausführt«, antwortete mein Gegenüber. »Was weiter mit euch passiert, keine Ahnung, das liegt in den Händen der Organisation. Ich weiß nur eines: Es war ein großer Fehler, sich mit uns anzulegen. Es wäre für euch beide besser gewesen, wenn ihr nie nach Australien gekommen wärt.«

Klugscheißer, das war mir in der Zwischenzeit auch klar geworden, aber es änderte nun mal nichts an der momentanen Situation.

Ich lachte gehässig.

»Wenn nicht wir, dann wären es andere gewesen, oder denkt ihr ernsthaft, diese Scheiße, die ihr da draußen in der Wüste veranstaltet, wäre bis in alle Ewigkeit unentdeckt geblieben?«

Als er antworten wollte, geschah etwas, mit dem ich nie gerechnet hätte.

Ein dumpfes Geräusch, das sich anhörte, als würde jemand mit dem Baseballschläger auf einen Sandsack einschlagen, ertönte und im gleichen Moment war das kantige Gesicht

des 45er-Mannes verschwunden.

Der Kerl wurde herumgerissen, grunzte und schraubte sich zu Boden.

Mein Blick ruckte nach rechts zu jenem Felsen, hinter dem unser Lebensretter hervorgesprungen war. Er war ziemlich alt und klapprig, normalerweise besaß er gegen den Pistolenmann nicht die geringste Chance, aber Joe, der Taxifahrer, war nicht nur mit allen Wassern gewaschen, sondern besaß auch noch einen Schraubenschlüssel aus Titan, dem selbst der härteste Schädel der Welt nicht zu widerstehen vermochte.

Ich schüttelte den Kopf, kniff die Augen zusammen und öffnete sie erst wieder, als ich glaubte, sicher sein zu können, dass dieser Traum zu Ende war.

Ich wurde wieder einmal enttäuscht.

Wir befanden uns nach wie vor im Kings Park und Yalla stand immer noch neben mir. Das Einzige, was sich geändert hatte, war der Umstand, dass der Pistolenmann jetzt zu unseren Füßen lag und über ihm ein altes, faltenreiches Männchen thronte, das ich längst wieder vergessen hatte. Ein Fehler, wie sich herausstellte, denn Joe, der Taxifahrer, der uns erst vor einer kappen Stunde den Arsch gerettet hatte, entpuppte sich erneut als Lebensretter.

Ich starrte ihn an wie eine Kuh mit drei Köpfen, während Yalla lächelte, als hätte sie damit gerechnet, dass er hier auftauchen würde.

Eigentlich Blödsinn, aber ihr seltsamer Blick ließ mich an die verrücktesten Dinge denken.

Es blieb allerdings bei den Gedanken, Joes Stimme riss mich ziemlich schnell wieder in die Realität zurück.

»Was gibt es da zu glotzen?«, blaffte er. »Schwingt lieber die Hufe. Wenn wir nicht augenblicklich von hier verschwinden, sieht es ziemlich duster für uns aus. Mein Schraubenschlüssel ist zwar ziemlich stabil, aber gegen ein halbes Dutzend Revolverhelden hat auch er keine Chance.«

»Was willst du damit sagen?«

»Dass wir endlich Fersengeld geben sollten.«

Mehr sagte er nicht, stattdessen drehte er sich zur Seite und lief los. Ich starrte Yalla fragend an, zuckte schließlich mit den Schultern und folgte ihm. Natürlich nicht ohne vorher noch den Kerl mit der 45er zu entwaffnen und den Colt an mich zu nehmen.

Mir war klar, dass es da noch ein Reservemagazin und vielleicht etwas Bargeld geben musste, aber die Zeit drängte.

Joe führte uns auf direktem Weg zur Hauptstraße des Parks, dorthin, wo sich Souvenirläden, Fast Food Restaurants und Verkaufsstände mit Eis und Süßigkeiten wie an einer Perlenschnur am Straßenrand aufreiheten.

Der Taxifahrer entpuppte sich als gewieftes Bürschchen. Denn inmitten all der Besucher und Verkaufsstände waren wir bedeutend sicherer, als wenn wir versucht hätten, auf irgendwelchen Nebenpfaden aus dem Park herauszukommen. Unsere Verfolger mochten vielleicht die Polizei beherrschen, aber eine Schießerei unter den Augen von so vielen Menschen – auf der Straße waren im Moment mindestens

zweihundert Leute unterwegs – konnten auch sie nicht riskieren.

»Woher wusstest du, dass du uns hier finden kannst?«, fragte ich Joe, als sein Taxi in Sichtweite kam. »Du hast uns schließlich in der Murray Street abgesetzt.«

Joe grinste, während er auf die Fahrertür seines Wagens zuschlenderte.

»Ich wollte gerade wieder losfahren, als ich gesehen habe, wie die Typen, die hinter euch her sind, ins Haus liefen. Als sie kurz darauf einen jungen Burschen aus dem Fenster warfen, dachte ich mir, dass es nicht schaden könnte, wenn ich noch etwas warte. Schließlich war ich euch noch etwas schuldig. Die erste Fahrt mit euch hat mir fast einen Wochenlohn eingebracht, also dachte ich, dass da vielleicht noch mehr drin sein könnte.«

»Was aber, wenn wir die Bösen sind und du dir als Lohn von uns nur eine Kugel einfügst?«

Joes Grinsen wurde noch breiter, als er in den Wagen stieg.

»Seid ihr aber nicht, dazu brauche ich nur in eure Gesichter sehen. Ich fahre seit fast vierzig Jahren Taxi und glaube inzwischen genügend Menschenkenntnis erworben zu haben, um jemanden einschätzen zu können. Ein Blick in die Augen und ich weiß genau, ob einer Dreck am Stecken hat. Aber jetzt genug geredet, steigt ein und dann nichts wie weg von hier. Wenn ihr wollt, könnt ihr mir ja während der Fahrt eure Geschichte erzählen.«

»Wohin fahren wir?«, wollte Yalla wissen.

»Dahin, wo euch garantiert keiner findet. Etwa zehn Meilen von hier, in der Darling Range, gibt es ein altes Wochen-

endhaus, das schon seit Jahren keinen Besucher mehr gesehen hat.«

»Einverstanden«, sagte ich spontan. Wobei es hierzu nicht viel zu überlegen gab, wohin hätten wir uns sonst wenden sollen?

Ich riss die Tür auf, machte es mir auf dem Rücksitz bequem und winkte Yalla zu mir heran.

In diesem Moment schlug das Schicksal erneut zu. Diesmal so entsetzlich und brutal, dass ich daran fast zerbrach.

Einer unserer Verfolger, jener pickelgesichtige Bursche, den Joe vor wenigen Minuten niedergeschlagen hatte, war schneller wieder auf unsere Spur gekommen, als wir alle gedacht hatten. Hasserfüllt und unverhofft tauchte er aus der Menschenmenge auf und kam geradewegs auf das Taxi zu.

Joe hatte den Motor bereits angelassen und Yalla bückte sich, um einzusteigen, als ich tatenlos mit ansehen musste, wie die Rechte des Mannes zum Gürtel fuhr und eine schmale schwarze Pistole hervorzertrte. Bei dem Schießseisen schien es sich um eine Walter TP zu handeln, eine Taschenkanone, die gut am Mann zu verstecken war. Wahrscheinlich hatte ich die Knarre in der Hektik übersehen.

Jetzt war es zu spät, um über Versäumtes nachzudenken.

Mit geradezu entsetzlicher Deutlichkeit sah ich mit an, wie der Kerl den Finger um den Abzug krümmte, spürte förmlich den Kugelschlag in Yallas Rücken und sah hilflos zu, wie sie zusammenzuckte und schließlich langsam vor der Wagentür in die Knie ging.

»Yalla!« Ich stürzte nach vorne, packte sie an den Schultern, versuchte noch, sie auf die Füße zu zerren, vergeblich.

Meine Finger griffen bereits in eine klebrige Nässe und eine eiskalte Hand legte sich um mein Herz, noch ehe ich das viele Blut an meinen Fingern sah.

Meine Augen wurden feucht, als ich sah, wie der Blick in Yallas Augen langsam zu brechen begann.

»Du hast noch ein paar von meinen Sachen in deiner Hosentasche«, sagte sie mit einer so klaren Stimme, dass es fast schon unheimlich war. »Eine davon ist ein kleiner Schlüssel, der zu einem Schließfach auf dem Flughafen passt. Die Nummer ist im Schlüssel eingraviert. Verlier ihn nicht, denn ohne ihn kannst du ihnen nichts beweisen.«

Ein Blutschwall schoss aus ihrem Mund. Dem Austrittsloch der Kugel und dem Schusskanal nach hatte sie ihr Mörder in die Lunge getroffen und dabei eine Patrone benutzt, die irgendwie präpariert sein musste. Entweder angefeilt oder die Spitze mit Sprenggel oder irgendeiner anderen Teufelei versehen, anders konnte ich mir die Größe der Wunde nicht erklären.

»Yalla!« Als ich ihren Namen wiederholte, lag alle Verzweiflung und Wut dieser Welt in diesem einen Wort. Aber es nutze nichts. An der Art, wie sie sich zur Seite neigte und zu Boden fiel, erkannte ich, dass sie bereits tot war. Ich brüllte wie ein Verrückter und versuchte aus dem Wagen zu kommen.

Wieder war es Joe, der mich rettete. Ohne ein Wort zu sagen trat er das Gaspedal seines Wagens bis zum Anschlag

durch und steuerte ihn in einem Höllentempo aus dem Kings Park.

Der Schwung warf mich in den Sitz zurück. Dass die hintere Autotür, vor der Yalla zusammengebrochen war, nicht verschlossen war und deshalb andauernd auf und zu klapperte, schien ihn dabei ebenso wenig zu stören wie mein Schreien oder die vielen Menschen auf der Straße, die auseinanderrannten, als wäre in ihrer Mitte eine Bombe explodiert.

Ich selber registrierte das alles nur am Rand.

Nach einer Ewigkeit – in Wirklichkeit waren keine zehn Minuten vergangen – hielt Joe den Wagen am Straßenrand an, stieg aus und schmetterte die immer noch offene Wagentür mit einer Gewalt ins Schloss, die ich ihm gar nicht zuge-
traut hätte. Dann setzte er sich wieder ans Steuer und fuhr los.

Immer wieder fiel sein Blick auf den Rückspiegel, um an mir hängen zu bleiben. Eine Viertelstunde später begann er zu reden.

»Wir fahren jetzt zu der Hütte, von der ich dir erzählt habe. Dort werden wir etwas essen und dann schlafen. Jetzt in Hektik zu verfallen bringt nichts. Glaub mir, ausgeruht und mit etwas im Magen sieht die Welt schon anders aus.«

Ich brauchte etwas, bis ich seine Worte verarbeitet hatte, aber dann war ich kurz davor, ihm an die Gurgel zu springen.

»Du verdammter Scheißkerl, warum hast du nicht angehalten? Statt dich um Yalla zu kümmern, hast du sie liegen lassen wie ein Stück Dreck. Ich hätte große Lust, dir dafür den Schädel einzuschlagen, du Arschloch.«

Joe stieg in die Eisen, dass es nur so qualmte und quietschte. Der Wagen kam so abrupt zum Stehen, dass ich mit voller Wucht gegen den rückwärtigen Teil des Beifahrersitzes knallte. Dann drehte sich Joe zu mir um und starrte mich an, als ob er mich gleich fressen wollte.

»Halt endlich deine Schnauze! Dein Gejammer um Yalla geht mir allmählich auf den Sack. Glaubst du vielleicht, du bist der Einzige, der um sie trauert? Auch mir hat ihr Tod schier das Herz gebrochen, aber das Leben geht weiter. Wenn sie dir wirklich etwas bedeutet hat, solltest du dich besser zusammenreißen und mit mir ihren Plan zu Ende führen.«

Überrascht blickte ich ihn an. Woher zum Teufel kannte dieser Taxifahrer Yalla?

Plötzlich fiel mir wieder diese seltsame Vertrautheit zwischen den beiden ein, als Joe im Kings Park unseren Verfolger mit einem Schraubenschlüssel niedergeschlagen hatte.

»Was für einen Plan?«, fragte ich verblüfft.

»Die Bekämpfung und die Zerstörung jenes Syndikats, das für das Unternehmen Palinginese verantwortlich ist.«

»Was wissen Sie davon?«

»Mehr, als du denkst. Auch wenn ich nie selber in der abgeschotteten Area war, informierte mich Yalla über alles, was dort vor sich ging. Ich war sozusagen ihr Mann in der realen Welt und bereitete mit ihr den Kampf gegen das Syndikat vor.«

»Wer zum Teufel sind Sie?«

»Joseph Duncan, genannt der alte Joe. Ich bin Yallas Vater!«

Wir blieben vier Tage in dem alten Wochenendhaus und hatten dabei eine Menge zu bereden.

Schließlich überzeugte mich Joseph, was wohl hauptsächlich an Yallas Aufzeichnungen lag, in denen sie das Leben und Wirken des Syndikats ziemlich deutlich beschrieb. Diese kaum vier Schulhefte umfassende Niederschrift, sozusagen ihr Vermächtnis, war pures Dynamit.

Als ich sie durchgelesen hatte, wusste ich, dass ich ihre Arbeit fortsetzen musste.

Es konnte nicht sein, dass irgendein Konzern, egal wie reich und mächtig, die Geschehnisse unserer Welt bestimmen konnte.

Joseph war mein erster Verbündeter in diesem Kampf, weitere sollten folgen.

Aber das ist eine andere Geschichte.

Vielleicht werde ich mir einmal die Zeit nehmen und sie erzählen, vielleicht aber auch nicht.

Ende des 1. Buches